This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

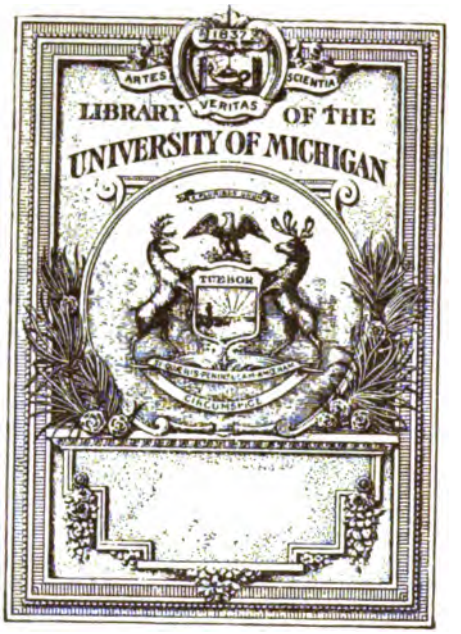
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 829,428

Die Deutschen Großstädte

Einst und Jetzt

Verlag von Georg Westermann
Braunschweig


ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR

DD
41
.S937d

Die Deutschen Großstädte Einst und Jetzt

Mit sechs Einzelschilderungen

Berlin / Hamburg / München / Köln / Dresden / Leipzig

Von

Emil Stutzer

Geh. Studienrat

Mit 42 Abbildungen und 1 Karte

1917

Verlag von Georg Westermann

Berlin Braunschweig Hamburg

Alle Rechte vorbehalten

Copyright 1917 by
Georg Westermann, Braunschweig

Druck von Georg Westermann in Braunschweig

Dem Andenken meines Schwiegersohnes

Robert Weiſe

Leutnant d. R. und Kompanieführer
im Ref.-Inf.-Reg. Nr. 7
Ritter des Eiſernen Kreuzes

in ſchmerzlichem Dankgefühl gewidmet

375778

Vorwort

Viele Deutsche schweifen alljährlich in die lockende Weite, ihr Vaterland aber, seine Städte, deren Werden und Wesen kennen sie wenig oder verkennen wohl gar das Heimische, weil sie das Fremdländische nicht bloß in Äußerlichkeiten überschätzen. „Wir legen auf allen Gebieten, im Reich der Kunst wie auf politischem Felde, zu hohes Gewicht auf das Urteil des Auslandes", sagt Fürst von Bülow in seiner „Deutschen Politik" (Berlin 1916, S. 345). Wird der Weltkrieg die Deutschen vom Banne unwürdiger Ausländerei erlösen? Sie hat nicht von vornherein in unserem Volke gesteckt, sondern hauptsächlich nach dem Dreißigjährigen Kriege sich eingenistet, der Deutschland zum Aschenbrödel machte, und unter dessen Nachwirkungen die kleinstaatliche Dienstbotenhaftigkeit besonders verhängnisvoll für das Schwinden des deutschen Nationalstolzes auf lange Zeit hinaus wurde. Allmählich kehrte er bei vielen einzelnen zurück, feste Wurzeln faßte er aber im ganzen Volke nicht wieder, so daß man ihn nach den Erfahrungen vor und in dem Weltkriege jetzt auf die verschiedenste Weise durch Wort, Schrift und Bild nachhaltig zu fördern sucht. Bei der vorliegenden Arbeit war für mich außer den am Schlusse der Einleitung dargelegten Gründen auch das Bestreben maßgebend, an meinem bescheidenen Teile der übertriebenen Ausländerei entgegenzuwirken (beiläufig: auf zwölf Ferienreisen mit Primanern bin ich stets in Dresden, meist in Braunschweig und Leipzig, dreimal in Köln und zweimal in Frankfurt gewesen, eine Romreise aber, wie sie vor Jahren wiederholt mit Berliner Primanern unternommen wurde, hätte ich grundsätzlich abgelehnt). Ich habe daher den Stoff auf wissenschaftlicher Grundlage allgemeinverständlich zu einem zwar nicht lückenlosen, aber doch einheitlichen Ganzen zu verarbeiten gesucht, so daß jeder erkennen kann, was wir in unseren Großstädten geleistet haben und leisten für uns und für die Menschheit.

Wer sich näher mit dem Gegenstande im allgemeinen oder mit einer einzelnen Großstadt befassen will, findet literarische Nachweisungen. Allen werden die Bilder willkommen sein, bei deren Auswahl danach gestrebt wurde, sowohl die Vielseitigkeit wie die Schönheit zum Ausdruck zu bringen. Manche Bilder sind vermutlich manchen neu; zur Wahl des bekannten Titelbildes haben mich die vaterländischen Hoffnungen bestimmt, mit denen ich diese unter übermächtigen freudigen, aber auch leidvollen Eindrücken verfaßte Arbeit glaube erscheinen lassen zu dürfen.

Görlitz, im dritten Kriegswinter.

Der Verfasser.

Literatur

Adickes und Beutler, Die sozialen Aufgaben der Stadtgemeinden. Leipzig 1903.

Bähr, Eine deutsche Stadt vor 60 Jahren. Leipzig 1884.

von Below, Der Ursprung der deutschen Stadtverfassung. München 1892.

von Below, Das ältere deutsche Städtewesen und Bürgertum. 2. Auflage. Bielefeld und Leipzig 1905.

Bender, Illustrierte Geschichte der Stadt Köln. Mit vielen Literaturangaben. Köln 1912.

Boos, Geschichte der rheinischen Städtekultur mit besonderer Berücksichtigung von Worms. 2. Auflage. Berlin 1897.

Brinckmann, Deutsche Stadtbaukunst in der Vergangenheit. Frankfurt a. M. 1911.

Brockhaus, Deutsche städtische Kunst und ihr Sinn. Leipzig 1916.

Bruhns, Die deutschen Großstädte. In der Wochenschrift „Die Grenzboten". Leipzig 1908.

Dehio, Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler. 5 Bände. Berlin 1905 ff.

Endell, Die Schönheit der großen Stadt. Stuttgart 1908.

Erbe, Historische Städtebilder aus Holland und Niederdeutschland. Leipzig 1906.

Goldschmidt, Berlin in Geschichte und Gegenwart. Mit vielen Literaturangaben. Berlin 1910.

Großstadt, Die. Vorträge und Aufsätze der Gehe-Stiftung. Dresden 1903.

Gruber, Eine deutsche Stadt. Bilder zur Entwicklungsgeschichte der Stadtbaukunst. München 1915.

Hassert, Die Städte geographisch betrachtet. Leipzig 1907.

Hegel, Die Entstehung des deutschen Städtewesens. Leipzig 1898.

Hellwig, Deutsches Städtewesen zur Zeit der Ottonen. Dissertation. Breslau 1875.

Heil, Die deutschen Städte und Bürger im Mittelalter. 3. Auflage. Leipzig 1912.

Heusler, Deutsche Verfassungsgeschichte. Leipzig 1905.

Keutgen, Untersuchungen über den Ursprung der deutschen Stadtverfassung. Leipzig 1895.

Die Stadt Köln im ersten Jahrhundert unter preußischer Herrschaft 1815–1915. Herausgegeben von der Stadt Köln. Zwei Bände. Köln 1916.

Kunststätten, Berühmte. Leipzig, E. A. Seemann.

Kutzen, Das deutsche Land. 5. Auflage. Breslau 1908.

Lamprecht, Deutsche Geschichte. Zwölf Bände und zwei Ergänzungsbände. 4., z. T. 3. oder 2. Auflage. Berlin 1911 ff. Mit vielen Literaturangaben im 12. Bande.

Lichtwark, Deutsche Königsstädte. Dresden 1898.

Matthaei, Deutsche Baukunst. Drei Bändchen. Leipzig 1910–1914.

Moeller van den Bruck, Der preußische Stil. München 1916.

Monographien deutscher Städte. Oldenburg i. Gr., G. Stalling.

Preuß, Die Entwicklung des deutschen Städtewesens. Leipzig 1906.

Püschel, Das Anwachsen der deutschen Städte in der Zeit der mittelalterlichen Kolonialbewegung. Berlin 1910.

Riehl, Land und Leute. 21. Auflage. Stuttgart 1908.

Rietschel, Markt und Stadt in ihrem rechtlichen Verhältnis. Leipzig 1897.

Schäfer, Deutsche Geschichte. 5. Auflage. Zwei Bände. Jena 1917.

Scheffler, Berlin. Ein Großstadtschicksal. Berlin 1910.

Schmidt, Citybildung und Bevölkerungsdichte in Großstädten. München 1909.

Schmoller, Die Bevölkerungsbewegung der deutschen Städte von ihrem Ursprung bis ins 19. Jahrhundert. In der Festschrift für Gierke. Weimar 1911.
Schott, Wachstum der deutschen Großstädte seit 1871. Im Statistischen Jahrbuch der deutschen Städte XI/XII.
Silbergleit, Preußens Städte. Berlin 1908.
Sitte, Der Städtebau nach künstlerischen Gesichtspunkten. 3. Auflage. Wien und Leipzig 1901.
Sohm, Die Entstehung des deutschen Städtewesens. Leipzig 1890.
Sombart, Die deutsche Volkswirtschaft im 19. Jahrhundert. Berlin 1903.
Spiero, Städte. Hamburg und Leipzig 1909.
Stadt, Die schöne deutsche. Mit vielen schönen Abbildungen. Drei Bände. München 1911–1913.
Städtebau, Der. Eine Monatsschrift. Berlin, Wasmuth, 1904 ff.
Statistisches Jahrbuch der deutschen Städte. Breslau, Korn.
Stätten der Kultur. Leipzig, Klinkhardt & Biermann.
Steinhausen, Geschichte der deutschen Kultur. 2. Auflage. Zwei Bände. Leipzig und Wien 1912 f.
Stübben, Der Städtebau. Handbuch der Architektur. 2. Auflage. Leipzig 1907.
Ule, Das Deutsche Reich. Leipzig 1915.
Verhandlungen des ersten Kongresses für Städtewesen 1912. Düsseldorf 1913.
Weber, Die Großstadt und ihre sozialen Probleme. Leipzig 1908.
Wohlwill, Neuere Geschichte Hamburgs, insbesondere von 1789 bis 1815. Gotha 1914.
Wuttke, Die deutschen Städte. Leipzig 1904.
Zauner, München in Kunst und Geschichte. Mit vielen Literaturangaben. München 1914.

Verzeichnis der Abbildungen

Tafel I. Worms: 1. Dom vom Norden.
Regensburg: 2. Dom und Donaubrücke.
„ II. Augsburg: 3. Das Fuggerhaus am alten Weinmarkt.
4. Innenhof im Fuggerhause.
Straßburg: 5. Gotischer Eingangsbogen vom Münster.
„ III. Nürnberg: 6. Das Sebaldusgrab von Peter Vischer.
Lübeck: 7. Gesamtansicht.
„ IV. Danzig: 8. Rathaus.
Breslau: 9. Rathaus.
„ V. Berlin: 10. Spreetunnel an der Wallstraße. Fangedamm des ersten Bauabschnitts.
„ 11. Spreetunnel an der Wallstraße. Die Spreeinsel.
„ 12. Schloß mit Denkmal Wilhelms I.
„ 13. Warenhaus Wertheim.
„ VI. „ 14. Brandenburger Tor vom Pariser Platz gesehen.
„ 15. Reichstagsgebäude mit Denkmal Bismarcks.
„ VII. „ 16. Vorhalle des Stadthauses an der Klosterstraße.
„ 17. Vorhalle des Stadthauses an der Judenstraße.
„ 18. Märchenbrunnen am Friedrichshain.
„ 19. Neptun-Brunnen von Begas.
„ VIII. Hamburg: 20. Alsterbecken mit dem Jungfernstieg.
„ 21. Gesamtbild des Hafens.
„ IX. „ 22. Teilbild des Hafens.
„ 23. Mönckebergstraße.
„ 24. Altes Fleet.
„ 25. Fachwerkhäuser.
„ X. München: 26. Kgl. Residenz: Der Hohenstaufensaal im Festsaalbau.
„ 27. Kgl. Residenz: Der Thronsaal im Festsaalbau.
„ 28. Marienplatz, Rathaus und Frauenkirche.
„ XI. „ 29. Der Universitäts-Neubau an der Amalienstraße.
„ 30. Große Aula der Universität.
„ 31. Maximilianeum mit Isarbrücke.
„ 32. Wittelsbacher Brunnen von Adolf Hildebrand.
„ XII. Köln: 33. Innenansicht des Domes.
„ 34. Abendansicht.
„ XIII. Dresden: 35. Zwinger.
„ 36. Hofoper.
„ 37. Elbansicht.
„ XIV. Leipzig: 38. Stirnseite der Deutschen Bücherei.
„ 39. Königsbau.
„ 40. Hauptbahnhof: Haupteingang in der nördlichen Hälfte der Süd-Hauptfront.
„ 41. Neues Rathaus.
Titelbild: 42. Das Bismarckdenkmal in Hamburg.

Inhalt

Seite

Einleitung 1–4

Der Begriff Großstadt 1. Zahl der Großstädte 1. Urteile über die Großstadtkultur 2. Schiller 2. R. Wagner 2. Bismarck 3. Aufgaben der Darstellung 3.

Allgemeiner Teil

Erster Abschnitt: Anfänge und allgemeine Fortschritte bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts 7–46

Die Germanen als Städtezerstörer 7. Die Burgen 7. Die Burg ein Keim der Stadt 8. Das Wort „Stadt" 8. Der Name „Bürger" 8. Anfänge des Marktverkehrs: 1. in früheren Römerstädten 9, 2. im Innern und im Osten Deutschlands 10. Die ständigen Märkte ein Keim der Stadt 10. Die „Kaufleute" 10. Königsfriede 11. Die Rolandsbilder 12. Das „Weichbild" 12. Die Stadt als besonderer Gerichtsbezirk 12. Neue Rechtsanschauungen 12. „Stadtluft macht frei" 13. Die ältesten Großstädte: Mainz 13 und Köln 14. Markt- und Stadtherren 14. Geschlechter oder Patriziat 15. Die ersten Kämpfe der Bürger gegen die Stadtherren 15. Freibriefe für Speier und Worms 15. Stellung der Staufer zu den Städten 15. Aufschwung der Städte 16. Städtebünde 17. Gegensatz zwischen Nord- und Süddeutschland 17. Ursprung der Ratsverfassung 18. Ungeld 18. Herrschaft der Geschlechter 18. Die „reichen Kaufleute" 19. Anteil der Zünfte am Stadtregiment 20. Bedeutung der Großstädte für das Staatsleben 20. Einwohnerzahl 21. Städtische Wirtschaftspolitik 22. Stapelrecht und Bannmeilenrecht 22. Räumliche Entwicklung 23. Bebauung im Innern 23. Landwehr 23. Freie Reichsstädte 24. Ungleiche Verbreitung der freien Reichsstädte 24. Stellung zum Reiche 25. Mangelndes Nationalgefühl 25. Übersicht über die vierzehn wichtigsten Städte um 1500 26 ff. Zusammenfassung 38. Vorrang des Südens 38. Urteile von Ausländern 38. Äußeres Stadtbild, Festungscharakter 39. Innere Stadtanlage, ländlicher Charakter 40. Das Malerische des Straßenbildes 40. Straßenpflaster 41. Straßenbeleuchtung 41. Reinigung der Straßen 41. Stein- und Fachwerkbauten 42. Holzbaukunst 42. Gegensatz zwischen Nord- und Süddeutschland 41. Löschvorrichtungen 42. Dächer und Stockwerke 43. Innere Einrichtung der Häuser 43. Großstädtisches Leben und Treiben 43. Tafelfreuden 44. Volksfeste 44. Trachten 44. Frauenfrage 44. Bedeutung der der Städte für Kunst und Wissenschaft 45. Stellung zur Reformation 45. Erfindungen 46. Anfänge des Zeitungswesens 46.

Zweiter Abschnitt: Allmähliche, oft unterbrochene Einzelfortschritte namentlich in den Residenzstädten von der Mitte des 16. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts 47–63

Aufschwung der Fürstengewalt 47. Verkehr mit der neuen Welt 47. Beziehungen zu Antwerpen 48. Rückgang des Handels 48. Gebundenheit des Verkehrs 49.

Seite

Folgen des Dreißigjährigen Krieges 49. Aufschwung Hamburgs und Frankfurts 50. Die Frankfurter Börse 51. Entwicklung Leipzigs 51. Bedeutung Nürnbergs und Breslaus 51. Zusammenfassung 52. Mangel einer Reichshauptstadt und seine Folgen 52. Unterschied zwischen Deutschland und Frankreich 53. Einfluß der Fürsten auf die städtische Entwicklung 53. „Spießbürger" 54. Künstliche Großstädte, Karlsruhe, Mannheim und Stuttgart 54. Die vier wichtigsten Residenzen 55. Mainz 55. Allgemeine Zustände in den Residenzen 55. Bedeutung der Residenzen für das Kriegswesen 55. Die Residenzbewohner als Vertreter des ganzen Staates 56. Vormachtstellung Mittel- und Norddeutschlands auf geistigem Gebiete 56. Die städtische Entwicklung in der napoleonischen Zeit, Steins Wirken 57. Bedeutung der Großstädte für den modernen Staat 57. Einwohnerzahl zu Beginn des 19. Jahrhunderts 58. Äußeres Stadtbild 58. Abgeschlossenheit 58. Straßenleben 58. Briefkasten 59. Schauläden 59. Fuhrwerke 59. Straßenbeleuchtung 60. Nachtwächter 60. Löschwesen 60. Messen 60. Kunst 60. Theater 60. Zeitungen 61. Häusliches Leben und häusliche Einrichtung 61. Beleuchtungsmittel 62. Speisen und Getränke 62. Lebensauffassung der Biedermeierzeit im allgemeinen 62.

Dritter Abschnitt: Allgemeiner rascher Aufschwung der Großstädte seit der Mitte des 19. Jahrhunderts 64–92

Großindustrie und Weltwirtschaft 64. Bedeutung Englands 64. Die modernen Großstädte und ihr internationaler Charakter 65. Die Weltstadt 65. Deutschlands wirtschaftliche Entwicklung in der neuesten Zeit 66. Verschiebung der landwirtschaftlichen und der industriellen Tätigkeit 67. Stürmisches Wachstum der deutschen Großstädte 67. Ihre Zahl und ihre Verteilung über das Reich 68. Die jüngsten Großstädte 68. Fünf Gruppen der Großstädte nach der geographischen Lage 70. Flächeninhalt und Grundbesitz der Großstädte 70. Bedeutung der Eisenbahn 71. Großindustriestädte: Düsseldorf, Essen 72, Dortmund, Chemnitz 73. Kunststädte 73. Ausländerei 74. Großstädtisches Getriebe 74. Massenwirkung 74. Reklame 75. Geistige Eigenart der Großstädter 75. Selbstgefühl 76. Asphaltkultur 76. Naturssinn 77. Veränderung des Stadtbildes 77. Stadtwälder 77. Gartenvorstädte 77. Bahnhofsviertel 78 Erhaltung des alten Stadtbildes 78. Stadterweiterung 78. Neue Stadtteile 79. Vorliebe für den Renaissancestil 79. Das Warenhaus 80. Gegensatz zwischen Geschäfts- und Wohnstadt 80. Boden- und Wohnungsfrage 81. Mietskasernen 81. Gesundheitspflege 82. Wasserversorgung 82. Staub-, Rauch- und Rußplage 83. Schönheit der Großstadt 83. Freigelegte Plätze, Denkmäler, Brücken 84. Stillosigkeit im allgemeinen 85. Vorzüge und Luxus der Großstadt 85. Wandlung bei Beginn des Weltkrieges 86. Bedeutung der Großstädte für das staatliche Leben 87. Die Presse der Großstadt 87. Die Sozialdemokratie in der Großstadt 88. Verschärfung der sozialen Gegensätze in der Großstadt 88. Die Großstadtverwaltungen während des Krieges 89. Verschiedenheit des Stadtbildes in Nord- und in Süddeutschland 90. Backsteinbauten 91. Holzverzierungen 91. Kulturelle Mannigfaltigkeit 91.

Rückblick und Ausblick 93–98

Späte Entwicklung des städtischen Lebens 93. Begünstigende Umstände für das Aufblühen der Großstädte 93. Verhältnis der Großstadt- zur Gesamtbevölkerung 93.

Abſturz der Geburtsziffer 94. Untauglichkeit vieler Großſtädter zum Heeresdienſt 94. Abwanderung vom Lande 95. Anziehungskraft der Großſtädte 96. Bedeutung der Landwirtſchaft 96. Bedeutung der Großſtädte 97. Dezentraliſation 97. Geſundheitspflege 97. Nationale Pflicht der Gebildeten und Beſitzenden 97.

Seite

Einzelſchilderungen

1. Berlin 101–152

Bedeutung des Namens 101. Anfänge Berlins 101. Bedeutung für den Handel 102. Miſchbevölkerung 102. Wechſelvolle Schickſale bis 1640 102. Bedeutung des Großen Kurfürſten 103. Einwanderung von Franzoſen und ihre Bedeutung 103. Entwicklung unter Friedrich I., Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. 103. Preis Berlins 104. Entwicklung Wiens 104. Wien als Bollwerk gegen Oſten 105. Nationalitätenmiſchung 105. Vergleich zwiſchen Wien und Berlin 1800 106. Steigende Einwohnerzahl Berlins ſeit 1600 106. Wachstum Groß-Berlins 106. Wohnungsnot 107. Verminderung der Sterblichkeit 107. Herkunft der Bewohner 107. Berlin ein Erzeugnis aller deutſchen Stämme 108. Juden und Katholiken 108. Ausländer 108. Weſen des Alt-Berlinertums 109. Anderung der Sitten und der Lebenshaltung 109. Charakter des Berliners 109. Charakter des Wieners 110. Sozialdemokratie in Berlin 111. Volksunterhaltungen in Wien im Unterſchied von Berlin 111. Der Prater bei Wien 111. Wien die weiblichſte aller Weltſtädte 112. Räumliche Entwicklung Berlins 112. Verſchwinden der urſprünglichen Eigenart 113. Verſchiedene Entwicklung der Stadtteile 113. Gegenſatz zwiſchen Alt-Berlin und Friedrichſtadt 113. Verkehrszuſtände in der Friedrichſtadt einſt und jetzt 114. Veränderung des Straßenbildes im allgemeinen 114. Entwicklung der Vororte 114. Zweckverband Groß-Berlin 115. Entwicklung des Berliner Gewerbes im 18. Jahrhundert und in der erſten Hälfte des 19. Jahrhunderts 116. Bekleidung 116. Zeilners Ofen 116. Maſchinen 116. Borſig 116. Metallfabrikation 117. Gewerbeausſtellung 1844 117. Rudolf Hertzog 117. Berlin als Verkehrsmittelpunkt ſeit 1871 117. Gewerbeausſtellung 1879 118. Siemens 118. Gewerbeausſtellung 1896 118. Berlins jetzige Bedeutung in Handel und Induſtrie 119. Verkehrseinrichtungen 120. Straßenweſen ſeit 1875 120. Brücken 120. Ringbahn, Stadtbahn, Hoch- und Untergrundbahn 120. Nord-Süd-Untergrundbahn im Bau 121. Bedeutung der Waſſerſtraßen 122. Kahnverkehr 122. Großſchiffahrtsweg zur Oder 123. Späte Anfänge wiſſenſchaftlichen Lebens 123. Die fünf älteſten Gymnaſien 123. Heckerſche Realſchule 123. Berliner Prediger 124. Akademie der Wiſſenſchaften 124. Friedrich Wilhelms I. Eigenart 124. Friedrichs II. Vorliebe für franzöſiſche Bildung 125. Die Aufklärung 125. Leſſing 126. Rationalismus 126. Johannes von Müller 126. Berliner Salons 126. Gründung der Univerſität 127. Bedeutende Profeſſoren 127. Vaterländiſche Geſinnung 127. Blüte des wiſſenſchaftlichen Lebens in der Reaktionszeit 128. Hegel, Ranke und Alexander von Humboldt 128. Die Gebrüder Grimm 128. Bedeutung der Salons 128. Konditoreien 129. Chamiſſo und E. Th. A. Hoffmann 129. Glaßbrenner 129. Wiſſenſchaftliche Beſtrebungen Friedrich Wilhelms IV. 130. Die Univerſität in jüngſter Zeit 130. Andere

Seite

Hochschulen Berlins 130. Freie Hochschule 130. Fortbildungs- u. Fachschulen 131. Berlins Bedeutung im Buchhandel 131. Entwicklung der Künste 131. Auswärtige Künstler am Berliner Hofe im 17. Jahrhundert 131. Andreas Schlüter und seine Werke 132. Standbild des Großen Kurfürsten 132. Umbau des Schlosses 132. Akademie der Künste unter Friedrich I. 133. Die Künste unter Friedrich Wilhelm I. 133. Bauten zur Zeit Friedrich Wilhelms I. 133. Einförmigkeit 134. Zustände 1740 134. Friedrich II. 134. Knobelsdorff 134. Opernhaus 134. Palast des Prinzen Heinrich 135. Hedwigskirche 135. Bibliothek 135. Dom 135. Tiergarten 135. Fassaden an Wohnhäusern 136. Gendarmenmarkt 136. Akademie der Künste 136. Kunstausstellungen 136. Brandenburger Tor 137. Schadow und seine Bedeutung 137. Rauchs Schöpfungen 137. Schinkels Bedeutung 138. Altes Museum 138. Schauspielhaus 138. Baupläne Friedrich Wilhelms IV. 139. Kaulbachs Gemälde im Neuen Museum 139. Entwicklung der Künste in der Reichshauptstadt 139. Architektonischer Mischmasch 140. Neudeutsche Renaissance 140. Reichstagsgebäude 140. Andere Bauten des Reichs 140. Städtische Bauten 140. Stadthaus 141. Preußische Staatsbauten 141. „Unter den Linden" 141. Ziegelrohbauten 141. Kirchen 142. Denkmäler 142. Siegesallee 142. Mangel großer freier Plätze 142. Neptunbrunnen 143. Begas' Bedeutung 143. Tuaillons Amazone 143. Märchenbrunnen 143. Kunstgewerbe 143. Ausstellungen 144. Museen 144. Unterschied zwischen Berlin und Wien 145. Prachtstraße im neuen Wien 145. Wiens Hochquellwasser 145. Bühnenkunst in Berlin seit Friedrich II. 146. Deutsches Schauspiel in Berlin 146. Iffland 146. Heinrich von Kleist 147. Spontini 147. Mendelssohn und Meyerbeer 147. Freie Bühne 148. Schillertheater 148. Reinhardt 148. Deutsches Opernhaus 148. Neue Freie Volksbühne 148. Musikalische Bedeutung 149. Berlin keine Stadt der Dichter 149. Das „Junge Deutschland" 149. Das „Jüngste Deutschland" 149. Einfluß Berlins auf Deutschland 149. Berlin kein Spiegelbild ganz Deutschlands 150. Unbeliebtheit Berlins 151. Ursachen des Aufschwungs 151.

2. Hamburg . . . . . 153 – 188

Hamburgs Hafen und seine Eigenart 153. Mannigfaltigkeit des Elbpanoramas 153. Natürliche Grundlage des Hafens 154. Anfänge der christlichen Kultur an der Alster durch Karl den Großen 154. Erzbischof Ansgar 155. Wiederholte Zerstörung Hamburgs 155. Adolf I. von Holstein 156. Einwanderungen 156. Adolf III. von Holstein 156. Erweiterung der Stadt 157. Das Alsterbecken und seine Schönheit 157. Befestigungen 157. Der Rat 157. Hamburgs Reichsfreiheit 157. Verhältnis zu Dänemark 157. Gottorper Vergleich 158. Verfassungsentwicklung 158. Der Hauptrezeß 1712 159. Entwicklung des Handels 159. Vertrag mit Lübeck 160. Das Pfundzollbuch von 1369 160. Bierbrauerei 160. Bekämpfung der Seeräuber 161. Hamburg der wichtigste Elbstapelplatz 161. Wechsel in den Handelsbeziehungen 161. Einwanderungen 1. der Engländer 162, 2. der Holländer 162, 3. der Portugiesen 162. Die Bank 163. Einfluß der Holländer 163. Fleete 163. Hamburg die führende Handelsstadt des deutschen Nordens 164. Neue Befestigungen 164. Wohnungsbauten 165. Fachwerkbauten 165. Verzierungen 166. Steinbauten 166. Landsitze 166. Geistiges Leben im 16. Jahrhundert 167.

Akademisches Gymnasium 167. Handelsakademie 168. Litterarische Glanzzeit 168. Meister Bertram und Meister Francke 168. Genremalerei 169. Musikalische Bedeutung 169. Nationaltheater 169. Aufschwung des Handels im 18. Jahrhundert 169. Hamburgs Neutralitätspolitik 170. Schädigung des Handels durch Frankreich 170. Leidenszeit 1813 171. Aufschwung der Reederei seit 1831 171. Entwicklung zur Welthandelsstadt 172. Abneigung gegen Preußen 172. Eingliederung in den Norddeutschen Bund und ihre Folgen 173. Zollanschluß ans Deutsche Reich 173. Aufschwung des Handels 174. Bevölkerungszuwachs 174. „Venedig des Nordens" 175. Hafenanlagen 175. Elbregulierung 175. Die verschiedenen Häfen 176. Schiffsverkehr 176. Tunnel unter der Elbe 177. Die „Hapag" 178. Bismarck in Hamburg 178. Börse 179. Viertägiger Brand 1842 179. Veränderung des Stadtbildes 180. Cholera 1892 180. Gegensatz zwischen Geschäfts- und Wohnstadt 180. Gartenstadt 181. Mannigfaltigkeit des Stadtbildes 181. Waldfriedhof 181. Rathaus 181. Bismarckdenkmal 182. Verfassungsänderung 182. Kunstpflege 183. Kunsthalle unter Lichtwark 183. Kunstgewerbemuseum unter Brinckmann 184. Vorlesungswesen 184. Kolonialinstitut 185. Ablehnung der Universität 185. Natürliche Vorzüge Hamburgs 185. Bedeutung des Hinterlandes 186. Tatkraft und Opferwilligkeit der Bürger 186. Niedersächsische Art 186. Englischer Einfluß 187. Häuslicher Sinn 187. Bedeutung des Stadtstaates 188.

Seite

3. München 189–215

Emporkommen durch Heinrich den Löwen 189. Residenz seit 1255 189. Handelsverkehr mit dem Süden 190. Gunst der Herrscher 190. Neue Feste 190. Erweiterung durch Wilhelm V. 191. Grottenhof 191. Maximilians I. Schloßbau 191. Innere Ausstattung 192. Hofgarten 192. Gemäldesammlung 192. Die Reichen Zimmer 192. Drei Hofbaumeister 193. Amalienburg 193. Residenztheater 193. Englischer Garten 193. Hof- und Nationaltheater 194. Ludwig I. 194. Neue Residenz 194. Ihre Ausschmückung 194. Hofkirche 194. Ludwigs I. Bedeutung für Deutschland 195. Unterschied zwischen Nord- und Süddeutschland 195. Frauenkirche 195. Ihre Bedeutung für München 196. Altes Rathaus 196. Entwicklung Münchens zur Kunststadt 196. Landschaftsmalerei 196. Barockstil 197. Nepomukkirchlein der Gebrüder Asam 197. Gemäldesammlung 197. Künstlerverein 197. Das neue München, eine Schöpfung Ludwigs I. 198. Königsplatz 198. Ludwigsstraße 198. Gegensätze im Stadtbilde 199. Maximilian II. 199. Schack 199. Maximiliansstraße 199. Nationalmuseum 199. Ludwig II. 199. München als Stadt der Ausstellungen 200. Bedeutung für das Kunstgewerbe 200. Wachstum nach 1871 200. Neue Richtung in der Entwicklung der Stadt und der Kunst 201. Eigenart Ludwigs II. 201. Richard Wagner 201. Bedeutung des Prinzregenten 201. Grundsätze der Stadtverwaltung 202. Neureuthers Polytechnikum 202. Akademie der Künste 202. Aufschwung nach 1871 202. Prinzregentenbrücke 203. Wittelsbacherbrücke 203. Neues Nationalmuseum 203. Künstlerhaus 203. Justizpalast 203. Deutsches Museum 204. Städtische Bauten 204. Waldfriedhof 204. Ehrenfriedhof 204. Neues Rathaus 205. Universitätsneubau 205. Wittelsbacher Brunnen 205. Verschiedener Charakter der Vororte 205. Schwabing 205. München die Stadt der Maler 206. Naturalismus 206. Sezession 206. Hoftheater 207. Technische

Seite

Neuerungen 207. Poſſart 207. Prinzregententheater 208. Feſtſpiele 208. Konzerte 208. Schauſpielhaus 208. Künſtlertheater 208. Wiſſenſchaft und Literatur 209. Maximilian II. und der Münchener Dichterkreis 209. Geibel 209. Heyſe 209. Münchens wiſſenſchaftliche Bedeutung 209. München als Fremdenſtadt 210. Eigenart des eingeborenen Münchners 210. München die heiterſte deutſche Großſtadt 211. Zwei Welten: künſtleriſche und volkstümlich-bäuriſche 211. Oktoberfeſt 212. München als Feſtſtadt 212. Künſtlerfeſte 212. Einfluß der Kunſt auf das öffentliche Leben 212. Bierbrauerei 213. Bierfreudigkeit 213. Hofbräuhaus 213. Leben und Treiben im Hofbräuhauſe 214. Soziale Bedeutung des Bieres 214. Paulanerbräu 214. Zaberbräu 215. Bierkeller 215. München die Stadt der Lebenskunſt und des Kunſtlebens 215. Bedeutung Münchens 215.

4. Köln 216–244

Anfänge zur Römerzeit 216. Ubierſtadt 216. Veteranenkolonie 217. Eifelkanal 217. Feſte Rheinbrücke 218. Stadtbefeſtigung 218. Tore 218. Eindringen der Franken 219. Die älteſten Biſchöfe 219. Einfälle der Normannen 219. Aufſchwung unter den ſächſiſchen Herrſchern 219. Internationale Handelsbeziehungen namentlich mit England 220. Erſte Erhebung der Bürger gegen den Erzbiſchof 221. Rainald von Daſſel 221. Köln als Wallfahrtsort 221. Ummauerung 221. Köln das „deutſche Rom“ 222. Selbſtändige Gemeinden 222. Kaufmannsgemeinde 222. Sondergemeinden 223. Stadtgemeinde 223. Recht der Stadtbefeſtigung 223. Richerzeche 224. Der Rat 224. Die Großkaufleute 224. Stadtſchreiber 224. Emporkommen der Zünfte 225. Engelbert der Heilige 225. Einzug der Kaiſerbraut 1235 225. Kirchen im romaniſchen Stil 226. Grundſteinlegung zum Dom 226. Gerhard von Rile 226. Vorläufiger Abſchluß des Dombaues 227. Kampf zwiſchen den Bürgern und Erzbiſchof Konrad von Hochſtaden 227. Wiederholter Schiedsſpruch 227. Niederlage des Erzbiſchofs 228. Köln freie Reichsſtadt 228. Rat und Zünfte 229. Umgeſtaltung der Stadtverfaſſung 229. Beziehungen zur Hanſa 229. Finanzen 230. Städtiſche Bauten 230. Gürzenich 230. Johannisfeier 231. Wirtshausleben 231. Baukunſt 231. Malerſchule 232. Meiſter Wilhelm 232. Dombild Lochners 232. Lochners Bedeutung 233. Stimmungswechſel in der Malerſchule 233. Köln eine der prächtigſten Großſtädte des 15. Jahrhunderts 233. Die Kölner Univerſität Gegnerin des Humanismus 233. Köln Vorort der Gegenreformation 234. Buch Weinsberg 234. Die Künſte im 16. Jahrhundert 234. Niedergang im 17. Jahrhundert 235. Folgen der Franzöſiſchen Revolution 235. Der Dom eine Ruine 235. Wechſel der Herrſchaft 236. Unbeliebtheit der preußiſchen Regierung 236. Langſamer Aufſchwung des Handels 237. Dampfſchiffahrt 237. Meviſſen 237. Karneval 237. Ausbau des Domes 238. Friedrich Wilhelm IV. 239. Bedeutung der Kölner Dombaugotik 239. Vollendung des Domes 239. Oberbürgermeiſter H. Becker (der „rote“) 240. Stadterweiterung 240. Erhaltung dreier Torburgen 241. Das neue Köln 241. Veränderung des Stadtbildes 241. Ringſtraße 241. Rheinpanorama 242. Entwicklung der Induſtrie 242. Verkehrseinrichtungen 242. Hohenzollernbrücke 243. Muſikaliſche Bedeutung 243. Kunſtſchätze 243. Rheiniſche Geſchichtsſtudien 243. Städtiſche Hochſchulen 244. Eigenart Kölns 244.

5. Dresden 245–259

Anfänge der Alt- und der Neustadt 245. August der Starke und seine Bedeutung für Dresden 246. Zwinger 247. Andere Bauten Pöppelmanns 247. Neubau der Frauenkirche durch Bähr 247. Hofkirche 248. Elbbrücke 248. Stadtbild bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts 248. Gemäldesammlung 249. Folgen des Siebenjährigen Krieges 249. Kunstakademie 249. Graff 249. Folgen der napoleonischen Zeit 250. Erschöpfung des geistigen Lebens 250. Kunstverein 250. Sempers Bedeutung 250. Hoftheater 250. Museum 251. Plastik 251. Ludwig Richter 251. Zwei Richtungen in der Malerei 252. Veränderung des Stadtbildes seit 1880. Albertinum 252. Kunstakademie 252. Ständehaus 252. Schloßumbau 252. Kirchen, Brunnen und Brücken 253. Neues Rathaus 253. Schlachthof 253. Neue Elbbrücke 254. Verein bildender Künstler 254. Ausstellungen 254. Kunstgewerbe 255. Hygiene-Ausstellung 255. Hofoper 255. Richard Wagner 255. Kirchenmusik 256. Literarische Bedeutung 256. Handel und Industrie 256. Einwohnerzahl 257. Wesen der Bevölkerung 257. Charakter der Stadt im allgemeinen 258. Dresden als Fremdenstadt 258. Dresden als Gartenstadt 258.

6. Leipzig 260–276

Überblick über die Entwicklung bis zur Reformation 260. Entwicklung im 17. und 18. Jahrhundert 261. Entwicklung im 19. Jahrhundert 262. Geschichte der Messen 263. Neuorganisation der Messen 263. Leipzigs Entwicklung zur Hauptstadt des deutschen Buchhandels 264. Buchhändlerhaus 265. Buchgewerbehaus 265. Deutsche Bücherei 265. Entwicklung der Industrie 266. Eisenbahn 266. Hauptpersonenbahnhof 267. Altes Rathaus 268. Kaufhäuser des 17. und 18. Jahrhunderts 268. Reichsgericht 269. Neues Rathaus 269. Musikviertel 269. Augustusplatz 269. Geschichte der Universität 269. Gegensatz zu Halle 270. Gottsched 270. Gellert 271. Literarische Bedeutung Leipzigs 271. Gustav Freytag 271. Leipzig als Literaturstadt 272. Bedeutung der Universität 272. Pflege der Tonkunst 272. Mendelssohn 272. Schumann 273. Gewandhauskonzerte 273. Musikalienverlag 273. Baukunst 274. Völkerschlachtdenkmal 274. Max Klinger 274. Volksunterhaltungen 274. Gemeinsinn 275. Leipzig die bürgerliche Großstadt des Ausgleichs zwischen Nord- und Süddeutschland 275. Verhältnis zu Dresden 275. Bedeutung der beiden sächsischen Großstädte 276.

Einleitung

Der Begriff Großstadt

„Es ist ein Ungeheures, eine große Stadt! Eine solche Weltstadt ist das künstlichste Produkt der Geschichte, es ist die allerkünstlichste Frucht, welche die Erde trägt, das verwickeltste Gebilde der Zivilisation eines Volkes", so schrieb am 26. August 1824 Karl Ritter in einem seiner Briefe aus Paris. Für den berühmten Geographen fallen Weltstadt und „große Stadt" zusammen; heutzutage aber wird nicht nur zwischen beiden scharf geschieden, sondern auch ein Unterschied gemacht zwischen einer großen Stadt und einer Großstadt. Unter einer solchen verstehen wir jetzt eine Stadt mit wenigstens 100000 Einwohnern. Legt man indes nicht nur diesen äußerlichen Maßstab der Zahl an, so wird man als ausschlaggebend bei einer Großstadt außerdem hinstellen: sie zeichnet sich durch reges Streben nach Weiterentwicklung auf den verschiedensten Gebieten derart aus, daß mehrere Städtearten in ihr vereinigt sind; sie ist nicht ausschließlich Handels- oder Industrie- oder Regierungs- oder Kunststadt, sondern alle diese Bezeichnungen miteinander kommen ihr zu. In jeder Großstadt tritt also in höherem oder geringerem Maße eine Vielgestaltung hervor, die es erklärlich macht, daß eine einwandfreie Bestimmung des Begriffes Großstadt in seiner allseitigen Bedeutung noch nicht gefunden worden ist.

Zahl der Großstädte

Europa hatte im Beginn des 19. Jahrhunderts 21 Großstädte mit etwa vier Millionen Einwohnern; im Laufe des Jahrhunderts versiebenfachte sich diese Zahl. Verhältnismäßig die wenigsten Großstädte, nämlich 18, besitzt Rußland, das doch siebenundeinhalbmal größer ist als Österreich-Ungarn mit seinen 9 Großstädten; während Italien, um fast zweiundeinhalbmal kleiner als der Staat der Habsburger, 13 Großstädte zählt. Außerordentlich schnell ging die Entwicklung in Deutschland vor sich. Hier hatten im Beginn des 19. Jahrhunderts nur Berlin und Hamburg mehr als 100000 Einwohner, und um 1850 gab es erst 6 Großstädte: Berlin mit 450000 Bewohnern, Hamburg, Breslau, Köln, München und Dresden; 1910 aber betrug die Zahl der Großstädte 48 mit 13 Millionen Bewohnern oder 20 v. H. der Gesamtbevölkerung; also jeder fünfte Bewohner Deutschlands war 1910 ein Großstädter. Immer schneller wuchsen seitdem die Großstädte an, immer

mehr unserer Nationalkraft legten wir in ihnen an, immer häufiger schlossen sich Gemeinden, die durch Bebauung dicht aneinandergerückt sind, zu einer neuen Großstadt zusammen. Naturgemäß üben auch die geschichtliche Vergangenheit und die Bauart einer Stadt bedeutenden Einfluß auf ihre Bevölkerung aus. Für Sitten und Gebräuche, Lebensanschauung und Lebenshaltung, Arbeit und Erholung vieler Millionen wird also die Großstadtkultur[1] von Jahr zu Jahr bedeutungsvoller.

Urteile über die Großstadtkultur

Die Urteile über diese Kultur lauten recht verschieden. Allgemein rühmt man die Großartigkeit der Verkehrseinrichtungen und die Fülle der Anregungen; trotzdem jammern manche über die „großen Beulen am Volkskörper", die „Wasserköpfe", die „Steinhöllen" mit den Mietkasernen und preisen den selig, „der in der Stille der ländlichen Flur, fern von des Lebens verworrenen Kreisen, kindlich

Schiller

liegt an der Brust der Natur", wie Schiller singt. Der Dichter schuf bekanntlich zuerst in Jena, dann in Weimar seine unvergänglichen Werke; Goethe spricht in den „Zahmen Xenien" von „Weimar-Jena, der großen Stadt"; einem heutigen Großstadtbewohner aber muß das damalige Weimar als Residenzdorf und Jena als Universitätsflecken erscheinen. Und wie dachte Schiller über eine „große" Stadt? Früh lenkte sich sein Blick mit tiefer Sehnsucht nach der Weltstadt Paris. Schon 1788 schrieb er: „Wer Sinn und Lust für die große Menschenwelt hat, muß sich in diesem weiten, großen Element gefallen; wie klein und armselig sind unsere bürgerlichen und politischen Verhältnisse dagegen!" Wir besitzen den ersten Entwurf zu einer Tragödie „Die Polizei", in der Schiller das verwirrend vielgestaltige Leben und Treiben des „Zentrums der Welt" allein mit Hilfe seiner Phantasie glaubte darstellen zu können. Der hervorragendste Tonkünstler des

R. Wagner

vorigen Jahrhunderts, Richard Wagner, kannte viele Großstädte. Ganz un-

---

[1] Der Begriff Kultur mag etwas näher erläutert werden, zumal da er oft mit Zivilisation verwechselt wird. Kultur (abgeleitet von colere, pflegen; daher „kultivieren") bedeutet die Ausbildung und Betätigung aller dem Menschen verliehenen Kräfte, wodurch er sich über den Naturzustand erhebt; sie ist hauptsächlich ein innerer, geistiger Zustand, eine Gewohnheit geistigen Lebens, sowohl Wurzel als auch Blüte und edelste Frucht des echten Menschendaseins. Der zwischen Kultur und Natur bestehende Gegensatz tritt besonders in den Großstädten zutage, weil hier aus allen Volksklassen und aus allen Gegenden die Menschen zusammenströmen und alles mögliche „kultivieren". Auf einer gewissen Stufe angelangt, regelt die Kultur die Beziehungen der Menschen zueinander als zu Gliedern einer Gemeinschaft, als Bürger oder cives. Diese Regelung, die das äußere Leben mit seinen Umgangsformen erleichtert und verschönt, heißt Zivilisation; sie ist also eine der Kultur entsprossene Frucht und bildet zugleich eine ihrer Aufgaben. Dadurch, daß sie sich zur Höhe einer feineren Kultur emporschwangen, haben die Europäer auch die Zivilisation gesteigert. Daß Hochstand der Zivilisation mit Tiefstand der Kultur zusammenfallen kann, hat uns der Weltkrieg soeben mit furchtbarer Deutlichkeit gelehrt.

erträglich in ihnen war ihm namentlich das Wagengeräusch; deshalb weilte er am liebsten in Venedig (wo er auch gestorben ist), weil es die geräuschloseste Großstadt der Welt ist. Nach seiner Ansicht „waltete ein guter Geist über unseren großen Dichtern, als er sie aus den Großstädten verbannt hielt". Gegen diese Städte stieß der bedeutendste Staatsmann des verflossenen Jahrhunderts, Bismarck, Bismarck in einer Landtagsrede 1852 sogar die Drohung aus, sie müßten als Trägerinnen des revolutionären Giftes, als Herde der Revolution vom Erdboden vertilgt werden; und später hat er einmal gesagt: „Am wohlsten ist mir da, wo man nur den Specht hört." Auch die beiden anderen größten Geisteshelden unseres Volkes, Luther mit dem felsenfesten Gewissen und Goethe, der seine innersten Empfindungen offenbarte, sie waren keine richtigen Großstadtmenschen, ebensowenig wie Bismarck, der in die verlogenste aller Künste die Wahrhaftigkeit einzuführen wagte. Alle drei haben viel in der freien Natur gelebt und das platte Land geliebt, das die Menschen praktisch macht, wie Bismarck 1870 in Versailles äußerte, während sie in der Großstadt übergescheit würden.

Die „menschlichen Bienenstöcke", wie die Großstädte genannt worden sind, finden aber auch ihre Lobredner, und zwar nicht nur unter Großindustriellen und Großkaufleuten, die sie als Brennpunkte der Weltwirtschaft hochschätzen, sondern auch unter den Künstlern, von denen manch einer die Großstadt als „Zentrum der Intelligenz" preist und Schillers Lehre auf sie glaubt anwenden zu dürfen:

„Sieh, da entbrennen im feurigen Kampf die eifernden Kräfte;
Großes wirket ihr Streit, Größeres wirket ihr Bund",

Worte, die wohl kaum von der modernen Großstadt im allgemeinen gelten dürfen. Indes zwei Tatsachen sind unzweifelhaft richtig. Von der Stadt ist bei allen Völkern die höhere Bildung ausgegangen, und die Kultur mancher Völker kann durch den Hinweis auf eine einzige Großstadt bezeichnet werden. Von Deutschland gilt dies jedoch nicht, es besitzt vielmehr im Unterschied von Frankreich seit langer Zeit viele Kulturmittelpunkte. Wie erklärt sich diese Tatsache? Noch andere Fragen verschiedenster Art drängen sich auf. Bei der außerordentlichen Bedeutung, die auch in Deutschland die Großstädte jetzt erlangt haben, und Aufgaben der Darstellung angesichts der ebenso wichtigen wie schwierigen Aufgaben, die ihnen obliegen, scheint es sehr zeitgemäß zu sein, wenn der Versuch gemacht wird, auf wissenschaftlicher Grundlage möglichst gemeinverständlich darzulegen, welchen Umständen die Städte ihr Aufblühen verdanken und welche Kulturwerte in den Großstädten erreicht worden sind; sodann im einzelnen zu schildern, wie sich die 6 Großstädte

Berlin, Hamburg, München, Köln, Dresden und Leipzig entwickelt haben und worin sich ihre Eigenart besonders kundtut. Weil Großstädte naturgemäß erst allmählich aus kleineren Anfängen entstanden sind, und weil ebenso naturgemäß bei manchen Schilderungen sich keine scharfe Grenze zwischen den Großstädten und den übrigen Städten ziehen läßt, so müssen wir auf die ersten Anfänge zurückgehen, in denen das deutsche Städtewesen überhaupt seine unvertilgbare Grundgestalt erhalten hat. Über diese früheren Zeiten jedoch herrscht vielfache Unklarheit, und die Frage nach dem Ursprung der Städte gehört entschieden zu den am meisten umstrittenen der deutschen Geschichte, so daß eine genaue Schilderung um so mehr erforderlich erscheint, als in der jetzigen Großstadtverwaltung manche der Formen organisch umgebildet und weitergebildet fortleben, die im Mittelalter aus den besonderen Verhältnissen der Zeit heraus geschaffen wurden.

Allgemeiner Teil

Erster Abschnitt

Anfänge und allgemeine Fortschritte bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts

Die Germanen als Städtezerstörer

Unsere Vorfahren wohnten in den ältesten Zeiten vereinzelt und zerstreut in Dorfschaften; sich in Städten anzusiedeln, dazu verspürten sie um so weniger Neigung, als sie in fast allen Gewerben ausschließlich für den eigenen Gebrauch arbeiteten und Handel nur an den Grenzen und nur in geringem Maße trieben. Städte lernten sie überhaupt erst im Römerreiche kennen. Bei ihrer ungemein großen Freiheitsliebe aber kamen ihnen auch die prächtigsten römischen Großstädte wie Gefängnisse vor, und sie zerstörten sehr viele während der Völkerwanderung, ohne jedoch die mächtigen Mauern immer ganz niederzureißen. In den Trümmern errichteten sie dann ihre dörflichen Holzbauten und führten das Leben von Dorfbewohnern. Die Wohnplätze als solche bestanden daher in dem einst römischen Gebiete oft fort, wenn auch zeitweise kümmerlich mit sehr verminderter Bevölkerung. Lagen sie für den Verkehr günstig an einer besonders häufig benutzten Furt oder mitten in einer fruchtbaren und deshalb bevölkerten Gegend, dort, wo die Verkehrswege sich kreuzten, so kamen die lange vernachlässigten Römerstädte bald als Sitze der Bischöfe und Pfalzen der Könige zu neuer Geltung. Man umgab sie wegen der allgemein herrschenden Unsicherheit im Lande mit Wall und Graben, erst später mit Mauern und Türmen. Zum Schutze der kirchlichen Heiligtümer wurden schon im 10. Jahrhundert alle Bischofssitze ummauert und dabei die Reste der römischen Steinmauern wieder ausgebaut oder nach ihrem Muster neue errichtet. Jedoch ummauerte Städte nach römischer Art haben die Deutschen nicht angelegt; den in den Quellen sich findenden, zumeist durch „Städte" übersetzten Ausdruck urbes oder oppida muß man in diesem Falle wiedergeben durch ummauerte Orte oder „Burgen", ein Wort, das von „bergen" (im Sinne von „schützen") abgeleitet ist. Herrenburgen, wie sie im Heliand vorkommen, und Bauernburgen, das heißt befestigte Dörfer, sind zu unterscheiden. Heinrich I. (919 bis 936) ließ in den sächsisch-thüringischen Gegenden solche Bauern-

Die Burgen

burgen besonders zum Schutze gegen die Ungarn errichten und in ihnen auch festliche Zusammenkünfte abhalten, um den Verkehr zu beleben. Eine Stadt in unserem Sinne hat er überhaupt nicht gegründet, wie die Sachsen lange über solche Wohnplätze dachten, das lehrt auch der kurz nach dem Jahre 1000 gestorbene sächsische Geschichtschreiber Widukind. Er läßt nämlich einen Helden der Sachsensage dem Gegner höhnend zurufen: hinter den Mauern der Stadt verberge er sich und wage nicht, den freien Blick zum Himmel zu erheben.

Die Verteidigung und Sicherung des Landes durch Burgen war ursprünglich Pflicht und Recht allein des Königs, wurde jedoch früh auch Sache der Grundherren. Aus den Burgen, also aus den denkbar dürftigsten Anfängen, entwickelten sich allmählich Städte, doch jahrhundertelang haben sie dörflichen Charakter mehr oder weniger bewahrt. Zwar nicht jede Burg ward eine Stadt, aber fast alle älteren deutschen Städte sind aus Burgen oder im Anschluß an solche erwachsen — nur so läßt es sich auch rechtfertigen, daß Heinrich I. später den sehr mißverständlichen und oft in der Tat auch mißverstandenen Beinamen „der Städteerbauer" erhielt. Unser Wort Stadt kommt her von dem mittelhochdeutschen stat, d. h. Stätte, anfangs im allgemeinen Sinne, erst im 11. Jahrhundert in der Bedeutung von Burg gebraucht. Ende des 12. Jahrhunderts wird diese Bezeichnung auf die Ritterburg beschränkt und der Ausdruck Stadt ausschließlich auf einen Marktort angewendet, der schon damals ein Brennpunkt kaufmännischen und gewerblichen Lebens geworden war, also viel mehr als das, was der Name Burg eigentlich bedeutet. Doch weil nach allgemein gültiger Vorstellung die Stadt anfänglich eine Burg mit Burgrecht bildete, so behielten die Stadtbewohner den ursprünglichen Namen Bürger bei, nicht mit Beziehung auf die Burg, sondern um den Gegensatz zu den Rittern und den Bauern auszudrücken, das Stadtoberhaupt hieß Burgemeister, ein Wort, das erst später die uns geläufige Form Bürgermeister erhielt. Von den im mittelalterlichen Städtewesen gebrauchten Bezeichnungen ist der Name „Bürger" fast der einzige deutschen Ursprungs, und zwar hat ihn zuerst der Gote Ulfilas im 4. Jahrhundert in seiner Bibelübersetzung angewandt.[1] Daß die Stadt anfangs begrifflich eine Burg war, beweist noch heute auch die Endung -burg in den Namen mancher alten und geschichtlich bedeut-

Die Burg ein Keim der Stadt

Das Wort „Stadt"

Der Name „Bürger"

[1] Man kann in diesem Worte die ganze geschichtliche Entwicklung der Stadtbewohner bedeutsam ausgedrückt finden: bange Sorge und kluge Vorsicht der sich Bergenden, Wehrhaftigkeit der Geborgenen, behagliche Sicherheit durch gegenseitige Bürgschaft und Verbürgung des Eigentums und der sonstigen Rechte, endlich die höchste Steigerung und zugleich Verallgemeinerung des Wortes zu dem Begriffe Staatsbürger.

samen Großstädte, z. B. Augsburg (die erste Silbe ist aus dem lateinischen Worte Augusta, Kaiserstadt, verkürzt); Hamburg (Hamme ist ein dichter Wald); Magdeburg, das bedeutet die der Magd (nämlich der Jungfrau Maria) Geweihte; Straßburg, das heißt die an der Heerstraße gegründete Burg. Starke Befestigungen mit Mauern und Türmen wurden zuerst im Westen und Süden Deutschlands errichtet, weil hier in den einstigen Römerplätzen noch Mauerreste vorhanden waren. Doch das alleinige Kennzeichen einer Stadt darf in der Ummauerung nicht erblickt werden; denn man begann sie erst im 13. Jahrhundert als rechtliche Verpflichtung anzusehen, der sich keine Stadt entziehen durfte, und erst im 14. wurden viele Orte, die schon lange vorher Stadtrecht erhalten hatten, mit einer Mauer befestigt, so daß seitdem das Rechtssprichwort gelten konnte: den Bürger und den Bauer scheidet nichts denn die Mauer.

Anfänge des Marktverkehrs

Neben der Ummauerung muß als zweiter, wichtiger Keim für die städtische Entwicklung unzweifelhaft der Marktverkehr gelten. Das Wort Markt wurde erst in althochdeutscher Zeit, etwa im 7. Jahrhundert, aus dem lateinischen mercatus entlehnt, also sind die Märkte nicht sehr alt in Deutschland; nach bescheidenen Anfängen erlangten sie allmählich, soweit es die in jeder Beziehung mangelhaften Straßen möglich machten, größere Bedeutung für das Volksleben. Ursprünglich schloß sich der Marktverkehr meist an Zusammenkünfte an, die anderen Zwecken dienten: an Heerschau, Gerichtstage und besonders an kirchliche Feiern. Im übrigen fand er wegen der Schwierigkeit des Verkehrs unregelmäßig statt. Zur Zeit der Merowinger (486–751) entstanden vorübergehende Märkte besonders in denjenigen früheren Römerstädten, die als die gegebenen Grundlagen von Verkehrsplätzen zu Bischofssitzen und königlichen Pfalzen geworden waren; namentlich jene wurden für den Marktverkehr wichtig, weil sie im Unterschied von den Pfalzen einen dauernden Mittelpunkt und festen Versammlungsort bildeten. Bei Kirchenfesten und Wallfahrten fand unter dem Schutze der Geistlichen sehr reger Marktverkehr statt, nachdem die Messe beendet war – dies Wort erhielt daher auch die Bedeutung „großer Markt“; oft schlugen die wandernden Krämer sogar in den Vorhallen der Kirche ihre Buden auf. Welche Beschränkungen dem Marktverkehr noch im Beginn des 9. Jahrhunderts auferlegt werden mußten, beweist das von Karl dem Großen († 814) erlassene Verbot des Handels bei Dunkelheit. Seit dem Ende des 10. Jahrhunderts wurden die Märkte jede Woche an bestimmten Tagen während bestimmter Stunden abgehalten.

in früheren Römerstädten

Von den ältesten Märkten im Rhein- und Donaugebiet, in denen sich überall die spätere Altstadt, soweit ihre Entstehung erkennbar ist, unmittelbar aus der

einstigen römischen Ansiedlung entwickelt hat, sind zu unterscheiden die seit dem
Im Innern und im Osten Deutschlands
9. Jahrhundert im Innern Deutschlands von selbst sich bildenden Marktorte und die seit dem 11. Jahrhundert namentlich im Kolonialla nde nach dem Vorbilde älterer Städte planmäßig entstandenen; bis zum 16. Jahrhundert waren es wohl etwa 2500. Fast alle Städte des inneren Deutschlands, deren Anfänge wir verfolgen können, sind nur des Marktverkehrs wegen gegründet worden, welche Bedeutung ihm in der Stadtentwicklung zukommt, ist auch aus der Lage des Marktes im Mittelpunkte der Stadt erkennbar. Im Laufe der Zeit wurden die
Die ständigen Märkte ein Keim der Stadt
Märkte zu einer ständigen Ansiedlung der Kaufleute, die das ganze Jahr ihre Waren feilhielten, und erst der ständige Markt, die dauernde Marktansiedlung mit einer Ansammlung von Handelsleuten bildet neben der Befestigung einen zweiten Ausgangspunkt für die städtische Entwicklung. Der häufige Gebrauch des Wortes Marktrecht im Sinne von Stadtrecht beweist den engen Zusammenhang zwischen Markt und Stadt.

Die Bewohner einer Stadt werden bis zum Ende des 13. Jahrhunderts
Die „Kaufleute"
unter der Bezeichnung Kaufleute (mercatores) zusammengefaßt, später blieb allein der Name Bürger in Geltung. Man hat bei jenem Ausdruck nicht nach jetzigem Sprachgebrauch ausschließlich an Verkäufer, sondern auch an Käufer zu denken. Wie das Wort Markt, ist auch „kaufen" aus dem Lateinischen entlehnt und bedeutete ursprünglich soviel wie tauschen; erst von den Römern lernten unsere Vorfahren den Handel kennen, und er blieb lange überwiegend Tauschhandel, nur bei ausländischen Waren bestand selbständiger Zwischenhandel. Derselbe „Kaufmann" kaufte und verkaufte anfangs alles, was ihm Nutzen versprach. Persönlich zogen die „Kaufleute" umher, auch die Handwerker, die ihre Erzeugnisse vertrieben, und schlossen sich mit ihresgleichen wohl in einer Gilde, einer losen Vereinigung, zusammen, zunächst nur für einzelne Unternehmungen, nicht auf längere Dauer. An einer Schiffsladung hatten stets mehrere Anteil. Friesen kamen früh in die rheinischen Städte und handelten nicht nur mit ihrem eigenen grauen groben Tuch, sondern noch mehr mit dem feineren bunten englischen; Bischof Rüdiger von Speier rief Ende des 11. Jahrhunderts Juden herbei, weil die einheimischen Kaufleute nicht ausreichten, um die Handelsbedürfnisse zu befriedigen; 1104 sind für Koblenz fremde Schuhmacher bezeugt, die ihre Waren verkauften. Zuerst in den rheinischen Städten ließen sich die fremden Kaufleute dauernd nieder und erwarben auch Ländereien; doch nirgends gingen die Anfänge einer Stadt von einem Berufsstande der „Kaufleute" aus, sondern ohne jede berufliche Gliederung besuchten anfangs Händler und Handwerker den Markt. Diese sonderten sich erst später von den Händlern oder

Kaufleuten nach jetzigem Sprachgebrauch, unter denen die mit fremden Waren handelnden meistens an Zahl geringer waren, je nach der Verkehrslage der Stadt, nicht selten vermittelte der Kleinhändler den Warenaustausch von Ort zu Ort, war also auch Großhändler im heutigen Sinne. Daß aus den Großgrundherrschaften vom Lande viele Handwerker in die Städte gezogen seien, wo sie allerdings infolge der gesteigerten Bedürfnisse und der erhöhten Absatzmöglichkeiten mehr verdienen konnten, das ist schon deshalb nicht anzunehmen, weil es in den ältesten Zeiten nicht viele Handwerker gab. Später aber wurde das Handwerk für die Entwicklung des Bürgertums sehr wichtig, nicht nur im Gewerbe, sondern auch im Handel. Da anfänglich Marktfreiheit herrschte, so kamen auch Bauern auf den städtischen Markt und tauschten ihre landwirtschaftlichen Erzeugnisse gegen die gewerblichen der Bürger und gegen fremde Waren ein.

Viele Marktorte sind niemals zu Städten geworden. Der Markt an und für sich, auch der ständige, erhob also nicht immer einen Platz zur Stadt, bildete jedoch von Anfang an neben der Ummauerung eine wichtige Voraussetzung dafür, daß er sich zur Stadt entwickelte. Der König allein erteilte ursprünglich die Erlaubnis, einen Markt abzuhalten, womit die Befugnis verbunden war, Abgaben zu erheben und Münzen zu schlagen; der König stellte den Markt und alle auswärtigen, zum Markte fahrenden Kaufleute unter seinen besonderen königlichen Schutz; er verlieh dem Markte als einer Einrichtung des öffentlichen Lebens den Königsfrieden, der Königsfriede in den Burgen bereits als Burgfriede herrschte; wer ihn brach, den traf der Königsbann, d. h. eine Zusatzstrafe zur gewöhnlichen Strafe. Da die Sicherheit auf den oft schlecht instand gehaltenen Landstraßen im Mittelalter stets viel zu wünschen übrig ließ, und weil es in dem lauten Treiben des Marktes leicht und häufig zu blutigen Raufereien kommen konnte, so war erst durch jene Strafverschärfung für alle Marktbesucher ein wirklicher Marktfrieden gewährleistet. Daß als Ursprung des Stadtfriedens ein *besonderer* Marktfrieden anzusehen sei, das muß wohl deshalb als unzutreffend gelten, weil er ja einen immerwährenden Marktzustand von Anfang an voraussetzen würde — und solcher hat nicht bestanden. Durch den Königsfrieden als höheren Frieden ist die Entwicklung von Handel und Verkehr, also die eigentlich städtische Entwicklung, ermöglicht und dadurch die Stadt vom Lande geschieden worden. Als Wahrzeichen des Königsfriedens, nicht als eigentliches Marktsymbol, hatte es zu gelten, wenn auf dem Markte ein Kreuz errichtet und daran Schwert und Handschuh als Zeichen für die „Hand" des Königs angebracht wurden. Ob aus diesen Kreuzen sich die in norddeutschen Städten seit dem 13. Jahrhundert vielfach vorkommenden Rolands-

Die Rolandsbilder

bilder als Zeichen der städtischen Freiheiten entwickelt haben — so benannt nach dem durch die Sage als Schwertträger Karls des Großen verherrlichten Helden —, das unterliegt wohlbegründetem Zweifel. Zweifelhaft ist auch,[1] ob mit dem

Das „Weichbild"

Marktfrieden das in Norddeutschland übliche Wort „Weichbild" zusammenhängt, über dessen Bedeutung sich die Forscher nicht einigen können; wahrscheinlich heißt es soviel wie Burg- oder Ortsrecht und beweist dann, wie wichtig es war, daß die Stadt einen besonderen Gerichtsbezirk bildete. Auch in „Braunschweig" z. B., das ursprünglich Brunswik lautete (vgl. Schleswig = Burg an der Schlei), entspricht die letzte Silbe dem lateinischen vicus = Burg; daß Bild die Bedeutung von Recht hat, ergibt sich aus der zweiten Silbe des Wortes Unbill und aus der Verbindung: billig und recht; ursprünglich aber bedeutete Bild wahrscheinlich soviel wie Zaun, Weichbild also die Ortsbefestigung, woraus sich später zuerst die Bedeutung Ortsgrenze, sodann die weitere Bedeutung „innerhalb dieser Grenzen geltendes Recht" entwickelte.

Die Stadt als besonderer Gerichtsbezirk

Auf Grund des ihr verliehenen Königsfriedens bildete die Stadt einen Gerichtsbezirk, der nicht dem Gauverbande angehörte — darin ist neben der Ummauerung und dem Marktverkehr ein drittes, wichtiges Kennzeichen der Stadt zu erblicken; denn jene Ausnahmestellung machte ein völlig neues, öffentliches, nicht hofrechtliches Marktgericht nötig. Weil nun die Marktteilnehmer nur von ihresgleichen nach altgermanischer Rechtsauffassung gerichtet werden konnten, so fand unter Mitwirkung der Kaufmannsgemeinde oder der von ihr gewählten Schöffen in einer offenen Halle meist auf dem Marktplatze selbst die Gerichtsverhandlung statt, wobei den Vorsitz der Schultheiß (Schulze) führte, das bedeutet: der die Schuld oder Buße Heischende, Einfordernde. Dadurch, daß die Bürger unter ihresgleichen für Recht und Ordnung in Marktangelegenheiten zu sorgen hatten, wurde der Gemeinsinn erweckt und der erste schwache, aber fruchtverheißende Keim

Neue Rechtsanschauungen

der städtischen Selbstverwaltung gelegt. Neue Rechtsanschauungen bildeten sich aus; z. B. erreichten gegen Ende des 11. Jahrhunderts die Kaufleute, daß der Grund und Boden, den sie von den Grundherren als Lehen übernommen hatten, für frei vererblich und frei veräußerlich erklärt wurde, daß die städtische Besitzleihe im Unterschied von der hofrechtlichen nicht persönliche Abhängigkeit, sondern nur Zinsleistung zur Folge hatte (ähnlich wie unser Erbbaurecht), und daß die auf dem

[1] Manche die städtische Entwicklung betreffende Fragen werden wohl kaum endgültig gelöst werden können, weil das Verhältnis der Städte zu den verschiedenen Gewalten außerordentlich mannigfaltig war. Die fertige Stadtverfassung gleicht einem Baume, der langsam mit vielen Wurzeln aus den verschiedensten Rechtsgedanken der Vorzeit Nahrung sog.

Grundstück errichteten Bauten Eigentum wurden, Vergünstigungen, die einen wichtigen Fortschritt auf dem Wege der Städtefreiheit bedeuteten. Bald war kein Bürger mehr persönlich abhängig, auch diejenigen nicht, die durch Aussicht auf leichteren Verdienst und um der größeren Sicherheit willen vom Lande in die werdende Stadt gelockt wurden, und ihre Zahl stieg immer mehr: eine förmliche Flucht vom Lande in die Stadt hub an, wie in der neuesten Zeit. Die Zuwandernden waren überwiegend unfrei, und die Grundherren sahen sich mit Recht dadurch benachteiligt, daß die Städte infolge des Zuzugs solcher Hörigen anwuchsen. Doch schon in dem noch zu erwähnenden Freibriefe für Speier 1111 hieß es: „Wer Haus und Hof Jahr und Tag unwidersprochen besessen hat, ist nachher niemandem, der darum wußte, Rechenschaft schuldig", und der Rechtsgrundsatz: „Wer Jahr und Tag unangefochten, ohne daß der bisherige Herr Ansprüche an die Person geltend machte, in der Stadt gelebt hat, gilt als persönlich frei und geht in die städtische Gewalt über" — dieser Rechtssatz wird schon von Friedrich I. für Lübeck beurkundet und gewann Ende des 12. Jahrhunderts allgemeine Geltung. „Keine Henne (die Abgabe eines Hörigen) fliegt über die Stadtmauer" — dieses Rechtssprichwort besagt dasselbe wie das bekanntere: „Stadtluft macht frei". Auf diesem die Standesunterschiede einschränkenden Rechtssatze, der eine scharfe Trennung von Stadt und Land zur Folge hatte, beruhen im Grunde alle späteren Freiheiten der Bürger. „Stadtluft macht frei"

Wenn ein öffentlicher Verkehrsplatz einen durch Ummauerung vom flachen Lande geschiedenen Gerichts- und Verwaltungsbezirk, also eine öffentliche rechtliche Gemeinschaft im Staate für sich allein bildete, dann erst waren alle Voraussetzungen für eine Stadt erfüllt. Durch die Beziehungen zu einer kaufkräftigen Landbevölkerung entwickelte sich der Handel zuerst im Rheintale. Die hier gelegenen, meist von Anfang an im Besitz des Marktrechts befindlichen Bischofsresidenzen auf alten Römerplätzen mit vielen Mauerresten nahmen einen schnellen Aufschwung und behaupteten den Vorrang vor den seit dem 12. Jahrhundert im Innern Deutschlands planmäßig entstehenden Marktorten. Von Großstädten in dem S. 1 dargelegten Sinne kann erst in der neuesten Zeit gesprochen werden, vorher lassen sich nur größere und kleinere Städte unterscheiden. Will man also die Bezeichnung „Großstädte" in beschränkter Bedeutung, wie nachdrücklich zu betonen ist, auf das frühe Mittelalter anwenden, so können anfangs nur jene Bischofssitze in Betracht kommen, und unter ihnen steht in erster Linie Mainz, seit dem 12. Jahrhundert daneben auch Köln; diese beiden Städte nahmen seit den Tagen der Römer bis zur Neuzeit eine förmliche Vormachtstellung im Westen als Kulturmittelpunkte ein. Das „goldene" Mainz beherrschte lange das mittelrheinische Verkehrsgebiet, das Die ältesten Großstädte: Mainz

durch die gefährlichen Untiefen des Binger Loches vom niederrheinischen getrennt wurde, und behauptete fast das ganze Mittelalter hindurch dort die Vorherrschaft in vielen Zweigen des Handels, z. B. in Obst, und in Schiffahrt. Um 950 wurde der reiche Mainzer Handelsherr Liutfried von Otto dem Großen nach Konstantinopel gesandt; ein arabischer Reisender in jener Zeit schildert Mainz als eine Ackerstadt, „reich an Weizen, Gerste, Roggen, Weingärten und Obst", in der zu seiner Verwunderung sogar aus Indien eingeführte Gewürze verkauft werden. Als 1047, während der Kaiser in Italien weilte, der König von Frankreich zu einem Einfall rüstete, meinte der Lütticher Bischof, er möge nur kommen, die Bürger von Mainz, Köln und anderen Städten würden ihm zu begegnen wissen. Im 11. Jahrhundert wird Mainz als die größte Stadt des Reiches bezeichnet; Köln doch bereits damals wetteiferte mit ihr Köln, das am Niederrhein den Mittelpunkt bildete, und im 12. Jahrhundert gewann es den Vorrang. Die Geschichte Kölns, über die der zweite Teil dieser Darstellung eine Übersicht bietet, ist ein besonders lehrreiches Beispiel dafür, wie sich durch Verschmelzung verschiedener Ortsgemeinden mit mannigfachen Kräften und Bestrebungen eine große Stadtgemeinde bildete und welche staatlichen Hoheitsrechte sie im Mittelalter ausübte — in dieser Befugnis besteht der Hauptunterschied von der Gegenwart. Auf verschiedene Weise kamen die Großstädte empor; doch so mannigfaltig auch die Entwicklung im einzelnen ist, und obschon sich zwischen Süd- und Norddeutschland manche Unterschiede zeigen, gewisse Grundzüge lassen sich im allgemeinen schildern, und dies sei im folgenden versucht, ehe aus der Geschichte der besonders wichtigen Großstädte einzelne bemerkenswerte Tatsachen kurz berichtet werden, wie es in bezug auf Mainz bereits geschehen ist.

Markt- und Stadtherren

Herr des Marktes war ursprünglich nur der König. Seit Otto I. (936–973) übertrugen dann die Herrscher das ihnen allein zustehende Marktrecht sowie andere wichtige staatliche Rechte, z. B. die hohe Gerichtsbarkeit und das Recht, Münzen zu prägen, den Großen, besonders den Geistlichen, die häufig ein Gegengewicht gegen die Weltlichen bilden sollten. Auf Grund solcher Verleihungen nahmen vor allen die Bischöfe, später auch weltliche Fürsten die Stellung eines obersten Stadtherrn ein und ließen ihre Befugnisse durch Beamte — Burggrafen, Vögte, Schultheißen — aus dem Kreise ihrer Dienstmannen ausüben. Neben diesen erhielt die durch Zuzug von Geistlichen und Weltlichen, Freien und Hörigen, Einheimischen und Fremden, namentlich Friesen und Juden, sich vergrößernde Einwohnerschaft im Laufe der Zeit an der Stadtverwaltung Anteil. Daß diese von der freien Stadtbevölkerung ausgegangen ist, wird jetzt allgemein angenommen, fraglich bleibt

jedoch die Art und Weise. Nach der gewöhnlichen Ansicht bildeten die Großkaufleute in ihrem von den alten Germanen ererbten Genossenschaftstriebe eine Schutzgilde oder Brüderschaft, erlangten dadurch maßgebenden Einfluß, schlossen sich dann später mit den Dienstmannen zu einer bevorrechteten Klasse — den Geschlechtern oder dem Patriziate — zusammen und waren die gegebenen Führer zu wirtschaftlichen Fortschritten und dadurch zu höherer Lebenshaltung: sie übten Aufsicht über Maß und Gewicht, wählten den Schultheiß und verwalteten den Gemeindebesitz. Durch diese ihre Wirksamkeit sowie durch die Tätigkeit eines Bürgerausschusses, der wohl an manchen Orten mit dem Schöffenkollegium identisch war und über den Stadtfrieden zu wachen hatte, steigerte sich ihr Selbstgefühl, um ihre Rechte zu erweitern, womöglich die volle Selbstverwaltung zu erlangen, traten sie bald dem Stadtherrn entgegen.

Geschlechter oder Patriziat

Die ersten Spuren des Freiheitsdranges der jungen Bürgerschaft, die sich in ihrem Aufschwunge durch den Stadtherrn gehemmt sieht, zeigen sich in rheinischen Bischofsstädten, denn die Bischöfe halten sich meist innerhalb der Stadt auf, während die weltlichen Fürsten gewöhnlich außerhalb auf ihren Burgen weilen. Die Bürger von Worms vertreiben 1073 ihren Bischof, bereiten dem Könige Heinrich IV. einen feierlichen Einzug und erbieten sich zur Hilfe gegen seine Widersacher, zum Danke dafür befreit er sie dann von den königlichen Zöllen an sechs Orten, 1074 erheben sich die Kölner gegen Erzbischof Anno, 1077 die Mainzer wider den Gegenkönig Rudolf. 1106 traten die Kölner für Heinrich IV. ein. Für die Hörigen in Speier hebt Heinrich V. 1111 durch einen mit goldenen Buchstaben in die Vorderseite des Domes eingemeißelten Freibrief Ansprüche der Herren auf einen Teil der Hinterlassenschaft auf, dasselbe geschah 1114 durch einen Freibrief für die Hörigen in Worms. Auf seiten des rechtmäßigen Herrschers standen die Großstädte damals durchweg, jedoch weniger aus Rücksicht auf das Reichsinteresse als vielmehr in der Erkenntnis, daß nur eine starke Regierungsgewalt Frieden und Ordnung schirmen und dadurch Handel und Gewerbe wirksam fördern kann. In der Tat trugen jene beiden salischen Kaiser nicht unwesentlich zum Aufblühen der Großstädte bei, da nach Beseitigung hofrechtlicher Lasten die Schaffenslust der Bewohner stieg.

Die ersten Kämpfe der Bürger gegen die Stadtherren

Freiheitsbriefe für Speier u. Worms

Anders die Staufer. Grundsätzlich zwar gab keiner von ihnen, auch Friedrich II. (1212–1250) nicht, die Städte preis, sie förderten vielmehr die königlichen mannigfach, der Entwicklung der übrigen Städte aber mußten sie um der Fürsten willen, auf deren Unterstützung die Herrscher angewiesen waren, entgegentreten: sie versuchten den Zuzug der Landbevölkerung in die Städte zu

Stellung der Staufer zu den Städten

hemmen und verboten Selbstverwaltung durch einen Rat sowie Bündnisse der Städte untereinander (1226 ward ein rheinischer Städtebund aufgehoben) und Aufnahme von Pfahlbürgern, darunter sind ursprünglich solche zu verstehen, die vor dem Pfahlwerk, den Pallisaden, der Stadt wohnten (doch wird dem dann „Pfalbürger" geschriebenen Worte auch die Bedeutung „schlechte oder falsche Bürger" beigelegt), später im allgemeinen diejenigen, die das Bürgerrecht und dadurch den Schutz der Stadt gegen die Landesherren erhielten, ihrerseits der Stadt zu Diensten und Abgaben verpflichtet waren und außerhalb des Stadtbezirks wohnen blieben. Doch diese Verbote wirklich durchzuführen, dazu fehlte dem Reiche die Macht. Der Aufschwung der Städte im allgemeinen ließ sich nicht mehr aufhalten, sie entwickelten sich vielmehr durch kühnes Vorgehen schnell und kräftig weiter. Fast in allen Bischofsstädten kam es zu Kämpfen, besonders über das Besatzungsrecht an Mauern und Toren, das sowohl Bürger wie Bischof beanspruchten, ferner wegen Besteuerung des Klerus durch die städtischen Behörden, beinahe jede Bischofsstadt wurde zeitweilig von ihrem geistlichen Fürsten verlassen.

Aufschwung der Städte

Zum Aufschwung der Städte im allgemeinen trugen bei die allmählich sich auf alle Lebensgebiete erstreckenden Wirkungen der Kreuzzüge (1096–1270). Diese machten Deutschland für den Handel zu einem wichtigen Durchgangslande, und im Zusammenhange damit nahm das großstädtische Leben bald einen solchen Aufschwung, wie er nur im 19. Jahrhundert in ähnlichem und zwar noch höherem Grade durch die Verwendung der Dampfkraft wieder erfolgt ist. Seit dem 12. Jahrhundert wurde das bare Geld als Wertmesser für den raschen Güterumsatz immer wichtiger, und da sich zu dessen Mittelpunkten naturgemäß zuerst die Städte ausbildeten, so kam ihnen, zumal den Großstädten, anfangs die Geldwirtschaft besonders zugute.

Die an schiffbaren Flüssen oder an der See gelegenen Städte erlangten einen außerordentlichen Vorsprung vor den übrigen, da die Landwege mühsam und gefahrvoll waren. Daß die Städte seit etwa 1250 – schon damals bestanden fast alle die jetzigen Großstädte – sich so schnell und machtvoll entwickelten, dafür bildete die Schwäche des Königtums und der Staatsgewalt zwar nicht die unmittelbare Voraussetzung, mittelbar aber trug diese Schwäche deshalb zur Blüte der Städte bei, weil sie sich genötigt sahen, für die öffentliche Sicherheit durch Selbsthilfe im Wege der Einigungen zu sorgen und den bei der Ohnmacht des Staates schwer bedrohten, für das Gedeihen von Handel und Gewerbe unentbehrlichen Landfrieden ihrerseits zu sichern. Nur durch Anspannung aller Kräfte war dies möglich. Deshalb erneuerten Mainz und Worms 1254 den

1. Dom von Norden

(Aus „Die schöne deutsche Stadt. Süddeutschland". Verlag von R. Piper & Co., München)

Regensburg

Aufn. Sujanne Homann, Darmstadt

2. Dom und Donaubrücke

(Aus „Die Schöne Heimat. Bilder aus Deutschland". Verlag von Karl Robert Langewiesche, Königstein i. Taunus)

rheinischen Städtebund, der als seine Aufgabe bezeichnete: „Alle Güter des Reiches, so lange das Kaisertum unbesetzt ist, mit allen Kräften zu verteidigen", und sich zwei Jahre hindurch immerhin als eine den Fürsten ebenbürtige Macht erwies.

Die Großstädte haben naturgemäß die Hauptrolle gespielt bei dem Zustandekommen der Städtebünde, über die hier eine allgemeine Bemerkung folgen möge. An einen die Interessen aller Städte insgesamt im Süden wie im Norden vertretenden großen Bund hat ernstlich zu keiner Zeit gedacht werden können, nicht nur, weil das Gefüge der Reichsverfassung sich je länger, desto mehr lockerte, sondern besonders deshalb, weil ein Gegensatz zwischen Süd- und Norddeutschland von jeher bestand, der in der Bodengestaltung begründet war: dort die nach Süden vor den Alpen geschlossene Hochfläche, hier das am Meere offene Tiefland. Die durch diesen natürlichen Unterschied veranlaßte zwiespältige Entwicklung Nord- und Süddeutschlands ward durch die Römerzüge der deutschen Könige verschärft, wie der Zwist zwischen Barbarossa und Heinrich dem Löwen besonders deutlich kundtat. Eine Folge des Gegensatzes zwischen Nord und Süd war es nun auch, daß sich mehrere Städtebünde ohne jeden Zusammenhang miteinander bildeten, zuerst im Süden der erwähnte rheinische — auch Fürsten nahm er schließlich als Bundesglieder auf —, nach der Mitte des 14. Jahrhunderts der schwäbische mit Ulm, Augsburg und Nürnberg an der Spitze; bei ihm wurden die besonders nach Italien gerichteten Handelsinteressen von politischen, aus dem Gegensatze gegen die Fürsten hervorgehenden Rücksichten überwogen. Dagegen diente die von vielen Städten im Norden geschlossene, noch öfter zu erwähnende Hansa ausschließlich Handelszwecken. Keiner dieser Bünde hat irgendeine dauernde, über eine lose Vereinigung hinausgehende Einrichtung ins Leben rufen, keiner hat eine wirtschaftliche Einigung des Reiches jemals ins Auge fassen können. Der oberdeutsche Kaufmann kam in Italien mit feinerer Kultur in Berührung, infolgedessen gewann mit dem größeren Reichtum sein Leben einen höheren, auch geistigen Schwung; der niederdeutsche stand auf neuem Kulturboden, wo aus heidnischer Zeit noch vieles nachwirkte und wo er härter arbeiten mußte, so daß sein Dasein einen urwüchsigen, frischeren Zug annahm. Wie der Gegensatz zwischen Nord und Süd auch bei der baulichen Entwicklung der Städte in die Erscheinung trat, darauf wird unsere Darstellung an geeigneter Stelle näher eingehen.

Gegensatz zwischen Nord- u. Süddeutschland

Der wirtschaftliche Aufschwung der Bürger hatte nun zur Folge, daß sie durch Ausbildung der Ratsverfassung die volle Selbstverwaltung zu erreichen suchten, wobei sie auch durch die aus der Vorzeit überkommenen Rechtsanschauungen bewußt oder unbewußt sich leiten ließen. Der Ratsverfassung muß in diesem Zusammen-

hange um so mehr gedacht werden, als auf sie die Verwaltung der heutigen Großstädte in ihren Grundgedanken zurückgeht. — Weil die Vermehrung der städtischen Aufgaben eine Vertretung der Bürgerschaft nötig machte, so wurde es in allen Großstädten während des 13. Jahrhunderts den Geschlechtern oder dem Patriziate (s. S. 15) leicht, sich zu einer fest abgegrenzten städtischen Oberbehörde zusammenzuschließen; sie hieß der Rat; die einzelnen Mitglieder, deren Zahl sich nach der Größe der Stadt richtete, erhielten nach italischem Vorbilde die Bezeichnung consules.

Ursprung der Ratsverfassung

Auf verschiedene Weise ist der Rat durch die natürliche Entwicklung der Verhältnisse allmählich entstanden, nicht etwa nur im Anschluß an das Schöffenkollegium. Ein solches hat es z. B. in Speier niemals gegeben, und in Worms, ebenso in Mainz, ist es erst später nachweisbar. Je umfangreicher durch den Aufschwung von Handel, Gewerbe und Verkehr die Geschäfte der Bürger wurden, desto lebhafter regte sich bei ihnen das Bedürfnis nach einer festen Vertretung der Stadtgemeinde. Nur so viel läßt sich über den Ursprung der Ratsverfassung im allgemeinen als sicher feststellen, unzweifelhaft aber bedeutet ihre Durchführung eine hervorragende Kraftleistung gerade der Großstädte. Denn in ihnen zuerst erhielt der Rat allmählich alle Rechte des Stadtherrn: Rechtsprechung im Stadtgebiete, Polizei, Münze, Zoll, überhaupt die innere Verwaltung, ferner Herstellung von Befestigungen, die für die Stadt zunächst einen Schutz, daneben in späteren Zeiten auch eine Zierde bildeten. Zu „der Stadt Bau", d. h. zum Mauerbau, später auch zur Bestreitung der Verwaltungskosten wurde von Verbrauchsgegenständen, namentlich von den gewöhnlichsten Lebensmitteln, eine Abgabe, das „Ungeld", erhoben, und das ganze Mittelalter hindurch blieb diese indirekte Steuer, die geradezu als Erfindung der Stadtgemeinde bezeichnet werden kann, die wichtigste Einnahmequelle der Städte. Schon 1182 ist für Worms die Erhebung einer Steuer durch eine städtische Behörde bezeugt, gerade hier aber kam es deshalb zu Streitigkeiten mit dem Bischofe. Doch bereits im Beginn des 13. Jahrhunderts errichteten die Bürger in Worms ein eigenes Rathaus, während früher die Sitzungen im Bischofshofe stattfanden. Mainz hat 1244 die freie Wahl des Rates erlangt, und dieser machte sich sofort sehr selbständig; in Worms dagegen wußte der Bischof seinen Einfluß längere Zeit zu behaupten. Der Übergang zur städtischen Unabhängigkeit, die in der freien Wahl des an der Spitze des Rates stehenden Bürgermeisters ihren sichtbarsten Ausdruck fand, erfolgte in den meisten Großstädten friedlich, in einigen jedoch unter heftigen Kämpfen, z. B. in Köln (näheres im zweiten Teile).

Ungeld

Herrschaft der Geschlechter

Die neue Verfassung, bei der die Stadt allein durch den Rat vertreten wurde, bedeutete nicht etwa Volksherrschaft; denn ein allgemeines Wahlrecht, wie es jetzt

im Deutschen Reiche gilt, oder ein diesem ähnliches hat in keiner mittelalterlichen Stadt (von einzelnen Ausnahmen abgesehen) bestanden, vielmehr gewann der eine Teil der Bevölkerung, die Geschlechter, über den anderen die Herrschaft, und diese war oft drückender als die des früheren Stadtherrn.

Der Rat im 13. Jahrhundert nämlich bildete eine sich selbst ergänzende Körperschaft, in der alle Patrizier vertreten waren; er führte nicht nur dem Namen nach, sondern tatsächlich das Regiment in der Stadt und griff in das bürgerliche Leben durch Maßregeln ein, die mit den jetzigen Anschauungen über persönliche Freiheit durchaus unvereinbar sind und nur unter einfachen Verhältnissen und bei großer Geneigtheit, sich gemeinsamen Zwecken unterzuordnen, durchgeführt werden konnten. Unzweifelhaft waren es die Patrizier, von denen der städtische Aufschwung ausging; denn sie bestimmten die Politik der Stadt, veranlaßten überhaupt deren politische Betätigung, sie beteiligten sich an dem gerade im 13. Jahrhundert sehr gewinnreichen Einfuhrhandel, machten auch wohl gemeinsame Sache mit den wohlhabenden Gewandschneidern. Schnell hebt sich daher der Wohlstand der Patrizier und ermöglicht ihnen eine prächtige Lebenshaltung. Die „reichen Kaufleute" — so lautet die stehende Wendung im 13. Jahrhundert — stolzieren in Pelz und Seide umher und bilden eine besondere Kaste voll Selbstgefühls, nicht ohne Protzentum, das sich auch in der Nachäffung ritterlicher Gebräuche, z. B. der Turniere, kundtut. Schon 1178 werden in einer städtischen Urkunde die Bürger Kölns egregii, d. h. ausgezeichnete, genannt. Unter der Herrschaft dieser Patrizier ward der Grund gelegt für die Blüte der mittelalterlichen Großstädte. Hervorgegangen aus befestigten Verkehrsplätzen, geschirmt durch den Königsfrieden, geleitet vom Rate, haben sie ihre wirtschaftliche Selbständigkeit planmäßig ausgebreitet und sich unter besonderen Rechtsverhältnissen allmählich zu förmlichen Staaten im Staate entwickelt, die mit allen Merkmalen der Landeshoheit ausgestattet waren und deren Untertanen ihre Aufgaben meist ungestört vom Reiche erfüllten. Die Patrizier konnten stolz auf dies Ergebnis sein. Jede Patrizierherrschaft aber pflegt in kurzsichtiger Selbstsucht leicht und schnell zu entarten — das beweist auch die Entwicklung der deutschen Großstädte. Schon im Beginn des 14. Jahrhunderts zeigten sich die Geschlechter zumeist nur auf ihre Bereicherung bedacht; daher traten ihnen die Handwerker entgegen. Denn als diese erkannten, wie wichtig es für alle Stadtbewohner war, daß auch sie mit zu Felde zogen und Ungeld zahlten, da regte sich ihr Selbstbewußtsein, und es wuchs schnell in der Lebensgemeinschaft der Zünfte, die anfangs nur zur Regelung des Wettbewerbs unter den örtlichen Gewerbetreibenden dienten. Die Licht- und die Schattenseiten des Zunftwesens traten begreiflicherweise besonders

Die „reichen Kaufleute"

Zünfte in den Großstädten hervor. Jene liegen auf wirtschaftlichem Gebiete: die gewerbliche Arbeit wurde durch die Freiheit des Arbeiters geadelt und zur höchsten Blüte gebracht, auch die Kunst ward neu belebt, aber Verständnis für Aufgaben, die über das rein örtliche Interesse hinausgingen, fehlte den Zünften, und auch bei ihnen, wie bei den Geschlechtern, machte sich bald kurzsichtige Selbstsucht geltend. Doch sie verschafften ihren Mitgliedern, wenn auch in sehr verschiedenem Maße, Anteil am Stadtregiment, allerdings nicht ohne erbitterte Kämpfe, namentlich in Großstädten, in Magdeburg z. B. wurden 1302 zehn Altermänner der Zünfte lebendig verbrannt. In Augsburg und in Braunschweig verloren die Patrizier ihren Einfluß, in einigen Großstädten, z. B. Nürnberg, behielten sie zwar die Oberhand, mußten sich indes eine regelmäßige Ergänzung aus den Zünften gefallen lassen. Vielfach kam es zu einer Zweiteilung des Rats: der Große, in dem besonders die Zünfte vertreten waren, hatte einzig und allein bei wichtigen Angelegenheiten seine Meinung kundzutun, der Kleine Rat, den nur wenige Patrizier bildeten, führte die laufenden Geschäfte. Häufig gingen die Bürgermeister aus dem Kaufmannsstande hervor, und in den Großstädten besaßen zumeist die Großkaufleute im Rate die Vorherrschaft.

Die Selbständigkeit der mittelalterlichen Großstädte bildete sich in den drei Hauptzweigen des staatlichen Lebens mehr und mehr aus, während die Gerichtsbarkeit vielfach patrimonial wurde, d. h. in private Hände überging und sich vererbte, behielt sie in den Städten den öffentlichen Amtscharakter bei und wurde meist schnell und sicher ausgeübt. Trotz der Unterschiede nach Abkunft und Besitz gelangte in den Städten der Grundsatz der bürgerlichen Rechtsgleichheit zur Geltung, und im Zusammenhang damit blieb der Gedanke der allgemeinen Wehrpflicht lebendig. Die Verwaltung der Städte kann eine wirklich öffentliche genannt werden, die auf bestimmte Zeit angestellten besoldeten Beamten wurden stets scharf beaufsichtigt, etwas ganz Neues war die gleichmäßige Durchführung der indirekten Abgaben sowie der Vermögenssteuer. Nur bare Einkünfte flossen der Stadt zu, daher war eine einheitliche und übersichtliche Ordnung der Finanzen möglich. So haben die mittelalterlichen Städte im allgemeinen, ganz besonders aber die Großstädte, in den drei Hauptzweigen des staatlichen Lebens, dem Gerichts-, Kriegs- und Finanzwesen, die öffentliche Gewalt viel kräftiger zum Ausdruck gebracht als das Reich oder die Fürstentümer, und haben ein Verwaltungssystem durchgeführt, das sie allein zu Vorläufern und Vorbildern des modernen Staates machte. Denn jede Großstadt war nicht nur Gemeinde, sondern zugleich Staat, sie erfüllte daher auch diejenigen Aufgaben, die heute ausschließlich dem Staate, keiner Gemeinde, zufallen,

Bedeutung der Großstädte für das Staatsleben

nämlich Schutz nach außen und Aufrechterhaltung der Rechtsordnung im Innern. Als die Geldmächte ihrer Zeit konnten die großen mittelalterlichen Städte außerordentliche Aufwendungen für militärische Zwecke, namentlich für Geschütze und Söldner, machen, und diese Ausgaben sind naturgemäß weit höher als die für die innere Verwaltung, die sog. Polizei. Aber gerade auf diesem Gebiete der inneren Verwaltung hat die mittelalterliche Großstadt durch ihre Sorge für Gesundheit und Sittlichkeit, durch Regelung des Verkehrs, Verordnungen über Maß und Gewicht u. a. am meisten Selbständiges geleistet, und gerade um diese ihre friedlichen Aufgaben erfüllen zu können, mußte die Stadt zugleich Staat sein. In der Polizeigesetzgebung der mittelalterlichen Städte „hat die öffentliche Gewalt zuerst die Lösung der großen Aufgaben in Angriff genommen, die das Wesen der modernen Staatsverwaltung bilden".

Diese hervorragende Bedeutung der Städte für das politische Leben seit dem 14. Jahrhundert verleitete zu der Annahme, auch ihre Einwohnerzahl sei schon im Mittelalter nicht unbeträchtlich gewesen. Das Gegenteil ist richtig. Die Zahl der Bewohner betrug gegen Ende des 12. Jahrhunderts selbst in der größten damaligen Stadt, in Köln, höchstens 15000; alle frühmittelalterlichen Großstädte waren also nach heutigem Maßstabe in bezug auf Bevölkerungsdichtigkeit Kleinstädte. Seit dem 12. Jahrhundert wanderten die Bauern, die sich im Mittelalter meist großen Kinderreichtums rühmen konnten, vielfach vom Lande in die Städte, um sich Abhängigkeitsverhältnissen zu entziehen oder angelockt durch die Möglichkeit leichteren Verdienstes und abwechslungsvoller Lebensweise. Ohne daß nun eine Entvölkerung des flachen Landes eintrat (wie es im 19. Jahrhundert der Fall war), stieg im Mittelalter die Einwohnerzahl der Städte, die wegen der im Vergleich mit den jetzigen Zuständen sehr großen Sterblichkeit nicht ohne Zuzug vom Lande anwachsen konnten. Im Beginn des 14. Jahrhunderts wohnten von den 10 bis 12 Millionen Einwohnern des Deutschen Reiches sicherlich 1 Million in den Städten, und unter diesen werden als Großstädte in dem S. 13 erläuterten Sinne diejenigen bezeichnet werden können, die über 10000 Einwohner zählten, wieviel ihrer waren, läßt sich nicht feststellen. Auch im späteren Mittelalter betrug wohl in keiner Großstadt die Zahl der Bewohner über 30- bis 35000, auch nicht in Köln und Lübeck, die als die bevölkertsten galten. Einigermaßen genaue Angaben sind erst von der Mitte des 15. Jahrhunderts an möglich, denn zuerst 1449 ward eine eigentliche Volkszählung vorgenommen, und zwar in Nürnberg, als es sich um die Verpflegungskosten für die Söldner im sog. Markgrafenkriege handelte (der Markgraf von Brandenburg-Kulmbach bekämpfte die Stadt). Damals

Einwohnerzahl

zählte Nürnberg etwas über 20000 Einwohner, die das Bürgerrecht besaßen, 5900 Fremde waren in der Stadt anwesend. Straßburg, das 1150 etwa 10000 Einwohner hatte, zählte um 1450 vielleicht 25000 Einwohner, Augsburg 18000, annähernd ebensoviel Ulm — diese vier Städte waren nächst Köln und Lübeck die damals bevölkertsten in Deutschland. Frankfurt a. M. hatte ungefähr 10000, Dresden (1477) 4200, Leipzig etwa ebensoviel Bewohner. Es muß allerdings hervorgehoben werden, daß in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts die Einwohnerzahl mancher Städte durch viele Fehden, Seuchen und Hungersnöte vielleicht erheblich zurückgegangen war.

Die nach dem Maßstabe unserer Zeit sehr geringe Bevölkerungszahl auch in den bedeutendsten Großstädten des Mittelalters erklärt sich im allgemeinen aus den wirtschaftlichen Verhältnissen, die es zu keiner Anhäufung von Menschenmassen an einem Orte kommen ließen. Die Stadt und das umliegende Land bildeten nämlich im frühen Mittelalter ein Wirtschaftsgebiet, das sich durch Arbeitsteilung selbst versorgte und selbst genügte. Im engsten Anschluß an den Marktverkehr emporgekommen, erwuchs die Stadt selber zum „Markte", auf dem regelmäßig die Bürger und die Bauern ihre wirtschaftlichen Erzeugnisse austauschten. Meist genügte für den Unterhalt ein städtischer Mittelpunkt und dessen nächste ländliche Umgebung; selten wurden fremde Waren zugelassen, abgesehen von Weinen, besseren Tuchen, Gewürzen und sonstigen Waren des Orients sowie namentlich Fischen, die als Fastenspeise im Mittelalter sehr große Bedeutung hatten. Ferner waren im Unterschied von späteren Zeiten die Bürger im Mittelalter hauptsächlich im Gewerbe tätig, und die Stadt suchte alle Handwerkszweige, die überhaupt betrieben werden konnten, in sich zu vereinigen, um unabhängig zu sein und zu bleiben, zwar nicht von der Nachbarschaft, aber doch von anderen Städten. Als die Handwerker größeren Einfluß erlangten, da machten sie die Stadt nebst der ländlichen Umgebung zu einem völlig geschlossenen Wirtschaftsgebiet und waren eifrigst darauf bedacht, jeden Zwischenhandel auszuschalten. Im Interesse der Selbstversorgung wußten schon früh die größeren Städte sich das Stapelrecht zu sichern, demzufolge gewisse Waren, die vorbei- oder durchgeführt wurden, in der Stadt an einer bestimmten Stelle eine Zeitlang zum Verkauf aufgestapelt, das heißt ausgestellt, werden mußten oder wohl gar nur dort feilgeboten werden durften; es handelte sich also um ein Vorkaufsrecht. Den Handel der Fremden beschränkte ein besonderes Gästerecht auf wenige bestimmte Tage, abgesehen von den Hauptmärkten. Ebenso wirksam wie das Gäste- und das Stapelrecht im Verkehr mit den fremden Kaufleuten war der nahewohnenden Bevölkerung gegenüber das Bannmeilenrecht: es

Städtische Wirtschaftspolitik

Stapelrecht

Bannmeilenrecht

verbot den Handel und den Betrieb mancher Gewerbe, z. B. der Bierbrauerei, in einem gewissen Umkreise, machte also die Umgegend wirtschaftlich von der Stadt abhängig. Wegen der unvollkommenen Verkehrsmittel und der allgemeinen Unsicherheit außerhalb der Tore mußten sich in der Regel — Nürnberg und Augsburg bildeten eine Ausnahme — im Mittelalter auch die Großstädte möglichst abschließen, sich gleichsam mit einer chinesischen Mauer umgeben.

Räumliche Entwicklung

Was die räumliche Entwicklung betrifft, so erreichten nicht nur die im 12. und 13. Jahrhundert gegründeten Kolonialstädte, sondern auch die älteren Städte Westdeutschlands meist schon am Ausgang des 13. Jahrhunderts, spätestens aber in der ersten Hälfte des 14. den Umfang, den sie bis ins 19. Jahrhundert behielten; nur bei wenigen Städten, wie Berlin, Hamburg, Dresden, trifft dies nicht zu, weil sie sich unter besonderen Verhältnissen entwickelt haben. Durch die nach unserem Maßstabe sehr geringe Einwohnerzahl darf man sich nicht verführen lassen, den Umfang der Großstädte zu niedrig zu veranschlagen. Im allgemeinen verhält sich allerdings die mittelalterliche Großstadt zur modernen wie die Werkstatt eines Hans Sachs zur Schuhfabrik; für die räumlichen Verhältnisse indessen trifft dieser Vergleich nicht ganz zu. Das Durchschnittsmaß für den Flächeninhalt der räumlich abgeschlossenen mittelalterlichen Großstädte läßt sich auf etwa 100 bis 130 ha ansetzen, den Durchschnitt überragte am meisten Köln mit 397 ha (dieser Raum hat, wie im zweiten Teil dargelegt werden wird, 700 Jahre lang für die Stadt ausgereicht), ferner Straßburg mit 193 und Augsburg mit 178 ha, während der Flächeninhalt Nürnbergs 138, Regensburgs 95, Ulms etwa 75 ha betrug. Nun ist die Bevölkerung der Städte auch noch im 15. und 16. Jahrhundert gewachsen; Nürnbergs Einwohnerschaft z. B. hat sich fast verdoppelt, aber die räumliche Entwicklung war seit der Mitte des 14. Jahrhunderts abgeschlossen. An die Stelle der bisherigen Stadterweiterung trat eine örtlich beschränkte Bebauung, nämlich nur im Innern der Stadt, so daß hier die großen Höfe und Gärten verschwanden und die Häuser bis zu drei und vier Stockwerk in die Höhe wuchsen. Besonders in denjenigen Städten war dies der Fall, wo durch die Entwicklung von Handel und Verkehr die landwirtschaftlichen Interessen zurücktraten, z. B. in Mainz und Köln. In manchen Städten sahen die Bürger auch deshalb von räumlicher Erweiterung ab, weil ihre militärischen Kräfte nicht mehr zur Verteidigung einer langgestreckten Mauerlinie genügten; sie schützten daher das Vorland durch die Landwehr, d. h. durch Wall und Graben mit Hecken und einzelnen Warttürmen, von denen herab Wächter das Nahen der Feinde durch weithin sichtbare Zeichen meldeten. Die Landwehr kann also in gewissem Sinne als Fortsetzung der älteren Stadterweiterung aufgefaßt

Bebauung im Innern

Landwehr

werden. Einige Reichsstädte erwarben umfassenden Landbesitz, z. B. Nürnberg (vgl. S. 31), Ulm, Lübeck und Hamburg, während andere, wie Regensburg, Augsburg und Köln, im wesentlichen auf die Stadtmark beschränkt blieben.

Freie Reichsstädte

Bei der Frage, welche Orte zu den Großstädten nach mittelalterlichem Maßstabe zu rechnen sind, kommt nicht in Betracht, ob sie Reichsstädte waren, also nicht unter einem Landesherrn, sondern nur unter dem Könige standen. Denn auch vom Zufall hing die Entstehung dieser Reichsstädte ab, keineswegs gaben dabei nur Größe oder Bedeutung einer Stadt den Ausschlag. Manche Orte kamen aus den kleinlichsten Verhältnissen nicht heraus und hießen trotzdem Reichsstädte, weil sie nämlich in die Reichsmatrikel, das Verzeichnis der auf dem Reichstage stimmberechtigten Reichsstände, aufgenommen waren; ob jedoch mit Recht oder nicht, darüber wurde bei vielen Orten jahrhundertelang gestritten. Von den auf Königsboden emporgekommenen Städten erlangten fast alle die Anerkennung ihrer Reichsstandschaft. Daß sich zwischen Land- und Reichsstädten nicht immer eine klare und scharfe Scheidung ziehen ließ, ist ein Kennzeichen für die Buntscheckigkeit der mittelalterlichen Verhältnisse. Gewisse Landstädte brauchten dem Landesherrn keine Steuern zu entrichten und erfreuten sich dann größerer Unabhängigkeit als manche Reichsstädte; nicht einmal die großen Reichsstädte waren sämtlich Inhaber der Gerichtsbarkeit in ihrem Gebiete, in Köln z. B. stand sie formell stets dem ursprünglichen Stadtherrn, dem Erzbischof, zu, tatsächlich allerdings verfügte die Stadtgemeinde darüber.

Ungleiche Verbreitung in Deutschland

Die meisten Reichsstädte entstanden im Südwesten auf königlichem Grund und Boden, in Schwaben allein über vierzig, etwa zwei Drittel aller Reichsstädte. In Norddeutschland gab es ihrer nur wenige im Verhältnis zu der stattlichen Anzahl der dort gegründeten Städte. In Bayern hat das Städtewesen überhaupt nicht viele Blüten getrieben, weil der bayrische Stamm von jeher mehr zur Landwirtschaft als zum Handel neigte. Da hier die Herzöge früh große Selbständigkeit und Macht erlangten, so sind die meisten Städte von ihnen angelegt, und zwar zu einer Zeit, als die Entwicklung der mittelalterlichen Stadt in ihren Grundzügen abgeschlossen war. Nur zwei königliche Städte entstanden in Bayern, nämlich im Nordgau, wo sich ein Rest alten Königsgutes erhalten hatte: Nürnberg und Eger. Im heutigen bayrischen Mittelfranken gibt es außer Nürnberg noch vier andere ehemalige Reichsstädte: Weißenburg, Dinkelsbühl, Rotenburg und Windsheim. Das zuletzt genannte Städtchen ist niemals von Bedeutung gewesen und liegt jetzt völlig vergessen abseits der großen Verkehrsstraße, die auch nicht an der in ihrer mittelalterlichen Gestalt sorgsam erhaltenen und deshalb vielbesuchten Kleinstadt

Rotenburg vorbeiführt, Nürnberg dagegen hat sich im 15. Jahrhundert zu einer der wichtigsten und prächtigsten Reichsstädte aufgeschwungen, wie unten näher dargelegt werden soll, und ist im 19. eine namentlich industriell hervorragende Großstadt geworden.

Für manche der größeren alten Bischofsstädte kam seit etwa 1350 die Bezeichnung Freistädte auf, später wurde sie auf sieben beschränkt: Basel, Straßburg, Speier, Worms, Mainz (bis zu seiner Unterwerfung unter den Erzbischof 1462), Köln und Regensburg. Die Freistädte brauchten im Unterschied von den Reichsstädten dem König keinen Eid zu schwören und waren nur zu Dienst „über Berg", d. h. über die Alpen, zur Kaiserkrönung sowie zum Kampf gegen die Ungläubigen verpflichtet, nicht aber zu Reichssteuern. Da nun gegen Ende des 15. Jahrhunderts größere, von der Reichssteuer befreite Reichsstädte sich den Titel „Freie Reichsstädte" beilegten, so machte man seitdem meist keinen Unterschied mehr zwischen Frei- und Reichsstädten und wandte auch auf alle ehemaligen Freistädte die Bezeichnung „Freie Reichsstädte" an. Ihrer gab es am Ausgang des 15. Jahrhunderts etwa fünfzig, und zuerst 1489 traten sie auf dem Frankfurter Reichstage als drittes stimmberechtigtes Kollegium neben dem kurfürstlichen und fürstlichen auf. Jenes Kollegium zerfiel in zwei Städtebänke: eine rheinische, zuletzt aus 14, und eine schwäbische, zuletzt aus 37 Mitgliedern bestehend; zu jener gehörten auch Dortmund, Bremen, Hamburg und Lübeck. Eine geschlossene Masse bildeten die Städte niemals, wie aus dem oben (S. 17) über die Städtebünde Bemerkten sich ergibt, sie konnten ihrer Sonderinteressen nicht Herr werden; im Unterschied vom Süden verharrte der Norden, nachdem die Sachsenherrscher das Reich gegründet hatten, diesem gegenüber meist in Sonderstellung; kein Reichstag ist seit Rudolf von Habsburg († 1291) im Norden zusammengetreten. Solcher Mangel an Gemeinsinn rächte sich. Erst 1648 erlangten die Städte volle Gleichstellung mit den übrigen Reichsständen. Ihr Anteil an der Reichsregierung war seitdem gesichert, und auf die Kapitalkräftigen unter ihnen nahmen die Fürsten Rücksicht, aber die Städte hielten den Daumen fest auf dem Beutel, wenn sie zu Reichssteuern herangezogen werden sollten.

Stellung zum Reiche

Nationalgefühl in unserem Sinne, das sich nicht nur in Liebe zur Heimat und zum Volke, sondern auch in der Teilnahme am Staatsleben bekundet, konnte sich im alten Reiche überhaupt nicht entwickeln, also auch nicht in den Städten. Jede bildete „eine kleine Welt" für sich, und nicht die nationalen, sondern die örtlichen Interessen gaben für jede den Ausschlag. Besonders die Großkaufleute wußten ihre nur auf den eigenen Vorteil bedachte, also nach unserer

Mangelndes Nationalgefühl

Auffassung engherzige Politik um so leichter durchzuführen, da sie ja in der Regel die Vorherrschaft im Rate hatten. In ihrem früh hervortretenden Selbstbewußtsein sahen sie nur ihre Stadt als das „geliebte Vaterland" an, wie es in dem später zu erwähnenden Gedenkbuch der Kölner Familie Weinsberg heißt. In den wegen ihrer Macht und ihres Reichtums besonders wichtigen Großstädten also trat vor den örtlichen Interessen die Rücksicht auf das Reich in ungleich höherem Maße zurück, als dies jetzt der Fall ist. Ein Nationalgefühl in unserem Sinne vermochte bei der zunehmenden staatlichen Zersplitterung überhaupt erst aus dem geistigen Gesamtgute der deutschen Bildung und aus dem gemeinsamen Wirtschaftsleben die nötige Kraft zu gewinnen, um sich zu einem neuen deutschen Reiche zu entfalten und dann, als es sich um dessen Sein und Nichtsein in einem Weltkriege handelte, die Feuerprobe ruhmreich zu bestehen.

Übersicht über die 14 wichtigsten Städte um 1500

Da in dieser allgemeinen Schilderung die Geschichte einzelner Großstädte nur gestreift werden kann, so sei wenigstens eine Übersicht über die wichtigsten um 1500 bestehenden gegeben und dabei diese oder jene besonders bemerkenswerte Tatsache aus ihrer früheren Entwicklung mitgeteilt, wobei jedoch mit Rücksicht auf den zur Verfügung stehenden Raum ungleiche Ausführlichkeit geboten ist.

1. Mainz

Als älteste Großstadt hat Mainz bereits Erwähnung gefunden (s. S. 13 f.). Durch ihre Lage am Rhein an einer verhältnismäßig leichten Übergangsstelle der Mainmündung gegenüber, mitten im Rheingau, war die Stadt ebenso begünstigt wie durch den Umstand, daß hier der erste deutsche Erzbischof seinen Sitz hatte; doch weilten die Kirchenfürsten häufig außerhalb der Stadt, da sie oft zum Reichsdienst herangezogen wurden und weitzerstreutes weltliches Gebiet besaßen. Noch im 12. Jahrhundert wird Mainz mit überschwenglichen Ausdrücken als das goldene Haupt des Reiches, als ein zweites Rom gepriesen. Der Geschichtschreiber Bischof Otto von Freisingen schildert um 1150 Mainz als „der Lage nach weit hingestreckt am Rhein, wo in der Nähe des Ufers eine zahlreiche Einwohnerschaft sich um herrliche Kirchen und Gebäude dicht zusammendrängt, dagegen eng in der Breite und wenig bewohnt nach der Seite und Raum für Weingärten und andere Bodennutzung bietend, umgeben mit einer starken Mauer und mit nicht wenigen Türmen". 1163 mußte Barbarossa strenge Strafen über die Stadt verhängen, weil ihre Ministerialgeschlechter gegen den von ihm eingesetzten Erzbischof so vorgegangen waren, daß er ermordet wurde. Doch bald lächelte ihr wieder die Sonne kaiserlicher Gunst, und in der Mitte des 13. Jahrhunderts erlangte Mainz die führende Stellung in dem bereits (S. 17) erwähnten rheinischen Städtebund. Im 14. Jahrhundert kam es wegen der durch die Patrizier veranlaßten Ver-

schuldung zu Zunftaufständen, und 1332 verließen 129 Geschlechter Mainz, doch im Jahre darauf wurde ein Vergleich geschlossen. Der Vorgang wiederholte sich 1411 mit 117 Geschlechtern, und von ihnen kehrte nur ein Teil zurück. 1444 ward eine vollständig demokratische Verfassung eingeführt. Als die Stadt durch den Erzbischof 1462 erobert wurde, war ihr Wohlstand und die Einwohnerzahl erheblich gesunken.

2. Worms

Zu der nächst Mainz im 11. Jahrhundert bedeutendsten Stadt am Mittelrhein entwickelte sich Worms, in den Kämpfen unter Heinrich IV. dessen Hauptstütze „wegen der Menge ihrer Bevölkerung, der Unersteiglichkeit ihrer Mauern und der Fruchtbarkeit des umliegenden Landes", wie der Mönch Lambert von Hersfeld rühmt. Im 13. Jahrhundert gab es in Worms allein 150 Geschlechterfamilien mehr als in den meisten größeren Städten, über die uns Zahlen berichtet sind. Wahrscheinlich zuerst von allen deutschen Städten erhielt Worms zu seinem mächtigen Dome (Tafel I, 1) um 1225 ein großes steinernes Rathaus, damals „das schönste Haus der Erde" genannt; es hatte mehr als 2000 Mark Silber gekostet, etwa 1/2 Million Mark unserer Währung. Nach dem Ende der Staufer begann der Niedergang der Stadt, und ihn konnten auch die von Kaiser Maximilian verliehenen Vorrechte nicht aufhalten.

3. Köln

Mainz ward seit dem 12. Jahrhundert allmählich von Köln überflügelt, dessen Entwicklung der zweite Teil unserer Darstellung eingehend schildern wird.

4. Regensburg

Diesen drei rheinischen Städten zunächst stand im 12. Jahrhundert unzweifelhaft Regensburg, der einzige bayrische Bischofssitz, wo das Bürgertum Kraft und Selbstbewußtsein erlangte. Erleichtert wurde dies dadurch, daß die Stadtherrschaft zwischen dem König, der seit 1185 dem Herzog das Burggrafenamt übertrug, und dem Bischof geteilt war. Welche Wichtigkeit im früheren Mittelalter Regensburg für den Handelsverkehr nach dem Osten besaß, das beweist die hier schon 1135–46 erbaute, damals als ein Weltwunder angestaunte steinerne Brücke über die Donau (Tafel I, 2), sowie die Tatsache, daß die Münzen der Stadt (ähnlich wie die Kölns) in weitem Umkreise Kurs hatten und bis nach Kiew hin zahlreich gefunden worden sind. Noch im 12. Jahrhundert herrschten sie in den Ostalpen vor und wurden erst seit dem 13. von den Wiener Pfennigen verdrängt. Gerade Regensburgs Geschichte zeigt, daß auch aus dem Münzwesen die Bedeutung einer Stadt klar ersichtlich ist. Nicht viele andere deutsche Großstädte bieten ein so geschlossenes und wirkungsvolles Gesamtbild der mittelalterlichen Kulturentwicklung. In der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts bildete Regensburg einen Brennpunkt geistigen Lebens: hier fand außerordentlich viele Zuhörer der Franziskaner Bertold,

vielleicht nächst Luther der hervorragendste Kanzelredner, der je in deutscher Sprache zum Volke gepredigt hat; es ist bezeichnend, daß er auch gegen die Habsucht der Großkaufleute eiferte. Mitglied des Regensburger Dominikanerklosters und eine Zeitlang Bischof von Regensburg war der bedeutendste deutsche Scholastiker, Albertus Magnus, einer der wenigen sozusagen modernen Naturforscher des Mittelalters; daher kam er in den Ruf, auf seinem Schlosse Donaustauf Zauberei zu treiben. Geistlichen Zwecken dienten die meisten Bauten der Stadt, unter denen der gegen Ende des 13. Jahrhunderts begonnene Dom (Tafel I, 2), neben den westdeutschen der schönste und selbständigste Vertreter der Gotik in Deutschland, die bayrische Eigenart trefflich widerspiegelt, das Innere erweckt den Eindruck eines heiligen Hains mit hochragenden Bäumen. Von den sonstigen Baudenkmälern sind die vielen viereckigen trutzigen Türme bemerkenswert. Zu Anfang des 15. Jahrhunderts war Regensburg in Wirklichkeit eine Freistadt, doch damals hatte es seinen wirtschaftlichen Höhepunkt längst überschritten und hörte auf, die Hauptstätte der bayrischen Kunstentwicklung zu sein, den Dombau mußte man 1524 wegen Mangels an Mitteln einstellen (das Obergeschoß mit den zwei Türmen ist erst im 19. Jahrhundert nach dem Vorbilde des Kölner Doms ausgebaut worden). Ausgeschlossen von den sich eröffnenden neuen Bahnen des Weltverkehrs, verlor die Stadt viele ihrer früheren Handelsverbindungen, und ihre Finanzen konnten nicht, wie die anderer Großstädte, durch ein reiches Hinterland gehoben werden.

5. Wien Regensburgs Blüte ging auch deshalb rasch vorüber, weil Wien, das 1054 zum erstenmal genannt wird, bald für den Handel nach Konstantinopel große Wichtigkeit erlangte und sich der besonderen Fürsorge der Babenberger erfreute, so daß es verhältnismäßig schnell zu einer der bekanntesten Großstädte heranwuchs (näheres im zweiten Teil). Ferner knüpften zu Regensburgs Nachteil seit der Mitte des 13. Jahrhunderts die italienischen Republiken, namentlich Venedig und Genua, unmittelbare Handelsbeziehungen einerseits mit dem Orient, anderseits mit den schwäbischen Städten an. Unter diesen entwickelte sich schon früh

6. Ulm zu einem bedeutenden Handelsplatze Ulm, dort gelegen, wo die Donau schiffbar wird und auf eine weite Strecke hin zum letztenmal bequem überschritten werden kann, wo zugleich von Norden her die Straße aus dem Neckartal herabkommt. Lange Zeit war die Stadt, deren Gebiet etwa 15 Quadratmeilen umfaßte, Mittelpunkt des Weinhandels und Führerin der schwäbischen Städte, und selbst ein so mächtiger Kaiser wie Karl V. mußte von dem Ulmer Patrizier Sebastian Besserer hören: ihr Adel sei um kein Haar schlechter als der Adel derjenigen, die in

Burgen und Schlössern wohnen, und weit älter als aller Briefadel von Kaisers Gnaden.

Damals war Ulm längst von Augsburg überflügelt worden. In keiner der 7. Augsburg
großen Bischofsstädte blieb das Verhältnis zwischen den Bürgern und dem Bischof so lange ungetrübt wie in Augsburg; 1167 übernahm der König die Vogtei, und dadurch zuerst ward die Herrschaft des Bischofs etwas eingeschränkt. Die Bürger erhielten 1251 die militärische Gewalt und erlangten 1276 die fast völlige Reichsunmittelbarkeit; ohne jede Einschränkung sicherte sie ihnen der Freiheitsbrief König Ludwigs 1316 zu. Zum Beweise dafür, daß in unserem Vaterlande die oberdeutsche Kultur um 1500 die Führung hatte, kann keine zweite Großstadt, abgesehen von Nürnberg, in dem Maße dienen wie Augsburg, zu jener Zeit wohl die reichste Stadt Süddeutschlands, deren Handel über die ganze Welt verbreitet war. Diese bedeutsame Stellung knüpft sich besonders an den weltbekannten Namen der Fugger (Tafel II, 3 und 4). Nach Augsburg wanderte 1367 aus dem nahegelegenen Dorf Graben ein kleiner Barchentweber, namens Hans Fugger, ein und ward der Ahnherr einer Kaufmannsfamilie, die sich weit über die gesamte deutsche Kaufmannschaft erhob und 1530 die Reichsgrafenwürde erlangte. 1370 erwarb Hans Fugger das Bürgerrecht in Augsburg und starb 1409 als wohlhabender Mann; seine Söhne Jakob und Andreas bewiesen außerordentliche Rührigkeit und Gewandtheit, beuteten die Bergwerke namentlich in Tirol, Ungarn und im Erzgebirge aus, ließen sich in großartige Unternehmungen ein und häuften so gewaltige Kapitalien an, wie kein zweites Großkaufmannsgeschlecht jener Zeit. Karl V. lieh sich von den Fuggern 1519 zur Kaiserkrönung 700 000 Gulden und 1552 zur Anwerbung von Söldnern gegen Moritz von Sachsen 400 000 Dukaten, wobei man den damaligen Geldeswert richtig veranschlagen muß. Das Gesamtvermögen des Fuggerschen Hauses betrug 1546 etwa 63 Millionen, ein Ergebnis großkaufmännischer Leistungen, die sich am besten mit denen mancher amerikanischen Familien des 19. Jahrhunderts vergleichen lassen. Unter den von den Fuggern für ihre Arbeiter getroffenen Wohlfahrtseinrichtungen sind die in einem besonderen Stadtteil, der sogenannten Fuggerei, erbauten kleinen Häuser hervorzuheben, deren Zahl 1519 sich auf 106 belief. Fabrikanten sind die Fugger stets in umfassendem Maße geblieben, obschon diese Tätigkeit vor ihrer kaufmännischen Wirksamkeit etwas in den Hintergrund getreten ist. Zum Beweise dafür, daß auch die Fugger nicht die Pflege der schönen Künste verabsäumten, kann ihre Grabkapelle bei St. Anna in Augsburg dienen mit den herrlichen Marmorreliefs, zu denen zum Teil Albrecht Dürer die Vorzeichnungen lieferte, ferner die wegen ihrer vergoldeten Vertäfelung

so benannte „Goldene Stube", ein im Fuggerhause um 1490 eingerichtetes Privatkontor, in dessen reicher Ausstattung das Ansehen und der Stolz des Großkaufmanns zum Ausdruck kommen sollten. Jakob Fuggers Großneffe berief den Maler Ponzano nach Augsburg und ließ durch ihn sein Haus mit herrlichen Fresken schmücken; seinem Vorbild folgten andere, und so übte auf die Bauart der Häuser zu Augsburg im allgemeinen die enge Verbindung mit Italien Einfluß; über die „welsche Manier", namentlich über die Fresken, spotteten die Landsknechte, als sie 1548 durchzogen. Unter den vielen Künstlern, die in Augsburg wirkten, ragt der besonders durch seine Altarflügelbilder berühmte Maler Hans Holbein der Ältere hervor, unter den Gelehrten der stille und ernste Peutinger, Stadtschreiber und Kaiserlicher Rat, unter dessen literarischen Schätzen die tabula besonders berühmt war, eine Karte des römischen Reiches, mit gemaltem Orterverzeichnis und mit Angabe der Straßen. Auf Bitten Peutingers legte den von seiner lateinkundigen Tochter Konstanza geflochtenen Lorbeerkranz der Kaiser Maximilian dem ritterlichen Dichter Ulrich von Hutten aufs Haupt. Bei Peutinger war Luther zu Gast, als er 1518 vor Kajetan erscheinen mußte.

Neben den Fuggern sind besonders die Welser bekannt geworden (Philippine Welser vermählte sich 1557 mit Erzherzog Ferdinand von Österreich); mit Nürnbergern zusammen gründeten sie um 1500 eine Handelsgesellschaft, die hauptsächlich das Monopol für Lebensmittel usw. erwarb und dadurch den Haß des Volkes erregte. Die Welser ließen sich mit Venezuela belehnen und pachteten die Kupfer- und Silberminen von San Domingo.

8. Straßburg

Am Oberrhein gelangte schon in der Mitte des 13. Jahrhunderts Straßburg, nachdem es 1205 vom Bischof unabhängig geworden war, zu großer Blüte, wie vor allem aus dem herrlichen Münster (Tafel IV, 5) zu ersehen ist, zu dem schon 1015 der Bischof Werner den Grund gelegt hatte. 1275 wurde das dreischiffige, streng gotische Langhaus vollendet. Dann begann 1277 Erwin von Steinbach die Fassade, deren eigenartige Schönheit Goethe in seiner Abhandlung „Von deutscher Baukunst" preist. Der Bau der Türme währte bis 1439, doch vollendet ward nur der nördliche — er steigt 142 m hoch im Achteck hinan, von vier Türmchen, den „Schnecken", umgeben —, während der südliche bloß bis zur Plattform geführt wurde (auch anderwärts, z. B. in Augsburg und München, baute man ein zweitürmig begonnenes Gotteshaus eintürmig aus). In diesem Straßburger Münster, dessen Hauptportal von ganz besonderer Schönheit ist, finden sich fast alle Baustile des Mittelalters vereint. — Was die Verfassungsentwicklung betrifft,

so wurde 1332 den Zünften die Hälfte der Ratsherrnstellen — im ganzen waren es 56 — zugebilligt; 1482 erhielt die Verfassung mit dem „Schwurbriefe" ihren Abschluß, der die Stadtverwaltung verschiedenen Körperschaften übertrug und den aus 10 Patriziern und 20 Zunftgenossen gebildeten Großen Rat mit den richterlichen und polizeilichen Angelegenheiten betraute. Welche Bedeutung in der zweiten Hälfte des Mittelalters und zur Reformationszeit auf literarischem Gebiete die Stadt besaß, geht aus bekannten Namen hervor, wie Gottfried von Straßburg, Sebastian Brant, Thomas Murner, Fischart, Tauber, Johannes Sturm; in Straßburg stellte Gutenberg die erste Druckerpresse auf. Die Wichtigkeit der Stadt als eines Hauptbollwerks des Reiches schätzte Karl V. höher als die seiner eigenen Hauptstadt Wien.

9. Nürnberg

Wenden wir uns nach Osten zurück, so muß als eine der hervorragendsten Großstädte Nürnberg ausführlich berücksichtigt werden, das 1030 zum erstenmal genannt wird, also Jahrhunderte jünger ist als die rheinischen Städte. Auf der zum Schutz gegen die Slawen gegründeten Burg walteten die Hohenzollern als Burggrafen, doch schon 1190 verlegten sie ihre Residenz nach der von Nürnberg drei Meilen entfernten Kadolzburg. Daß sich um Nürnberg bald ein sehr lebhafter Marktverkehr entwickelte, erklärt sich zunächst aus der Lage der Burg: sie beherrschte die mit einer südnördlichen Verkehrsader sich kreuzende Straße nach dem Rhein und nach Böhmen. Von allen Seiten laufen hier die Wege zusammen, und hauptsächlich diesem Umstande verdankt Nürnberg seinen Aufschwung. Dazu kam, daß die bei der Burg errichtete Grabstätte des heiligen Sebaldus eine große Anziehungskraft für Wallfahrer ausübte. Weil dem „auf sehr hartem Gelände" gelegenen Orte Weinbau und Schiffahrt fehlte, so verlieh ihm Friedrich II. besondere Rechte. Da die sandige Umgebung keinen ausreichenden Unterhalt bot, so mußten die Bewohner Handel und Gewerbe betreiben. Nach und nach erwarb Nürnberg die Verfügung über den großen Reichswald, der die Stadt umgab, und besaß schließlich ein umfangreicheres Gebiet als alle anderen mittelalterlichen Städte; es umfaßte etwa 20 Quadratmeilen oder 112500 Hektar. Schon früh errichtete sich Nürnberg aus eigenem Antrieb und durchaus mit eigenen Mitteln seine unvergleichlich großartige Stadtbefestigung. Unter Karl IV. († 1378) begann die letzte Stadterweiterung; bis gegen 1455 zog sich der Mauerbau hin. Unter den Kirchenbauten zeigt die zur Zeit jenes Herrschers errichtete Frauenkirche einen gewissen bürgerlich-einfachen Zug in der Gotik, wie er in manchen norddeutschen Gotteshäusern zum Ausdruck kam: sie sind Hallenkirchen, bei denen alle Längsschiffe — das Querschiff fehlt ganz — die gleiche Höhe erreichen und von einem einzigen

mächtigen Spitzdach überdeckt werden, nur Giebel und Vorhalle sind verziert, Pfeiler und Wände dagegen ohne reichen Schmuck.

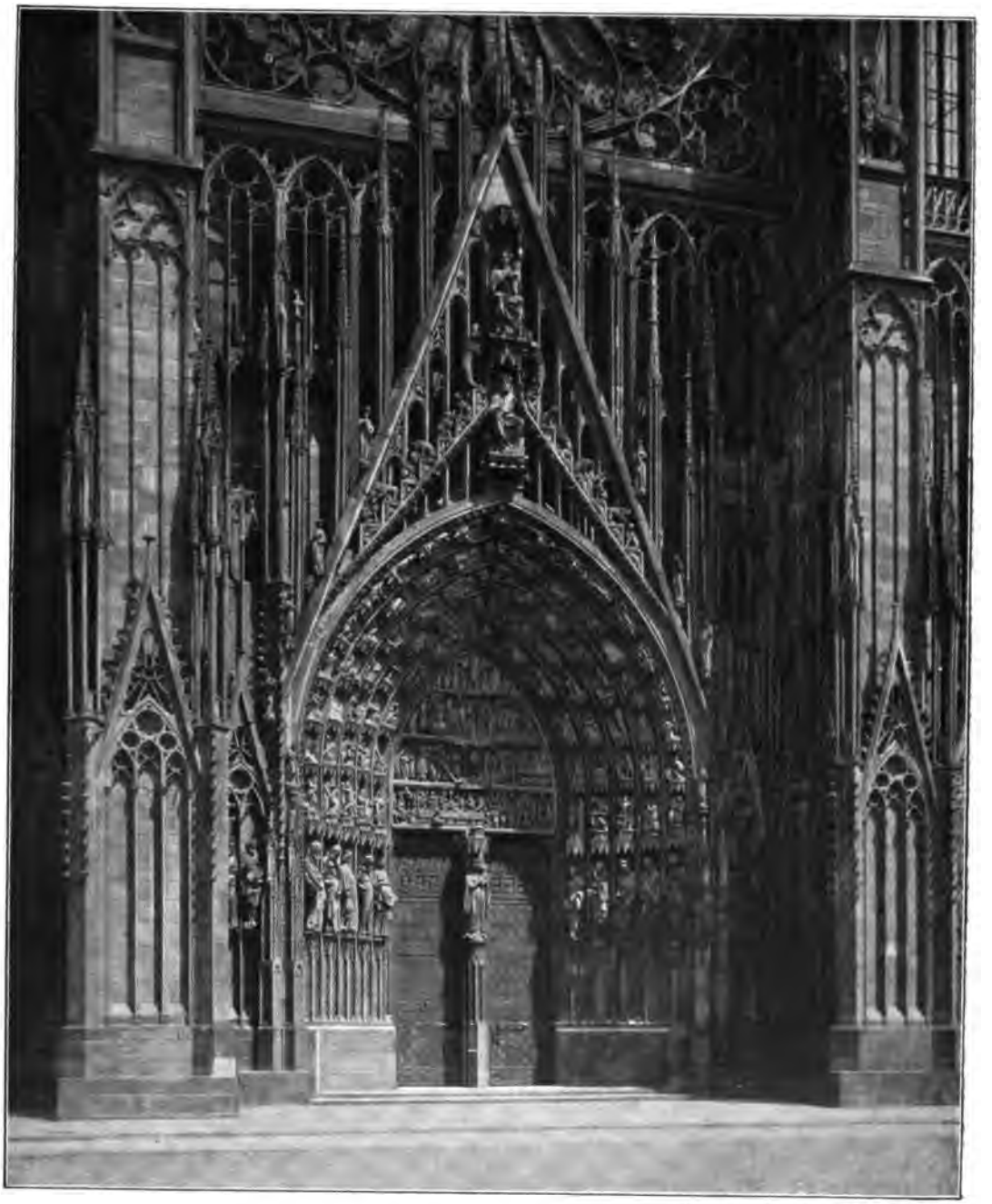
Nürnbergs lange Blüte beruht nicht nur auf den schon hervorgehobenen äußerlichen Umständen, sondern auch auf der politischen und wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit der Patrizier sowie auf der Regsamkeit der Handwerker, kurz auf dem „Nürnberger Witz", der als „die ganze Welt bezwingend" im Volksmunde zusammen mit der Augsburger Pracht, dem Straßburger Geschütz und dem Ulmer Geld genannt wurde. Günstig war es auch, daß Streitigkeiten mit dem Kaiser oder mit einem Bischof der Stadt erspart blieben. Sie hatte allerdings manche Fehden mit den hohenzollerischen Markgrafen zu bestehen, deren bedeutendster der bereits (S. 21) erwähnte Albrecht Achilles war, ein Bismarck und ein Moltke in einer Person, wenn man einen recht kühnen Vergleich ziehen will. Er gedachte Nürnberg zum Mittelpunkt eines großen fränkischen Herzogtums unter seiner Leitung zu erheben; hätte er solche und andere sehr weit ausschauende Pläne durchführen können, so wäre wahrscheinlich Nürnberg noch schneller gewachsen und vielleicht sogar die Hauptstadt eines neuen deutschen Reiches geworden. Jedenfalls hatte der Kampf mit ihm die Folge, daß auch in der großen Politik die Nürnberger Patrizier gestählt wurden. Ihre Stadt erfreute sich des Rufes, die beste Verwaltung in Deutschland zu besitzen, und rechtfertigte diesen Ruf bis etwa 1600 trefflich; ein Zunftaufstand ging 1348 rasch vorüber, der Kaiser setzte das Patriziat wieder in die frühere Stellung ein, und der Rat duldete keine Handwerkervereinigungen zu politischen Zwecken. Wohl aber taten sich Ende des 15. Jahrhunderts die Gesellen zusammen, um Lohnerhöhungen zu erreichen, und es kam sogar zu Arbeitseinstellungen.

Länger als die anderen Großstädte wußte Nürnberg seine angesehene Stellung in Gewerbe und Handel zu behaupten, dank der hier ausnahmsweise weitsichtigen Handelspolitik. Die Nürnberger Patrizier widmeten jahrhundertelang ihre Kräfte sowohl der Stadt wie ihren eigenen Geschäften, waren in Venedig und in Brabant geradeso zu Hause wie am Kaiserhofe und in ihrer Vaterstadt; daher verstanden sie es, die Handels- und Absatzwege für Nürnberg offenzuhalten. Das war um so wichtiger, weil durch die geistige Regsamkeit der Handwerker die gewerbliche Produktion der „Perle Frankens" außerordentlich vielseitig wurde, vor allem in dem Metallgewerbe, das die Einfuhr der Rohstoffe nötig machte und zur Ausfuhr der fertigen Waren drängte. Das Gewerbe der Docken- oder Puppenmacher wird schon Ende des 13. Jahrhunderts erwähnt, doch in erster Linie vertrieb Nürnberg das anderswo hergestellte Spielzeug oder den

3. Das Fuggerhaus am alten Weinmarkt

4. Innenhof im Fuggerhause

Straßburg



Aufn. Neue Photogr. Gesellschaft, Steglitz

5. Gotischer Eingangsbogen vom Münster

(Aus „Die Schöne Heimat. Bilder aus Deutschland". Verlag von Karl Robert Langewiesche, Königstein i. Taunus)

„Tand". Auch das Brauergewerbe war in der Stadt sehr angesehen, deshalb wurde viel Hopfen in der Nähe gebaut (im Unterschied von Norddeutschland mißachteten aber die reichen Kaufherren in Franken das Bier auf ihren Tafeln). Keine andere deutsche Stadt befaßte sich damals in solchem Maße mit dem internationalen Warenaustausch; man pries daher Nürnberg als „das weitberühmte und löbliche Gewerbshaus in dem ganzen Deutschland", ja sogar als „Mittelpunkt Europas". In Nürnberg entwickelte sich auch durch den Erfindergeist und die Schaffensfreudigkeit der Handwerker in ganz besonderem Maße das Kunstgewerbe, und ihm kam die seit dem 12. Jahrhundert immer reicher gewordene Lebenshaltung sowie die Verfeinerung der Bedürfnisse zugute. Unter den Handwerkern, die sich zu Künstlern emporarbeiteten, ist außer Vischer (sein herrliches Sebaldusgrab, Tafel III, 6), Krafft und Stoß besonders Dürer zu nennen, erst Goldschmiedlehrling, dann schnitt er in Holz, ätzte in Kupfer, lernte den Buchdruck und ward der größte deutsche Maler, dessen Bilder und Stiche Fragen des religiösen Lebens behandelten, im Gegensatz zu dem materiellen Zuge der Zeit. Von Nürnberg als Kunststadt gilt, was Goethe von Florenz sagt: das Volk hat die Stadt zur Stadt gemacht (nicht ein einzelnes Geschlecht), und wohl kaum eine andere Bürgerschaft war so durchdrungen von der Bedeutung der Kunst. Der bekannte und oft, z. B. von Richard Wagner, verherrlichte Meistersinger Hans Sachs († 1576) kann als einer der vielseitigsten Vertreter des gebildeten Bürgertums gelten; er wagte es sogar, den Glauben an einen Bund mit dem Teufel für eine alberne Erfindung zu erklären.

Die Großstadt an der Pegnitz verabsäumte auch nicht die Pflege der Wissenschaften. Mit den Augsburger und Straßburger Stadthäuptern stellten die Nürnberger Anfang des 16. Jahrhunderts den Höhepunkt nicht nur der politischen und wirtschaftlichen, sondern auch der humanistischen Bildung in Deutschland dar, wie schon die Wirksamkeit Pirckheimers beweist, der sieben Jahre in Italien weilte und in Plato den Stern seines Geisteslebens sah; Pirckheimer war es, der Dürer die Mittel zur Reise nach Italien gab. Melanchthon soll 1526 das Gymnasium in Nürnberg gegründet haben. Eine eigene Universität besaß die Stadt in Altdorf. So hob sich in Nürnberg durch das Wirken großer Meister im Kunsthandwerk und in den Wissenschaften das Bürgertum auf der Grundlage behäbigen Wohlstandes zu stolzer Höhe.

Seit dem 16. Jahrhundert beginnt allmählich der Rückgang der Stadt. Die regierenden Patrizier sind nicht mehr praktische Geschäftsleute, wie ihre Ahnen, sondern bureaukratische Juristen, die von ihren Renten leben. Übertriebener

Geselligkeit gab man sich auch in Lustgärten gern hin, was auch von anderen Städten, z. B. von Augsburg, berichtet wird, der in Italien weilende Nürnberger Kaufmann Paumgarten schreibt seiner Gattin, er freue sich, durch seine Abwesenheit „manchs übrigen schädlichen Trunks" überhoben zu sein.

10. Prag Von Nürnberg führte eine alte Verkehrsstraße nach Böhmen, das erst zur Zeit Barbarossas († 1190) in engere Berührung mit Deutschland kam. „Böhmens Vater", Karl IV., in vielen Beziehungen ein weitblickender Fürst, wußte die Strömungen im europäischen Kulturleben richtig zu würdigen und gründete 1348 die erste deutsche Universität in Prag. Diese an einem Kreuzungspunkte der vier Hauptstraßen etwa in der Mitte des Landes gelegene böhmische Hauptstadt dachte er sich als Mittelpunkt eines einheitlichen, mit Donau, Oder und Trave in Verbindung stehenden Verkehrsgebietes; tatsächlich verschaffte er Prag eine Zeitlang den ersten Rang in der geistigen Entwicklung Deutschlands überhaupt, und die Stadt trug zum Aufschwunge der Kultur vor allem in Mitteldeutschland viel bei.

11. Magdeburg Schreiten wir elbabwärts, so kommt für die Zeit um 1500 noch nicht Dresden, sondern Magdeburg als eine Großstadt nach damaligem Maßstabe in Betracht. An der Stelle, wo die Elbe in ihrem Mittellaufe sich am weitesten nach Westen wendet und ältere, harte Gesteinsschichten aus dem Sand- und Lehmboden hervortreten und die Anlage einer Brücke erleichtern, an dieser wichtigen Stelle befestigte schon Karl der Große eine Zollstätte, Otto I. benutzte sie zum Stützpunkt für die kriegerischen Unternehmungen gegen die Slawen und machte dann 967 den Ort zum Sitz eines Erzbischofs. So wurde Magdeburg Vorkämpferin für die Verbreitung des Christentums und des Deutschtums östlich der Elbe. Weil diese Großstadt eine der wichtigsten Handelsstätten Norddeutschlands wurde, so gewann ihr Recht außerordentliche Verbreitung bis an die Grenzen im Nordosten Deutschlands, auf die nach dem Vorbilde älterer Städte neugegründeten wurde nämlich häufig das Recht einer Mutterstadt übertragen, die auch Rechtsbelehrungen ergehen ließ und als Oberhof in Berufungsfällen entschied, jedoch nicht etwa regelmäßig; Wien z. B., dessen Stadtrecht die meisten Städte Österreichs erhielten, scheint ebensowenig wie Augsburg eine Bedeutung als Oberhof gehabt zu haben. Magdeburg entwickelte sich zu einer der hervorragendsten Städte im norddeutschen Osten und spielte eine wichtige Rolle als Vorkämpferin der Reformation.

12. Lübeck An der Küste gab es im Unterschied vom Südwesten Deutschlands nur wenige freie Reichsstädte. Zu ihnen gehörten als die bedeutendsten von Anfang an die drei, die noch jetzt Freie und Hansastädte heißen, Lübeck, Bremen und

Hamburg. Die beiden zuletztgenannten gehen in ihren Anfängen auf geistliche Stiftungen Karls des Großen zurück, die zunächst nur der Ausbreitung des Christentums dienen sollten und erst später auch für Handel und Verkehr wichtig wurden (näheres über Hamburg im zweiten Teil). Lübeck (Tafel III, 7), jetzt die unbedeutendste unter den dreien, nahm im Mittelalter lange die erste Stelle ein. Sehr geschützt im innersten Winkel der Ostsee gelegen und mit der Nordsee in müheloſem Landverkehr, war der Platz wie geschaffen zum Mittelpunkt des norddeutschen Handels. Diese Gunst der Lage haben Lübecks Bürger sich früh zunutze gemacht, und zwar mit außerordentlicher Tatkraft, wie aus vielen mittelalterlichen Urkunden ersichtlich ist. Durch den Grafen von Holstein auf einem von der Trave und der Wakenitz umflossenen Hügelrücken 1143 neu gegründet, ward die Stadt schon 1158 an Heinrich den Löwen abgetreten und von ihm nach einer Feuersbrunst zum viertenmal aufgebaut, so planmäßig und in solcher Ausdehnung, daß der Raum für Jahrhunderte ausreichte. Jetzt vertauschte die Stadt den alten Namen Buku mit dem Leubecks, der „Löwenstadt" (in einem Städtebuch von Abraham Sauer aus dem 17. Jahrhundert wird Lübeck gedeutet als Lobeck, „ein Eck des Lobs"). Nach dem Sturze des Sachsenherzogs, der den Ort mit besonderen Vorrechten ausgestattet hatte, wurde Lübeck 1226 Reichsstadt, erstieg als Haupt der Hansa (vgl. S. 17) in den Jahren 1360–70 den Höhepunkt seiner Macht und war damals wohl die bedeutendste Großstadt in Deutschland, hatte also Mainz, Köln und Regensburg überflügelt, zählte jedoch kaum 40000 Einwohner. Außer Magdeburg war Lübeck der wichtigste Oberhof Norddeutschlands, und kein mittelalterliches Stadtrecht hat so umfassende Geltung gewonnen wie das lübische. Karl IV. erkannte die Bedeutung der Travestadt dadurch an, daß er ihren Bürgermeister 1374 zum Reichsfriedensrichter ernannte.

„Wie eine Fürstin standest du,
Der Markt war dein und dein die Wege,
Du führtest reich dem Süden zu,
Was nur gedieh in Nordens Pflege.
Es bot dir Norweg seinen Zoll,
Der Schwede bog sein Haupt, der Däne,
Wenn deine Schiffe segelvoll
Vorüberflohn, des Meeres Schwäne."

So kündet ein Sohn Lübecks, Geibel, den Ruhm seiner Vaterstadt, die wie kaum eine zweite ein köstliches Bild mittelalterlicher Städteherrlichkeit gewährt, vor allem in ihren großartigen gotischen Bauten. Namentlich die fast in einem einzigen

Menschenalter aufgeführte Marienkirche, eine Hallenkirche (vgl. S. 31), ist ein glänzendes Zeugnis von der Leistungsfähigkeit und dem Gemeinsinn der Bürger, die das Gotteshaus gelegentlich auch zu weltlichen Zwecken benutzten, in einer besonderen Kapelle gewährten die Bürgermeister Audienzen. Zum letztenmal flackerte die Hansakraft auf, als der Lübecker Bürgermeister Jürgen Wullenweber im Bunde mit den nordischen Städten den skandinavischen Königreichen entgegentrat, doch die alten Geschlechter Lübecks stürzten ihn, und 1537 ward er enthauptet. Von den gewaltigen Befestigungsbauten des Mittelalters legen noch jetzt zwei Tortürme Zeugnis ab: das Burgtor im Norden, das Holstentor im Südwesten.

13. Danzig

Nächst Lübeck war zur bedeutendsten und eigenartigsten Kolonialgroßstadt an der Ostsee um 1500 aus einem halb slawischen Fischerdorf allmählich Danzig herangewachsen mit seinem bezeichnenden Wappenspruche Nec temere nec timide (= nicht leichtsinnig und nicht furchtsam). Nach dem Aussterben des pommerellischen Herzogshauses (1294) und nach heftigen Kämpfen kam die Stadt 1308 unter die Herrschaft des Deutschen Ordens, der die deutsche „Rechtstadt" anlegte, schloß sich etwa 50 Jahre darauf der Hansa an und entwickelte sich nicht nur zur wichtigsten Stadt im Ordensstaate, sondern auch zu einem der bedeutendsten Handelsplätze des Festlandes; bis nach Venedig hin unterhielt Danzig einen schwunghaften Seeverkehr und beteiligte sich auch an dem Kriege der beiden Rosen in England. Als der Orden verfiel, kam Danzig 1454 unter die Botmäßigkeit Polens, jedoch als eine tatsächlich freie Stadt mit vielen Vorrechten; ihr Deutschtum bewahrte sie sich dadurch, daß sie ihre finanzielle Überlegenheit den stets geldbedürftigen polnischen Königen gegenüber geschickt ausnutzte. Früh verbreitete sich die Reformation in der Stadt, und 1557 ward den Evangelischen Religionsfreiheit zugesichert. Die 1343 gegründete, im 15. Jahrhundert umgebaute Marienkirche, die fünftgrößte der Christenheit, macht äußerlich nur durch die ungemeine Massigkeit Eindruck; denn sie entbehrt jeder Gliederung, selbst die Strebepfeiler fehlen. Das Innere enthält zwei dreischiffige Hallen, und über jeder erhebt sich eine Dreigiebelgruppe, gekrönt von schlanken Türmen, die neben dem gewaltigen, stumpf auslaufenden Hauptturm wie Masten nach jeder Himmelsrichtung emporragen, zehn an der Zahl, und dem stolzen Gotteshause einen besonderen Reiz verleihen. Im gotischen Stil erbaut ist zum Teil auch das Rathaus (Tafel IV, 8) mit seinem außerordentlich spitzen Turm sowie der Artushof,[1] ein Zunfthaus, auch Junkerhof genannt, weil besonders die jungen

[1] Der Name erklärt sich aus der Sage, der zufolge König Artus von England solche Kaufhallen zuerst begründete.

Patrizier (aber auch die alten) in dieser von Meistern aus Köln, Augsburg und den Niederlanden prächtig ausgeschmückten, Reichtum und Selbstbewußtsein widerspiegelnden Halle ihre festlichen Versammlungen abhielten. Einen eigenartigen Schmuck der Patrizierhäuser Danzigs, die sich in der Langenstraße und am Langenmarkt durch Prunkfassaden nach dem Vorbild Venedigs auszeichnen, bilden die auch in anderen nordischen Städten, aber in einfacherer Form, sich findenden „Beischläge": breite, mehrere Stufen über die Straße erhobene, die ganze Breite des Hauses einnehmende Vorplätze, mit Sitzbänken und mit steinernen Balustraden oder aus Schmiedeeisen kunstvoll gefertigten Geländern versehen.

14. Breslau

In dieser Übersicht über die wichtigsten um 1500 bestehenden Großstädte möge Breslau als vierzehnte in der Reihenfolge den Beschluß bilden. Die schon in der Mitte des 11. Jahrhunderts als Bischofssitz und Herzogsresidenz nicht unbedeutende Stadt ging 1241 beim Einfall der Mongolen gänzlich, abgesehen von der Burg, unter. Die Bewohner selbst hatten sie angezündet und waren dann auf die größte der Oderinseln, die spätere Dominsel, geflüchtet. Nach dem Abzug der Feinde ward die Stadt von neuem aufgebaut, aber am linken Ufer des Stromes, der hier schon größere Lastschiffe tragen kann. Auf dem am frühesten angelegten „Ringe" — das slawische Wort bedeutet Marktplatz — wurde das aus Wieliczka, damals einer deutschen Stadt, herangeschaffte Salz an die von weither aus fast ganz Polen herbeigeströmten Händler verkauft; von einem Salzringe sprach man daher (heute heißt er Blücherplatz). Auf einem anderen Platze wurden Felle und Pelzwaren gegen Wein, Tuche und Kolonialwaren ausgetauscht. Schon um 1200 hatte die deutsche Gemeinde solche Bedeutung, daß sie einen eigenen Markt, ein eigenes steinernes Rathaus und eine eigene Pfarrkirche besaß. 1261 wurde das Magdeburger Stadtrecht eingeführt. 1244 begann auf der größten der Oderinseln, wo sich in der Mitte des 12. Jahrhunderts Augustiner Chorherren aus Flandern niedergelassen hatten, der Bau des Domes, und seitdem überwog entschieden das deutsche Element in Breslau. Der Dom, in gotischem Stil begonnen, hat später barocke Anbauten bekommen, die sich harmonisch angliedern. Im Domschatz bildet ein noch immer im Farbenglanz erhaltenes Stück von unermeßlichem Wert Lukas Cranachs Madonna im Schleier und unter den Tannen, weltabgeschieden und doch so erdenfroh aus dunklem Rahmen hervorschauend. Zu Beginn des 14. Jahrhunderts ward die Neustadt auf dem linken Oderufer mit der Altstadt zu einer Gemeinde vereint; schon um die Mitte dieses Jahrhunderts trat die erweiterte Stadt der Hansa bei und zählte um 1400 nach der einen Schätzung etwa 1200, nach einer andern aber fast doppelt soviel Be-

wohner. Zwischen dem meist aus Großkaufleuten bestehenden Patriziat und der von den Zünften geführten Masse der Bürgerschaft fanden 1389–1439 heftige Kämpfe um die Vorherrschaft im Rate statt; er blieb überwiegend patrizisch und gewährte nur vier Zünften eine bescheidene Vertretung. Um 1400 erfreute sich Breslau der ersten Blüte, hatte drei große Märkte und galt als eine der prächtigsten Städte Europas; die Großkaufleute erbauten sich schöne hochgiebelige Häuser rings um das Rathaus (Tafel IV, 9), das ein ehrwürdiger Zeuge von der Bedeutung geblieben ist, die vom 14. bis 16. Jahrhundert die Bürgerschaft besaß. Die mittelalterliche Vergangenheit der Stadt kann man heutzutage ungestört vom Großstadtgetriebe nur auf der grünumbuschten Dominsel sich vor Augen führen. –

Zusammenfassung

In dieser Übersicht sind aus sehr großer Fülle des Stoffes nur die besonders bemerkenswerten Tatsachen kurz hervorgehoben. Schon sie können beweisen, daß am Ausgang des Mittelalters die Bürger im allgemeinen auf den verschiedensten Gebieten des Lebens sich durch Tatkraft, Umsicht und Schaffensfreudigkeit auszeichneten. In der gewerblichen Produktion stand Deutschland um 1500 an der Spitze aller Völker – diese Tatsache kam in den Großstädten zum Ausdruck, deren erste Blüte sich damals entfaltete, vor allem in Süd- und Mitteldeutschland; unter den in stattlicher Anzahl gegründeten Städten des Nordens erreichten den Glanz ihrer Schwestern im Süden nur wenige, und zwar an der See gelegene.

Vorrang des Südens

Dem Süden blieb bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts der geistige Vorrang gewahrt, und in den Besitz aller Errungenschaften der Zeit kamen zuerst die süddeutschen Großstädte auch wegen ihrer Verbindungen mit dem Auslande, vor allem mit Italien. Zu diesem alten Kulturlande unterhielten schon um 1400 auch einzelne norddeutsche Großstädte, namentlich Köln und Lübeck, Handelsbeziehungen, hauptsächlich zu Venedig, wo im Kaufhofe der Deutschen (Fondaco dei Tedeschi) sich gegen Ende des Mittelalters oft an hundert deutsche Kaufleute aufhielten.

Urteile von Ausländern

Infolge dieser vielfachen Berührungen mit der Fremde sind manche Urteile von Ausländern über deutsche Großstädte auf uns gekommen, zumeist von Italienern, die sich aber nicht immer die Unbefangenheit bewahren und, da sie sich allein im Besitz der wahren Kultur wähnen, für die deutsche Art im allgemeinen kein Verständnis zeigen. Doch schon seit etwa 1450 empfingen sie einen gewaltigen Eindruck von den deutschen Großstädten. Der hochgebildete und weitgereiste Italiener

Enea Silvio

Enea Silvio, der spätere Papst Pius II., ist ihres Lobes voll und meint um 1450, die schottischen Könige würden sich glücklich schätzen, so gut zu wohnen wie die minderbemittelten Bürger von Nürnberg. Allerdings verfolgt seine an den Gatten einer Nürnbergerin gerichtete Schrift den bestimmten Zweck, die Klage:

„Das arme Deutschland wird vom heiligen Stuhl in Rom ausgesäckelt", durch den Nachweis zu widerlegen, daß Deutschland vielmehr ein sehr reiches Land sei. Der florentinische Geschichtschreiber und Staatsmann Machiavelli († 1507) meinte, die wahre Kraft Deutschlands ruhe nicht bei den Fürsten, sondern bei den Städten, diese seien aber politisch unfähig — eine Ansicht, deren Richtigkeit sich aus dem Verlauf der Reformationsbewegung ergab. Den Urteilen der Italiener pflichtet im allgemeinen auch der Franzose de Froissard bei, der 1497 Deutschland besuchte und die Blüte der Großstädte in lebhaften Farben schildert, sein berühmter Landsmann Montaigne erklärte noch in der Mitte des 16. Jahrhunderts, vor Paris verdiene, was Schönheit betrifft, Augsburg den Vorzug. Doch zweierlei ist nicht außer acht zu lassen: diese Ausländer haben besonders die großartigen Dome mit den himmelanstrebenden Türmen und die Rathäuser mit ihren hohen Hallen sowie die Patrizierwohnungen im Auge, nicht aber die einfachen Bürgerhäuser, und ferner: sie vermissen den durch geistige Bildung verfeinerten Lebensgenuß. Die Schaffensfreudigkeit aber und den Wohlstand in den damaligen Großstädten lassen noch heute manche geistliche und weltliche, öffentliche und private Gebäude erkennen, alle entworfen und ausgeführt nicht von gelehrten Baukünstlern, sondern von schlichten Handwerksmeistern, die so recht nach Herzenslust schufen; und in fast allen größeren Städten erhob sich das Handwerk von der bloßen Zweckmäßigkeit zu künstlerischer Gestaltung. Zuerst war dies am Rhein und an der Donau der Fall, der Norden folgte nach. Der handwerksmäßigen Geschicklichkeit vor allem verdankt der gotische Stil die überaus feine Behandlung der Einzelglieder, die „durchbrochene" Arbeit.

Machiavelli

Froissard

Montaigne

Gerade auf dem Gebiet der Baukunst zeigen die mittelalterlichen Großstädte neben manchen Verschiedenheiten — denn jede bildete „eine kleine Welt für sich" — doch viele Gemeinsamkeiten, und besonders diese sind zu berücksichtigen, wenn ein zutreffendes Bild der äußeren Erscheinung entworfen werden soll, die um 1500 die Großstädte im allgemeinen darboten. Den Eindruck der Gebundenheit, die zum Wesen des mittelalterlichen Menschen gehört, macht auch das Stadtbild, und im 16. Jahrhundert gewinnt es seine ausgeprägteste Gestalt. Jede Großstadt ohne Ausnahme ist eine wirkliche starke Festung, denn jede muß auf Wehrhaftigkeit mit allen Mitteln bedacht sein. In manchen der aus dem 15. bis 17. Jahrhundert erhaltenen Ansichten[1] nimmt sich die Stadt mit ihren zahlreichen, scheinbar eng

Äußeres Stadtbild

Festungscharakter

[1] Für die 1493 in Nürnberg gedruckte Weltchronik Schedels hat Wohlgemut, Dürers Lehrer, Holzschnitte angefertigt, und den Ansichten gerade der größten und berühmtesten Städte Deutschlands liegt eine Abbildung nach der Natur zugrunde.

zusammengedrängten hochragenden Türmen wie ein einziger gewaltiger Schloßbau aus, der die umliegende Landschaft beherrscht. Schroff fallen die oft zinnengekrönten Mauern zu dem vertieften Wassergraben oder Flußbett ab. Den schmalen, in die Mauern eingefügten Pforten sind mächtige Tortürme aufgesetzt, als Warten weit ins Land schauend und zugleich als besondere kleine Festungen den Eintritt wehrend, oft auch zu stattlichen Schmuckbauten ausgestaltet, die den Stolz der Bürger bilden; manche Stadt hat Doppeltortürme, die das niedrige Tor schützend in die Mitte nehmen. Ständig befindet sich ein Wächter auf dem Turm und stößt, sobald er Verdächtiges bemerkt, sofort ins Horn. Auf der Innenseite der Mauer zieht sich zur leichteren Verteidigung ein meist auf Verstärkungspfeilern ruhender Wehrgang mit Auslug- und Schießscharten; über die Mauer erheben sich, in geringer Entfernung, kleine Verteidigungstürme von verschiedener Gestalt.

Innere Stadtanlage

In den der Mauer zunächst gelegenen Teilen des städtischen Bodens wie in dem Lande unmittelbar vor den Toren trieb man überall noch Viehzucht und Gartenbau; auch die bedeutendste mittelalterliche Großstadt blieb in beträchtlichem Maße Ackerstadt, und noch im 15. Jahrhundert erging wohl eine Ratsverordnung gegen das Umherlaufenlassen von Schweinen in den Straßen. Handel und Industrie dagegen hatten im inneren Stadtkreis ihren Sitz. In dieser Verteilung drückt sich die geschichtliche Entwicklung aus. Denn rings um den Kern der Stadt, die nachherige Altstadt, lagerte sich schon früh der Grundbesitz kirchlicher Genossenschaften; als später bei der Erweiterung der Stadt die neue Befestigung jenseits dieses Gebietes angelegt wurde, ließen die Bewohner zum Teil von der alten ländlichen Beschäftigung nicht ab.

Ländlicher Charakter

Das Malerische des Straßenbildes

Die mittelalterlichen Straßen verlaufen zumeist — von Kolonialstädten abgesehen — unregelmäßig, winklig und gewunden, so daß beim Wechsel von Licht und Schatten das Straßenbild sich beständig ändert, häufig den Eindruck der Geschlossenheit macht und manche malerische Winkel entstehen läßt. Auf diese Eigenart der Anlage weisen auch Namen von Straßen hin, wie Krebsscheere, Hühnerbrücke und Seidenbeutel. Belebt wird das Straßenbild vor allem durch Kirchen und Rathäuser, oft auch durch Spitäler, Kauf- und Zeughäuser. Jede größere Stadt errichtete ein Kaufhaus, wo die Waren aus dem Groß- in den Kleinhandel übergeführt, außerdem in Gewölben und Kellern Tuch und fremde Nahrungsmittel für den Bedarf der Bürgerschaft aufgespeichert wurden. Während die Gotteshäuser — von Hallenkirchen war bereits (S. 31) die Rede — zumeist an einer ruhigen, jedoch vom Verkehr nicht weit entfernten Stätte sich befinden, liegt das Rathaus stets am Marktplatz, der einen fast ganz geschlossenen Raum

bildet. Im Rathause der größeren Städte war nicht das zu ebener Erde gelegene Warengewölbe, sondern der darüber befindliche Saal die Hauptsache; nach und nach wurde das Gebäude erweitert, und das Nebeneinander der verschiedenen Stilarten wirkte oft sehr malerisch. Waren die Türme mit Kupfer gedeckt, so bildete dessen Grün (die Patina) zu dem Rot der hochragenden spitzen Giebeldächer einen eindrucksvollen Gegensatz. Durch die an den Häusern angebrachten oder an Stangen in die Straßen ragenden Aushängezeichen wurde die malerische Wirkung des Straßenbildes erhöht. Für die Straßenbreite bestand vieler Orten von alters her eine auf dem sogenannten Speerrecht, einem Ausfluß der königlichen Gewalt, beruhende baupolizeiliche Bestimmung: mit quer gehaltenem Speer ritt der Beamte durch die Straße und nahm die Eigentümer der Häuser in Strafe, an die der Speer anstieß. Daß die Häuser nicht etwa abgebrochen zu werden brauchten, ist für die mittelalterlichen Zustände ebenso bezeichnend wie die Tatsache, daß in Kolonialstädten, z. B. in Breslau, die ursprünglich in gerader Linie verlaufenden Straßen bei der Erweiterung in unregelmäßiger Linie fortgesetzt wurden. Eigenartig wird das Straßenbild durch die namentlich im Süden angelegten Laubengänge, Bürgersteige, deren Raum dem Erdgeschoß entzogen ist, und die zugleich als kühle Verkaufshallen dienen; sie sind gemeinsam von breiten Bogen, die auf trotzigen Pfeilern ruhen, überwölbt. So kommt auch äußerlich die Tatsache zum Ausdruck: das Bürgertum ist auf dem Boden des gegenseitigen Schutzes sicher begründet, dabei bleibt aber die Einheit und Selbständigkeit der Familie gewahrt. Wie durch diese Lauben, so entsteht auch durch die vorspringenden Erker, die spitzen Giebel und die an den Dächern angebrachten Türmchen und Wasserspeier das Malerische des Straßenbildes.

Straßenpflaster

Straßenpflaster kannte man bis zum Ende des 13. Jahrhunderts nicht, höchstens wurden in die Mitte der Straße Schrittsteine oder Holzstücke gelegt und an den Häusern entlang hölzerne Fußsteige angebracht. Diese Zustände machen es erklärlich, weshalb man Stelzschuhe trug. Erst im 14. Jahrhundert begann die Pflasterung einzelner Straßen und Plätze, am frühesten in Straßburg, Nürnberg und Frankfurt am Main. Diese Großstädte machten auch die ersten schwachen Anfänge mit öffentlicher Straßenbeleuchtung: bei besonderer Gefahr wurden Pechkränze oder harzige Holzstücke auf Feuerpfannen angebrannt, die an den Eckhäusern befestigt waren (allgemeine Straßenbeleuchtung gab es erst seit dem 18. Jahrhundert). Kehricht, Abfälle, Unrat, sogar tote Tiere wurden auf die Straße oder auf wüstliegende Baustellen geworfen, in den westlichen Großstädten sickerten die Abflüsse oft bis auf alte, von den Römern angelegte Kanäle durch. Ursprünglich

Straßenbeleuchtung

Reinigung der Straßen

lag den Anwohnern der Straße die Pflicht ob, sie zu reinigen und auszubessern, allmählich ließ sich auch die Stadtverwaltung die Sorge dafür, allerdings in recht verschiedenem Maße, angelegen sein.

Stein- und Fachwerkbauten

Aus Stein gebaut waren um 1500 in der Regel nur die „Höfe" der Adligen und der vornehmsten Patrizier sowie die Stifter und Pfalzen; sie kehrten ihre dicken Mauern mit der engen Pforte und den kleinen Fenstern der Straße zu. Auch kleinere Bürgerhäuser wurden schon während des 15. Jahrhunderts aus Stein errichtet, doch zumeist nur im Süden, während vor allem in Niedersachsen der Holz- und Fachwerkbau vorherrschend blieb. Bis ins 15. Jahrhundert zeigte er kaum irgendeinen Schmuck, dann aber setzte die gotische Zierkunst ein, z. B. wurden an den zur Unterstützung der Balken dienenden Kopfbändern Figürchen angebracht. Um die Städtekultur richtig zu würdigen, muß man die durch eigen-

Holzbaukunst

artig schönes Schnitzwerk ausgezeichnete Holzbaukunst kennen, wie sie namentlich in Hildesheim und Braunschweig zur Blüte gelangt ist (hier bezeichnet um 1530 das Demmersche Haus einen Höhepunkt der Entwicklung). Auch an der Auslucht, einem durch alle Stockwerke reichenden Vorbau an vielen norddeutschen Bürgerhäusern, finden sich Holzverzierungen, die durch einfache Mittel eine treffliche

Gegensatz zwischen Nord- u. Süddeutschland

Wirkung hervorbringen. So tritt auch auf diesem Gebiet ein Gegensatz zwischen Nord- und Süddeutschland hervor. Hier war man niemals in dem Maße auf das Haus angewiesen, wie in dem kälteren, feuchteren Norden, und legte deshalb bei der Wohnung auch Wert auf den Schmuck der Außenseite, die von der Straße her gesehen wurde. In dem nicht so dicht bevölkerten Norden war der Einzelne häufiger auf sich allein gestellt und hatte in seinem Fachwerkhause mehr Raum und Bequemlichkeit zur Verfügung, als die Wohnung im volkreichen Süden den Insassen bot. Hier kam weit weniger Licht in die Räume als im Norden, wo die Fassaden von sehr vielen Fenstern durchbrochen waren. Die Sonne hat eben im Norden weniger Kraft, und die hölzernen Außenwände vertragen keine zu schwere Belastung, müssen deshalb vielfach durchbrochen sein; auch die Schmalheit der Straßen machte viele Fenster wünschenswert. In den Hansastädten haben die oft mit Bäumen bepflanzten Grachten und Kanäle dem Straßenbild einen großzügigeren, regelmäßigeren Charakter gegeben, als man ihn im Süden findet.

Löschvorrichtungen

Bei den Fachwerkbauten mit vielem Gebälk äscherte ein Brand oft ganze Straßen ein (nicht weniger als 355 Häuser sollen in dem einen Jahre 1298 in Straßburg niedergebrannt sein), trotz aller vom Staat erlassenen Löschordnungen. Die Löschvorrichtungen waren lange Zeit sehr mangelhaft; erst im 15. Jahrhundert kamen einfache kleine Handspritzen auf, wahrscheinlich in Nürnberg, von wo sie

Frankfurt am Main 1440 bezog, in Augsburg werden sie erst 1518 erwähnt. Es dauerte etwa ein Jahrhundert, bis man größere erfand.

Dächer

Da die Giebel in der Regel zur Straße gekehrt waren, so ließ man zwischen zwei Häusern einen schmalen Raum leer, in den das Wasser von den steilen Dächern abfloß. Diese stiegen förmlich turmartig empor und liefen spitz zu, damit sie die Schneelasten tragen konnten, und weil die großen Böden meist auch die Warenspeicher bildeten. Über das massive Erdgeschoß ragten die Stockwerke hinaus, je höher, desto weiter — das Haus hing also gleichsam nach vorn über. Dadurch verloren die ohnehin engen Straßen um so mehr an Licht und Luft, als man seit den Kreuzzügen nach der Sitte des Morgenlandes die Häuser mit vorspringenden Erkern versah (Nürnberg zeichnete sich dadurch besonders aus). Im allgemeinen machten die Häuser von außen zwar keinen behaglichen, aber einen kunstreichen Eindruck. Trat man in das Haus, so befand man sich auf dem geräumigen, von Treppen und Galerien umgebenen Hausflur, er diente, geradeso wie der weit nach innen vertiefte und von Hintergebäuden umschlossene Hof, zu kaufmännischen Zwecken — auch die Bauart der Häuser ließ erkennen, welche große Bedeutung Handel und Gewerbe noch immer für jede Stadt besaßen. Die Wohnräume befanden sich hinten oder in den oberen Stockwerken, waren nach den jetzigen Anschauungen eng und unbehaglich, enthielten auch nicht viel Gerät, aber einzelne Stücke, die noch heute Bewunderung erwecken, namentlich blanke Zinngefäße, denn Zinn vertrat die Stelle des Porzellans und häufig auch des Silbers, das sich außer an Fürstenhöfen nur in sehr reichen Kaufmannsfamilien fand. In den Wohnzimmern erhielten die unten getäfelten Wände oft durch wertvolle Teppiche einen Schmuck, auf den Tischen erblickte man häufig eingelegte Arbeit, die Bänke wurden mehr und mehr durch Stühle ersetzt. Geschnitzte Eichentruhen bargen kostbares Leinen. In den süddeutschen Großstädten trat der Ofen mit bunten und verzierten Kacheln oft an Stelle des Kamins, der sich im Norden länger behauptete. In jedem größeren Hause befand sich eine Badestube (es gab ihrer also ungleich mehr als im 19. Jahrhundert). Spiegel kamen erst seit dem Ende des Mittelalters häufiger in Gebrauch, zur Beleuchtung dienten Wachs- und Talglichter, kleine Glasfenster wurden schon eingesetzt, Butzenscheiben, in der Form wirklicher Scheiben (daher sprechen wir auch von viereckigen Fensterscheiben).

Stockwerke

Innere Einrichtung der Häuser

Großstädtisches Leben u. Treiben

Das Leben der Großstädter bewegte sich um 1500 mehr als heutzutage in der Öffentlichkeit und trug im allgemeinen ein gleichartiges Gepräge, weil die Besitzunterschiede noch nicht so tiefgreifend waren wie später. Doch das ruhige

Behagen einer in festen Linien sich vollziehenden Entwicklung kannten jene Zeiten nicht. Auf derben Lebensgenuß folgten in schroffem und schnellem Wechsel Kasteiungen und ähnliche äußere Werke der Buße. Selten hat sich das
Tafelfreuden Bürgertum in solchem Maße den Tafelfreuden hingegeben wie in den durch ihre wirtschaftliche Tätigkeit reich gewordenen großen Städten zu Beginn des 16. Jahrhunderts. Die Hauptmahlzeit fand am späten Nachmittag statt, auch bei einfacheren Leuten wurden vier bis sechs verschiedene Speisen, stark gewürzt, aufgetragen. In unfeinen Formen äußerte sich die Genußsucht ziemlich häufig,
Volksfeste namentlich bei Volksfesten, über die manche Städtechroniken ausführlich und anschaulich berichten. Am meisten trat das Selbstgefühl der Großstädter bei den Schützenfesten zutage, die von den seit Beginn des 14. Jahrhunderts bestehenden Schützengesellschaften mit allerlei Volksbelustigungen gefeiert wurden. Von diesen Festen stammt der Ausdruck Zweck (eigentlich der Nagel im Mittelpunkt der Scheibe) in der Bedeutung von Absicht, ein Wort, das ursprünglich sich ebenfalls auf das Zielen beim Schießen bezog. In den süddeutschen Städten wurde im 16. Jahrhundert die Fastnacht, das bedeutet Schwarmnacht, ganz besonders gefeiert mit Schmausen, Trinken und Tänzen allerlei Art, unter denen das Schembartlaufen — Schembart ist eine bärtige Maske — in Nürnberg durch Ausgelassenheit und Abwechslung in prachtvollen Aufzügen berühmt, schließlich aber berüchtigt wurde, so daß der Rat einschritt. Bei diesen Festlichkeiten trieb man oft solchen Aufwand, daß der Rat Verordnungen dagegen erließ, auch deshalb, damit die Grenzen zwischen den verschiedenen Bevölkerungsklassen nicht
Trachten zu sehr verwischt wurden. Farbe und Form der Kleidung, in der sich der Luxus mehr bei den Männern als bei den Frauen geltend machte, wechselten schon seit Ende des 15. Jahrhunderts oft und rasch, eine Zeitlang liebte man geschlitzte Tracht in grellen Farben. Schleppen, lange Ärmel, abenteuerliche Schnabelschuhe wurden Mode, der Hemdkragen erweiterte sich bald zum breiten Mühlstein- oder zum kunstvollen Spitzenkragen. Es kam schließlich dahin, daß der Magistrat vorschrieb, wieviel Ellen Tuch für die Pluderhosen der Männer verschnitten, wieviel Gold- und Silberstücke von den Frauen getragen werden durften.

Frauenfrage In den Großstädten des 14. und 15. Jahrhunderts wurde auch die Frauenfrage recht brennend, vielleicht mehr als zu irgendeiner andern Zeit, die Frage also nach der Versorgung der alleinstehenden Jungfrauen und der Witwen. Der Zahl nach überwogen nämlich die Frauen in den mittelalterlichen Städten im Vergleich mit den Verhältnissen der Gegenwart durchweg ganz bedeutend. Denn

die Sterblichkeit des männlichen Geschlechts war aus verschiedenen Gründen größer als die des weiblichen, z. B. wegen der vielen Fehden, der damals recht gefährlichen Reisen und der Unmäßigkeit im sinnlichen Genuß; ferner blieb ein nicht unbeträchtlicher Teil der heiratsfähigen Männer ledig, entweder der Not gehorchend — die Geistlichen und im allgemeinen auch die Gesellen durften nicht heiraten — oder freiwillig. Daher waren fast in allen Berufsarten, selbst in Barbierstuben, Frauen tätig. Nach Frankfurter Urkunden von 1320 bis 1500 sind 65 Beschäftigungsarten ermittelt, für die nur weibliche Namen vorkommen, 17, in denen sie überwiegen, 38, in denen Männer und Frauen gleichstark vertreten sind, und 81, in denen die Männer vorherrschen, also 200 Berufsarten, in denen Frauenarbeit nachweisbar ist (über Köln näheres im zweiten Teil). Nicht jede Not konnte gelindert werden, aber im allgemeinen leistete die Verwaltung der Großstädte auch in dieser Beziehung alles, was in ihren Kräften stand, und ließ sich neben oder anstatt der Kirche die Fürsorge für Arme und Kranke angelegen sein. Manche unversorgte Frauen fanden in den Beginenanstalten Aufnahme, die im 13. Jahrhundert in allen Großstädten gestiftet wurden, sie entarteten aber später, und die Reformation machte ihnen ein Ende. —

Bedeutung der Städte für Kunst und Wissenschaft

Nicht nur in der Wohlfahrtspflege, sondern auch auf wissenschaftlichem und künstlerischem Gebiet leisteten seit dem 15. Jahrhundert neben den Geistlichen manche Großstädter, vor allem die Augsburger und Nürnberger, Bedeutendes, trotz ihrer Wertschätzung äußerer Güter und trotz üppiger Lebensführung. Die großstädtische Bautätigkeit wetteiferte mit der vom Klerus ausgehenden in der Errichtung herrlicher gotischer Dome, von denen der Satz ganz besonders gilt: Nur derjenige kann ein Bauwerk völlig verstehen, der die Gesinnung kennt, in der es aufgeführt wurde. Mit ihren spitzen Türmen und den durch bunte Scheiben in hohe Hallen hineinflutenden Strömen des Lichts, des Wahrzeichens alles Wahren und Guten, versinnbildlichen sie aufs schönste das Streben nach Höherem. Dies Streben bekundeten nicht wenige Bürger — einige sind früher erwähnt — auch auf dem Gebiet der Wissenschaft und beförderten den Humanismus. So ist es begreiflich, daß sich manche Reichsstädte, namentlich in Süddeutschland, schnell und kühn der Reformation anschlossen, der ersten bedeutenden selbständigen Tat des bis dahin von anderen Völkern abhängigen deutschen Geisteslebens; der Nürnberger Albrecht Dürer brachte in herrlichen Stichen die tiefsten religiösen Gedanken zum Ausdruck, und Hans Sachs ließ 1523 sein Lied von der „Wittenbergischen Nachtigall" erschallen. Die Bürger trugen wesentlich auch dazu bei, daß die im Mittelalter von der Kirche nur zur Ausbildung der Geistlichen be-

Stellung zur Reformation

nutzten Schulen Bedeutung für die Volksbildung gewannen. In den größeren Städten stellte der Rat die Lehrer mit festem Gehalt an und beaufsichtigte sie, eine Entwicklung, an die Luther anknüpfte in seinem wuchtigen Sendschreiben „An die Bürgermeister und Ratsherren allerlei Städte in deutschen Landen" (1524). In der Errichtung von Gelehrtenschulen gaben manche Reichsstädte ein gutes Beispiel, wobei Melanchthons Mitwirkung sich als besonders segensreich erwies. Der Aufschwung der weltlichen Bildung im allgemeinen ging von den höheren städtischen Kreisen aus; Patrizierfamilien, namentlich in Leipzig, standen in näherer Beziehung zu der Universität, deren Unterricht von dem der niederen Schulen nicht fest abgegrenzt war. Auch das ist hauptsächlich den Großstädten

Erfindungen

zu verdanken, daß die Deutschen gegen Ende des Mittelalters als das Erfindervolk gepriesen wurden. Schon um 1350 besaßen Nürnberg und Köln die ersten Wallgeschütze in Deutschland, und Augsburg legte um diese Zeit die erste Pulverfabrik an. Der Buchdruck — diese „deutsche Kunst" — und im Zusammenhang damit der Buchhandel waren von Anfang an auf die Großstädte angewiesen und verstärkten deren Bedeutung für das geistige Leben. Mit den neu erschienenen Büchern versorgten sich die großen Kaufleute auf den im Frühjahr und im Herbst

Anfänge des Zeitungswesens

stattfindenden Messen. Auch die ersten Anfänge des deutschen Zeitungswesens sind in den Großstädten zu finden, weil sie Verkehrsmittelpunkte waren; von Nürnberg und Augsburg gingen besonders viele der sogenannten brieflichen Zeitungen aus (von den aus den Schreibstuben der Fugger stammenden sind manche im Germanischen Museum zu Nürnberg aufbewahrt). Zur Beförderung unterhielten die großen Städte meist eigene Botenverbindungen, die Vorläufer unserer heutigen Post. Von Nürnberg nach Venedig war ein Brief etwa 20 Tage unterwegs. Die Wiege des modernen Zeitungswesens, dessen Hauptmerkmal das Erscheinen zu bestimmter Frist bildet, ist in Köln zu suchen, wo 1583 Aitzing seine erste relatio historica erscheinen ließ. Für die Verbreitung der Kultur erlangten die Zeitungen bald große Bedeutung, doch bei dem völligen Fehlen vaterländischen Sinnes (vgl. S. 25) und dem Mangel an Bildung erhoben sie sich fast in keiner größeren Stadt über trockene Aufzählung von Neuigkeiten. — Fassen wir das Ergebnis zusammen, so läßt sich die Entwicklung der Großstädte bis etwa zur Mitte des 16. Jahrhunderts als eine im allgemeinen stetig aufsteigende bezeichnen. Damals erfreuten sie sich noch des Gedeihens von Handel und Verkehr, Handwerk und Gewerbe und leisteten auch Hervorragendes in Kunst und Wissenschaft.

Zweiter Abschnitt

Allmähliche, oft unterbrochene Einzelfortschritte namentlich in den Residenzstädten von der Mitte des 16. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts

Schon bald begann der Niedergang einzelner Großstädte nicht nur infolge der bedeutsamen wirtschaftlichen Umwälzung, die allmählich durch die Entdeckungsfahrten der Portugiesen und Spanier eintrat, sondern vor allem deshalb, weil die fürstliche Gewalt einen mächtigen Aufschwung nahm. Er erfolgte in Deutschland, wo die Glaubenskämpfe die längst bestehende Zersplitterung vermehrten, nur in den Einzelgebieten, während im Westen und Norden Europas die Monarchie alle staatlichen Kräfte im Innern und nach außen zusammenfaßte. Die Bürger wurden auch in den größten deutschen Städten nur noch zur Verteidigung der Mauern herangezogen, abgesehen vom Seedienst der Küstenstädte, während es den Fürsten nicht schwerfiel, Söldnerheere mit adligen und ritterlichen Führern aufzubringen. Daher suchten selbst mächtige Städte mit schweren Geldopfern unter den Fürsten einen Schutzherrn zu gewinnen, der die städtische Selbständigkeit zu beschirmen geneigt war.

Aufschwung der Fürstengewalt

Im allgemeinen behaupteten zwar die deutschen Großstädte, deren Einwohnerzahl im letzten Menschenalter zugenommen hatte, ihre Machtstellung noch einige Zeit nach der Mitte des 16. Jahrhunderts, allen voran Köln, dann folgten Nürnberg, Straßburg, Ulm, Lübeck und Augsburg — so ist wenigstens die Reihenfolge in dem nach dem Vermögen aufgestellten Verzeichnis (der Matrikel) des Schmalkaldischen Bundes. Doch am Verkehr mit der Neuen Welt scheinen deutsche Schiffe selbständig nicht vor dem Ende des 16. Jahrhunderts teilgenommen zu haben. Allerdings trieben schon 1505 Kaufleute aus Augsburg — Peutinger berichtet darüber voll Stolz — und Nürnberg Handel mit eigenen Fahrzeugen nach Indien, aber nur in teuer erkaufter Begleitung portugiesischer Schiffe, und jene Fahrzeuge waren ausgerüstet in Antwerpen, das die in den Niederlanden durch Reichtum

Verkehr mit der Neuen Welt

und Zahl ihrer Schiffe hervorragende Großstadt Brügge seit 1488, als hier Maximilian I. einige Wochen gefangengehalten wurde, überflügelte, den Handel aller anderen Städte aufschluckte, wie es in einem englischen Bericht aus jener Zeit heißt, und sich zum Mittelpunkt des Welthandels aufschwang. Daher gründeten in dieser dem Deutschen Reiche unter Karl V. noch angehörenden niederländischen Großstadt die süddeutschen Handelshäuser, voran die Fugger und Welser, Niederlassungen, und die Handelsbeziehungen zu Antwerpen wurden so wichtig, daß bei dem Kriegslärm 1542, der den Rheinverkehr hemmte, die Augsburger daran dachten, den weiten Umweg über Hamburg einzuschlagen. Denn auch die Hanseaten waren in unmittelbare Verbindung mit Antwerpen getreten, wo es von deutschen Kaufleuten oft wimmelte, hatten ihren Kaufhof 1545 von Brügge in die Scheldestadt verlegt und erbauten hier 1564–68 das „Haus der Osterlinge", doch ihre Kräfte reichten für die größeren Aufgaben der Schiffahrt nach Indien und Amerika nicht aus. Antwerpen aber, das damals über 100000 ansässige Einwohner gezählt haben soll, behauptete sich als glückliche Nebenbuhlerin Lissabons in all seiner Macht und allem Glanz,[1] bis der Aufstand der Niederlande gegen Spanien den Fall 1585 herbeiführte. Das Erbe Antwerpens trat hauptsächlich Amsterdam an.

Beziehungen zu Antwerpen

Unter den deutschen Großstädten jener Zeit kann von einem bedeutenden Aufschwung nur bei Frankfurt am Main und vor allem bei Hamburg die Rede sein, die Elbstadt wurde wegen ihrer Verbindung mit den neuen Seemächten Holland und England bald für den gesamten Handel Deutschlands wichtig (näheres im zweiten Teil). Doch diese beiden Städte bildeten eine Ausnahme. Im allgemeinen ging Ende des 16. Jahrhunderts der deutsche Handel empfindlich zurück, weil keine starke Reichsgewalt vorhanden war, die ihm Schutz hätte gewähren können. Auch eine Reichshauptstadt gab es nicht, als solche konnte Wien, das in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts bedeutend zunahm, schon deshalb nicht gelten, weil es zu weit an der Ostgrenze lag, von anderen, später zu erörternden wichtigeren Gründen abgesehen.

Rückgang des Handels

Mit dem 17. Jahrhundert begann in den meisten Großstädten ein engherziger Geist zu herrschen: der Zutritt zum Rat wurde beschränkt, eine kleine Gruppe von

[1] Besonders bekannt geworden ist der auch von Albrecht Dürer angeschaute prunkvolle Einzug Karls V., Herbst 1520, bei dem sich die unbefangenste Sinnenfreude kundtat: die schönsten Töchter Antwerpens zeigten ihre Schönheit unverhüllt. – Die von engen Gassen und kleinen niedrigen Häusern umgebene Kathedrale war der großartigste gotische Bau in den Niederlanden. Ein kostbares Rathaus in „antiker Art" wurde 1561–65 erbaut: über der halboffenen Galerie des obersten Stockwerks erhebt sich ein hohes Dach mit feinen Linien. Die Zunfthäuser am Markt schauen noch heute stattlich und malerisch drein.

6. Das Sebaldusgrab von Peter Vischer

7. Gesamtansicht

(Aus „Die schöne deutsche Stadt. Norddeutschland". Verlag von R. Piper & Co., München)

Familien wachte eifersüchtig über ihren Vorrechten, und der kräftige Gemeinsinn erlosch. So kam es, daß auch die Großstädte vor der steigenden Macht der Fürsten ins Hintertreffen gerieten. Da diese zur Sicherung ihrer tatsächlich mehr oder weniger unumschränkten Gewalt ein stehendes Heer und besoldetes Beamtentum nötig hatten, so suchte jeder möglichst viel Einkünfte zu erzielen und sein Land zu einem abgeschlossenen Wirtschaftsgebiet zu machen, wodurch der gesunde Kreislauf der Säfte im deutschen Volkskörper überall gehemmt wurde.

Gebundenheit des Verkehrs

Infolgedessen griff eine in erster Linie den Großstädten nachteilige Gebundenheit des Verkehrs Platz, durch die sich das 17. und 18. Jahrhundert von der neuesten Zeit gewaltig unterscheiden. Augsburg — der von Venedigs Renaissancebauten angeregte Architekt Elias Holl gestaltete seine Vaterstadt in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts völlig um —, Straßburg, Frankfurt am Main, Nürnberg, Köln und Danzig wahrten sich noch eine Zeitlang ihre Bedeutung, die Hamburgs stieg sogar. In der Goldschmiedekunst behaupteten Augsburg und Nürnberg ihre Vorherrschaft weit über Deutschlands Grenzen hinaus bis ins 18. Jahrhundert, im übrigen wußte sich eine wenigstens teilweise diesen beiden Städten ähnliche Stellung München zu verschaffen (näheres im zweiten Teil), während Regensburg bald ganz in den Hintergrund trat.

Folgen des Dreißigjährigen Krieges

Den deutschen Städten im allgemeinen, großen und kleinen, schlug dann der Dreißigjährige Krieg (1618—48) sehr schwere Wunden. Besonders bekannt geworden ist das grausige Schicksal Magdeburgs, ein ähnliches, wenn auch nicht ganz so entsetzliches, mußten manche Großstädte erdulden. Andere, z. B. Hamburg und Danzig, litten weniger unter den unmittelbaren Folgen der Kriegsläufte selbst als unter dem allgemeinen Niedergang Deutschlands, über den sich genaue Zahlenangaben nicht machen lassen. Am schlimmsten ist es jedenfalls dem flachen Lande ergangen; in manchen Großstädten blieb trotz der Verschuldung durch den Krieg der Kapitalreichtum ziemlich beträchtlich, sonst wären auch nicht soviele Kunstwerke aus früheren Zeiten erhalten geblieben. Doch unzweifelhaft verschüttete der Krieg sehr vielen Großstädten die Quelle des einst so bedeutenden Wohlstandes, den Handel (z. B. der so wichtige Rheinweinhandel wurde fast ganz vom Auslandsmarkt verdrängt), und knickte die Blüte der ersten bürgerlichen Kultur, in der die deutsche Volksart einen so schönen Ausdruck gefunden hatte. Durch Überschuldung und durch Streitigkeiten der Bürger untereinander oder mit Nachbarn gerieten die meisten Reichsstädte in tiefe Zerrüttung und wurden von vielen fürstlichen Hauptstädten an Wohlstand weit übertroffen. Unter den Reichsstädten — ihrer gab es nach 1648 zunächst 51: 30 evangelische, 14 katholische und 7 gemischte — erfuhren

fortan auf den Reichstagen auch altberühmte eine geringschätzige Behandlung seitens der Fürsten; manche Städte verloren ihre Reichsunmittelbarkeit, z. B. Magdeburg, andere büßten ihre Bedeutung völlig ein, z. B. Lübeck; und selbst Großstädte, die noch im Beginn des 16. Jahrhunderts sich einer prächtigen Blüte erfreut hatten, wie Augsburg, Nürnberg und Köln, verödeten immer mehr; Nürnbergs Bevölkerung sank in dem Jahrhundert nach 1680 um die Hälfte. Die Hansa verlor ihr Handelsmonopol, und der Hansatag 1669, auf dem acht Städte vertreten waren, darunter Danzig, zeigte so recht den Unterschied gegen früher. Befanden sich doch nach 1648 die Mündungen aller deutschen Ströme in den Händen fremder Mächte! Namentlich Frankreich tat dem deutschen Handel empfindlichen Abbruch; als „produits allemands" bezeichnete man auch die Sandhaufen, die in französischen Häfen aus deutschen Schiffen ausgeladen waren; dafür wurden französische Waren an Bord genommen.

Aufschwung Hamburgs

Nur drei Großstädte bewegten sich nach 1648 in aufsteigender Linie: Hamburg, Frankfurt am Main und Leipzig. Die alte Hansastadt erreichte infolge ihrer günstigen Lage, wegen ihrer auf einer gesunden Vermittlung der Gegensätze beruhenden Verfassung und weil die nordischen Staaten aufeinander eifersüchtig waren, schon im 18. Jahrhundert solche Blüte, daß sie in Europa allein von London und Liverpool übertroffen wurde (der zweite Teil dieser Darstellung enthält näheres darüber). Einen ähnlichen Aufschwung wie die Großstadt an der Elbe nahmen Frankfurt am Main und Leipzig. Aus einem von Karl dem Großen zur Sicherung des Mainüberganges gegründeten, 794 zuerst urkundlich erwähnten Königshofe entwickelte sich Frankfurt dank seiner günstigen Verkehrslage nach und nach zu einem Hafen- und Landungsplatz, erlangte durch seine schon von Friedrich II. 1240 in kaiserlichen Schutz genommenen Messen, die nach Süden wie nach Norden hin vermittelten, seit dem 15. Jahrhundert immer mehr Bedeutung und überflügelte nicht nur die weit ältere Nachbarstadt Mainz, die sich nicht von den Bischöfen frei machen konnte, sondern auch Straßburg. Aus fast allen europäischen Ländern fanden sich Kaufleute in Frankfurt ein, und bis zum Ende des 16. Jahrhunderts bildete die Mainstadt auch unbestritten neben Wittenberg den Hauptplatz des Buchhandels; dann erst trat Leipzig auf diesem Gebiete in lebhaften Wettbewerb, während Augsburg und Nürnberg, anfangs bedeutende Büchermärkte, sehr zurückgingen. Luther schilt Frankfurt das „Silber und Goldloch", Enea Silvio aber (s. S. 38) preist es als Bindeglied zwischen Süd- und Norddeutschland, und Franz I. von Frankreich nennt es den berühmten Handelsort fast der ganzen Welt. Als Antwerpen seine Bedeutung eingebüßt hatte

Frankfurts

(vgl. S. 48), wurden nach Frankfurt die für den Osten bestimmten Waren aus Holland und England gebracht. Wie in Augsburg und Nürnberg, so feierten in Frankfurt die Patrizier üppige Feste in Lustgärten. Niederländische Zeugweber, Kalvinisten, wanderten sehr zahlreich ein und belebten hier die gewerbliche Tätigkeit; 1559 ward die erste Zeugmacherordnung erlassen. Schon damals hielten die Frankfurter Kaufleute in regelmäßigen Zwischenräumen eine Versammlung ab, die zuerst 1603 Börse genannt und auf dem freien Platze vor dem „Römer" abgehalten wurde; später gewann diese Börse auf die Länder der süddeutschen Guldenwährung großen Einfluß. Zum Wechseln der Münzen gab es schon früh Wechselstuben; 1368 finden wir 11, von denen 6 in weiblichen Händen waren. Später gründete der Frankfurter Rat vier Banken und vermietete sie dann an Bankiers. Nach Kölns Niedergange erhob sich Frankfurt zu neuer Blüte und brachte etwas Abwechslung in die Stille des Rheinverkehrs durch seine sogar während des Dreißigjährigen Krieges stets besuchten Messen; auf ihnen hauptsächlich wurden die nach Oberdeutschland gehenden Gewürze und englischen Tuche sowie die französischen Mode- und Luxuswaren gehandelt. Vergeblich suchte Mainz durch seinen Stapel den Meßverkehr von Frankfurt fortzulenken; die Frankfurter Messen behielten auch dann ihre Bedeutung, als neben ihnen im Beginn des 18. Jahrhunderts andere wichtig wurden, vor allem die in Leipzig. Über diese Großstadt wird der zweite Teil weitere Ausführungen bringen. Nürnberg knüpfte früh mit Leipzig zum großen Vorteil beider Städte geschäftliche Verbindungen an, aber nach 1648 blieb die einst so belebte Verkehrsstraße lange verödet, und die Waldbewohner sorgten selbst für den Vertrieb der von ihnen angefertigten Spielwaren; trotzdem galten diese im allgemeinen noch immer als Nürnberger „Tand", und durch deren lebhaften Absatz hob sich die Stadt etwas, so daß 1748 ein im Westen und Süden Deutschlands reisender Engländer Hume den Eindruck empfing, in Nürnberg herrsche Gewerbefleiß und Zufriedenheit. Augsburg dagegen lag danieder, obschon Weberei und Metallgewerbe noch betrieben wurden. Ulm dachte sogar daran, sein Landgebiet zu verkaufen, und auch Köln war sehr gesunken; nur dem Gartenbau lag man hier eifrig ob. Im Osten unterhielt Breslau fortdauernde Verbindungen mit Leipzig und blieb daher ein bedeutender Vermittlungs- und Umschlagsplatz, dessen fast reichsstädtische Selbständigkeit die Habsburger mit wenig Erfolg zu unterdrücken suchten; sogar im Dreißigjährigen Kriege behauptete Breslau sein evangelisches Kirchenregiment und seine militärischen Vorrechte. 1671 erhielten hier die kurz vorher eingewanderten Jesuiten die Kaiserburg am linken Oderufer geschenkt, und 1709 setzte der schlaue

Die Frankfurter Börse

Bedeutung Nürnbergs und Breslaus

und einflußreiche Rektor der Jesuitenschule, Pater Wolff, bei Kaiser Leopold trotz des Widerstandes der protestantischen Bürgerschaft die Errichtung einer Universität durch, zu deren Heim jene Burg bestimmt ward. Ihre Umgestaltung war 1741, als ein neuer Herr und ein neuer Geist in Breslau einzog, noch nicht vollendet, bald aber gehörte die Breslauer Universität zu den glanzvollsten Barockbauten. Der neue Herrscher, Friedrich II., bereitete der Stadtfreiheit ein schnelles Ende

Zusammenfassung

und verwandelte den Rat in eine untergeordnete Staatsbehörde. — Unter all den erwähnten Handelsplätzen zeigten einen völlig großstädtischen Charakter Hamburg, Leipzig und auch Frankfurt; nur in diesen drei Städten standen die Patrizierwohnungen hinter denen in England, Holland und Frankreich nicht wesentlich zurück. Anders war es um die übrigen Handelsstädte bestellt: sie beharrten im Stillstande oder gar im Rückschritte bis ins 19. Jahrhundert hinein, denn so lange blieb der deutsche Handel in der Hauptsache Passivhandel, auch der Großkaufmann also ein Zwischenhändler in bescheidener Stellung.

Außer jenen drei großen Handelsstädten machten im 18. Jahrhundert Fort-

Mangel einer Reichshauptstadt

schritte auch manche Hauptstädte. Eine solche besaß das alte Deutsche Reich aus verschiedenen Gründen niemals. Die Lebensmittel ließen sich in den Zeiten der Naturalwirtschaft wegen der Verkehrsschwierigkeiten nicht auf weite Entfernungen hin fortschaffen, vertrugen auch keine lange Aufbewahrungszeit, mußten also an Ort und Stelle verbraucht werden. Daher verweilte der König auf den im ganzen Lande zerstreut liegenden Pfalzen und Herrenhöfen, solange ihre Erträge seinen und seiner Begleiter Unterhalt ermöglichten. Die naturalwirtschaftliche Kultur im Mittelalter hatte also an und für sich einen zerstreuenden Charakter. Gleichmäßiger Wechsel der Pfalzen fand indes zu keiner Zeit statt, die Karolinger bevorzugten die zu ihrem alten Hausgut gehörigen, und nur eine Zeitlang war Aachen Karls des Großen ständige Hauptstadt, also dauernder Mittelpunkt des Reiches. Eine Wanderregierung, bei der der Hof keine bleibende Stätte fand, führten die Herrscher aber auch deshalb, weil sie sonst die durch die Verschiedenheit der Stämme, durch die unsicheren Machtgrundlagen des Königtums, durch die Bodengestaltung Deutschlands sowie durch den bis 1438 häufigen Wechsel der Herrschergeschlechter erschwerte Reichseinheit gar nicht hätten aufrechterhalten können. So mußten sich denn die Könige stets bald hier, bald dort aufhalten, und

und seine Folgen

keine Großstadt hat sich zur Reichshauptstadt und zum wirklichen Kulturmittelpunkt erhoben — das ist ebensowohl das Ergebnis des unsteten Ganges unserer Geschichte und unserer späten staatlichen Einigung wie ein Grund für diese Verzögerung. Als ideeller Mittelpunkt des zerbröckelnden Reiches darf Frankfurt am Main,

obwohl hier keine Reichsbehörde ihren Sitz hatte, aus dem Grunde angesehen werden, weil es Wahl- und durch Übung auch Krönungsstadt war. Regensburg könnte seit 1663 als Reichshauptstadt gelten, da hier der Reichstag seinen ständigen Sitz hatte; doch dessen zunehmende Bedeutungslosigkeit ließ auch die Reichsstadt bedeutungslos werden. Der Mangel einer Hauptstadt trug dazu bei, daß der Selbständigkeits- und Absonderungstrieb, der den Deutschen im Blute liegt und der das geistige Übergewicht einer Großstadt, wie es z. B. Paris früh besaß, nicht hätte aufkommen lassen, daß also dieser Trieb zum Sondertum immer stärker wurde und schließlich ausartete. Er machte Deutschland zum Lande der Kleinstaaterei, deren Segen einzig und allein darin besteht, daß auch heute noch die örtliche Verteilung der deutschen Kultur eine besonders reiche ist, weil verschiedene, jedoch einer Wurzel entsprossene Großstädte zu selbständigen Mittelpunkten geistigen oder wirtschaftlichen Lebens sich entwickelten und keine Zentralisation aufkommen ließen, wie sie in Frankreich in bezug auf Paris herrschte. Alle übrigen französischen Großstädte sind unbedeutend neben der einen Hauptstadt. Demgegenüber muß die reiche Vielgestaltigkeit Deutschlands mit ihren mannigfaltigen Kulturinteressen als hoher Vorzug gelten.

Unterschied zwischen Deutschland u. Frankreich

Erst seit dem Dreißigjährigen Kriege, als die Macht der Landesherren stieg, erlangten in den Einzelstaaten die Residenzen größere Bedeutung. Sie fielen meist mit den Hauptstädten zusammen, das heißt mit den Sitzen der Zentralbehörden des Landes. In den Residenzen bildete der Hof nebst dem Theater nicht nur vielfach den alleinigen Mittelpunkt der Kunst, sondern die Hofhaltung trug durch den eigenen Verbrauch und durch den der Hofgesellschaft auch dazu bei, daß sich Gewerbe und Handel langsam hoben. Der Selbständigkeit der kleinen Städterepubliken allerdings war die im 18. Jahrhundert abgeschlossene Entwicklung der größeren Territorien ebenso verderblich wie der Einheit des Gesamtreiches. Doch die Fortschritte mancher Großstädte nach 1648 werden mit Recht allein oder doch hauptsächlich dem Einfluß der Fürsten zugeschrieben. Den Bürgern nämlich fehlte Unternehmungslust und Selbstvertrauen nach dem großen Kriege anfangs meistens gänzlich; sie gewöhnten sich an das Regiertwerden, mußten auch zur Anlage von Fabriken, Spinnereien und Webereien erst durch Regierungsmaßregeln getrieben werden und errichteten öffentliche städtische Gebäude nur dann, und zwar mit möglichst geringen Kosten, wenn es unbedingt erforderlich war. Bürgerstolz und bürgerliches Pflichtgefühl schwanden auch in denjenigen Städten, die im Mittelalter voll Lebensfülle und Tatkraft zum wirtschaftlichen, geistigen und staatlichen Fortschritt des ganzen Volkes beigetragen hatten, und ein „forchtsamber und klein-

Einfluß der Fürsten auf die städtische Entwicklung

mütiger" Geist, wie ein Zeitgenosse sagt, blieb bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts
„Spießbürger" herrschend. Damals wurde die Bezeichnung „Spießbürger", einst ein Ehrenname für die allein zum Tragen des Spießes berechtigten Bürger, spöttisch den engherzig denkenden Bürgern beigelegt. In den Reichsstädten schlossen sich die Ratsfamilien ängstlich ab und hielten an den veralteten Formen des städtischen Regiments eifersüchtig fest. Die üppige Geselligkeit des 16. Jahrhunderts war nach dem Dreißigjährigen Kriege sehr zurückgegangen, aber in den großen Städten bei reichen Kaufmannsfamilien nicht gänzlich verschwunden: manch eine suchte es in der Lebensführung dem Adel gleichzutun, und dabei kam es oft zu einer Karikatur des höfischen Kavaliers. Besonders in Nürnberg wurde über Protzenhaftigkeit und Selbstsucht der Patrizier geklagt, ihre Söhne studierten auf städtische Kosten, ihre Töchter erhielten die Aussteuer aus dem Stadtsäckel — so eigennützig und willkürlich verfuhr der Rat in mancher Reichsstadt.

Der innere Verfall des städtischen Wesens im allgemeinen gab den Landesherren vielfach den erwünschten Anlaß, in die Stadtverwaltung einzugreifen und die Stadt zu einem unselbständigen Teil des Einzelstaates zu machen, so daß der Rat eine dem Fürsten untergeordnete Behörde wurde. So saßen denn in mancher Ratsversammlung, die im 15. Jahrhundert auf die große Politik Einfluß geübt hatte, im 18. einstige Kammerdiener oder verabschiedete Unteroffiziere, und der alte Spruch von der freimachenden Stadtluft war ins Gegenteil umgeschlagen: in obrigkeitliche Einschnürung des städtischen Wesens. Mit der Ausbildung der unumschränkten Fürstenmacht und der staatlichen Zersplitterung in Deutschland hängt es zusammen, daß im 18. Jahrhundert viele kleine Fürsten ihre Residenz ohne Rück-
Künstliche Großstädte sicht auf die natürlichen Bahnen des Verkehrs künstlich zum Mittelpunkt des Landes und zur Großstadt nach Pariser Vorbild hinaufzuschrauben suchten. Als
Karlsruhe Beispiel für solche künstliche Hauptstadt sei Karlsruhe genannt — ursprünglich ein Schloß im Walde —, mit seinem abgezirkelten Stadtplan, erst im 19. Jahrhundert ist es eine natürliche Großstadt geworden. Wie rücksichtslos im 18. Jahrhundert die Fürsten den Sitz ihres Hofes verlegten, zeigt das Vorgehen des kunstsinnigen Kurfürsten von der Pfalz, Karl Philipp: auf die Protestanten Heidelbergs erbittert,
Mannheim macht er 1720 zu seiner Residenz die 1652 gegründete Stadt Mannheim, obschon sie durch die Franzosen zerstört war, und läßt hier ein ungeheures Schloß errichten, an das sich die Straßenzüge in eintöniger Regelmäßigkeit anschließen.
Stuttgart Auch Stuttgart, d. h. Stutengarten, in einem bewaldeten tiefen Talkessel abseits der am Neckar entlang ziehenden Hauptverkehrsstraße gelegen, ist nur dadurch emporgekommen, daß es zur Hauptstadt des Herzogtums gemacht wurde. Als

solche erst zog es Handel und Verkehr an sich und erlangte namentlich im Buchhandel und Buchdruck große Bedeutung, so daß es sogar mit Leipzig wetteiferte.

Im Gegensatz zu diesen künstlichen Großstädten stehen diejenigen Fürstensitze, die schon im 18. Jahrhundert die ansehnlichsten und bevölkertsten Wohnplätze im Lande wurden, also Hauptstädte im eigentlichen Sinne; bei ihrem Aufschwung spielte außer der örtlichen Lage der Einfluß des Herrscherhauses eine so bedeutende Rolle, daß es gerechtfertigt ist, wenn das 18. Jahrhundert als die Entwicklungszeit der dynastischen Großstädte bezeichnet wird. Unter ihnen ragen hervor Wien, Berlin, München und Dresden. Wien war um 1700 die erste und einzige deutsche Stadt, die über 100 000 Einwohner zählte, also Großstadt im heutigen Sinne.[1] Auf die Entwicklung der drei anderen Hauptstädte wird der zweite Teil näher eingehen, wobei auch Wiens Eigenart Berücksichtigung findet. Unter den rheinischen Residenzen galt Mainz Ende des 18. Jahrhunderts als die nächst Wien freudenreichste deutsche Stadt: der kurfürstliche Hof war einer der angesehensten Sammelpunkte des deutschen Adels; der Handel der Stadt aber lag ganz danieder.

Die vier wichtigsten Residenzen

Mainz

In den Residenzen stand es im allgemeinen am besten um Reinlichkeit, Beleuchtung und Pflasterung; geradlinige Straßenführung und Baumanpflanzungen, vor allem auf größeren freien Plätzen, verbesserten die Luft. In den großen Residenzen entfalteten sich ganz besonders Glanz und Uppigkeit nach französischem Vorbilde, und in manchen Schlössern trieben Barock und Rokoko herrliche Blüten. Prachtvolle, aber jeder Natürlichkeit hohnsprechende Lust- oder Hofgärten wurden von der unerschöpflichen Gartenkunst des 18. Jahrhunderts um die Schlösser nach Versailler Muster angelegt, ferner Eremitagen, Solitudes oder wie sie sonst hießen, diese verschwiegenen und verführerischen Plätze raffinierter Sinnenlust. Ein derartiges Hofleben übt begreiflicherweise häufig auch auf die Bürger einen sehr üblen Einfluß, nicht nur auf den im Fürstendienst stehenden Adel.

Allgemeine Zustände in den Residenzen

Da in der Residenz die Fäden der Regierung und Verwaltung zusammenliefen, Hilfsquellen der verschiedensten Art sich vereinigten und eine ungewöhnlich dichte und leistungsfähige Bevölkerung sich ansammelte, so gewann die eine und die andere Residenz auch als Hauptstütze bei Angriff und Verteidigung ausschlaggebende Bedeutung für das Schicksal des ganzen Landes, wie namentlich die Ge-

Bedeutung der Residenzen für das Kriegswesen

[1] Paris war seit Ende des 13. Jahrhunderts mit etwa 100 000 Einwohnern die erste Großstadt Europas; London, das um 1500 kaum 60 000 Bewohner zählte, hatte ein Jahrhundert später mit 250 000 Einwohnern Paris überflügelt; 1700 betrug die Bewohnerzahl der englischen Großstadt etwa 600 000, die der französischen 500 000. So langsam wuchsen die beiden größten Städte Europas. Italien hatte bis zum 19. Jahrhundert die meisten Großstädte.

schichte Wiens lehrt. Als das stehende Heer aufkam, wurden in manche Städte fürstliche Garnisonen gelegt. Jedes Haus erhielt dauernd militärische Einquartierung, bis Kasernen erbaut wurden. Später kamen in den Festungen Zeughäuser und militärische Verwaltungsgebäude dazu. Lange Zeit hemmte der Festungsgürtel einem Schnürleibe gleich die Entwicklungsfähigkeit einer Stadt, wie dann aber nach der Sprengung des Gürtels die früheren Nachteile zu großen Vorteilen in bezug auf planmäßige Stadterweiterung ausschlugen, das lehrte im letzten Menschenalter die Entwicklung mancher Großstädte (über Köln enthält der zweite Teil Einzelheiten).

Die Residenzbewohner als Vertreter des ganzen Staates

Die in neuerer Zeit zu wirklichen Hauptstädten gewordenen Residenzen erlangten noch in anderer Beziehung Wichtigkeit. Die Eigenart des betreffenden Staates oder Stammes nämlich verkörpert sich am festesten und stellt sich am reinsten in ihnen dar. „Ihre Bewohner sind und fühlen sich als eine Art Mustervertreter der Gesamtheit, als ihre geborenen Vorkämpfer und Führer. Die Draußenlebenden, die Provinzler, geben sich diesem Einfluß und Anspruch nicht immer willig hin, aber auch wenn sie sich auflehnen, können sie sich ihm nicht ganz entziehen. Sie sind mit zuviel Fäden an die Hauptstadt geknüpft, in zuviel Dingen von ihr abhängig, als daß nicht manches von ihr auf sie abfärben sollte. Daß Fremde in der Hauptstadt eines Staates oder Volkes, mit dem sie bekannt werden wollen, dessen Wesen verkörpert sehen, ist fast unvermeidlich." So gemischt in einer Großstadt auch die Bevölkerung ist, so nimmt sie doch einen mehr oder weniger einheitlichen Charakter an, der sich besonders durch die Sprache kundtut. Das tritt nicht zum mindesten in Berlin und Wien hervor. Diese beiden Großstädte wurden in Österreich und Preußen zwar nicht das, was Paris schon früh für Frankreich bedeutete, aber Berliner und Wiener gaben trotzdem die Hauptzüge für den Typus Preuße oder Österreicher ab. Die politische Bedeutung der Großstädte, namentlich der Hauptstädte, wird in anderem Zusammenhange näher erörtert werden.

Vormachtstellung Mittel- und Norddeutschlands auf geistigem Gebiete

Unter den Großstädten, die keine Residenzen waren, behaupteten in der Mitte des 18. Jahrhunderts Leipzig, das dann von Berlin überflügelt wurde, und gegen Ende dieser Zeit Hamburg den Vorrang im geistigen Leben, worüber der zweite Teil manche Einzelheiten bringen wird. Während um 1500 der Süden Deutschlands die führende Stellung auf kulturellem Gebiete eingenommen hatte (s. S. 38), ging sie im 18. Jahrhundert an Mittel- und Norddeutschland über, unter dessen Bürgern die Lehren der Aufklärung den lebhaftesten Widerhall fanden. Das „gebildete Publikum" in den Großstädten gab damals in religiösen und sittlichen Fragen den Ton an, im staatlichen Leben aber erhob es neue Forderungen erst

unter den Nachwirkungen der Französischen Revolution. Diese wurde anfangs gerade in den Kreisen des Bürgertums mit großer Begeisterung begrüßt, bald jedoch trat ein vollständiger Umschwung in den Ansichten über die gewaltige Bewegung ein.

Die städtische Entwicklung in der napoleonischen Zeit

Die französische Fremdherrschaft machte sich in den deutschen Städten auf verschiedene Weise fühlbar. Die Residenzen der sich sofort unterwerfenden Fürsten wurden im allgemeinen glimpflich behandelt, den sich widersetzenden Städten dagegen, z. B. Hamburg (näheres darüber im zweiten Teil), und den von Schlachten umtobten, wie Leipzig und Dresden, erging es schlimm; auch Berlin litt unter dem Joche Napoleons schwer. Dieser verhalf aber, ohne es zu wollen, auch dem deutschen Städtewesen zu einer neuen und besseren Entwicklung; denn als das Flackerlicht des alten Reiches endlich erlosch, verschwanden fast alle Reichsstädte, die ihre vielgerühmte Städtefreiheit schließlich als Schutzwall für Spießbürgertum und Klassenherrschaft mißbraucht hatten; nur sechs blieben bestehen: Lübeck, Hamburg, Bremen, Nürnberg, Augsburg und Frankfurt a. M. Eine innerliche unbeabsichtigte Folge der Herrschaft Napoleons bildete ferner das Erwachen der geistigen und sittlichen Kräfte gerade in dem Staate, den er aufs tiefste demütigte, in Preußen. Es war ohne Beispiel, daß in der Hauptstadt eines vom Feinde dermaßen ausgesogenen Landes eine Universität errichtet wurde. Und wie gewaltig loderte dann in Schlesiens Hauptstadt die Begeisterung für den Befreiungskrieg empor!

Stein

Unter den für Deutschlands innere Befreiung damals wirkenden Helden ist an erster Stelle Stein zu nennen; er war es, der den Erlaß der für manche Staaten vorbildlich gewordenen preußischen Städteordnung von 1808 durchsetzte und dadurch in tieferem Sinne als Heinrich I., der nur Burgen anlegte, der „Städteerbauer" Deutschlands wurde (nach Dahlmanns Bemerkung). Der Keim, aus dem Steins neue Saat entsproßte, war derselbe, aus dem einst die erste Blüte der Städte sich entwickelt hatte: die Teilnahme der freien Bürger am öffentlichen Leben. Im Mittelalter hatte die Selbstverwaltung der Stadt vorbildliche Bedeutung für die Staatstätigkeit erlangt (s. S. 21), im 19. Jahrhundert wurde dann die in Verfall geratene städtische Verwaltung durch die Staatsgewalt mit ihren immer weiter ausgreifenden Aufgaben neu organisiert und ergänzte sie.

Bedeutung der Großstädte für den modernen Staat

Seitdem konnten die Städte als Glieder des Staates und als durch staatliches Recht geordnete Selbstverwaltungskörper einen neuen Aufschwung nehmen; in viele Großstädte wurde der Sitz der Provinzialregierung verlegt, andere erlangten Bedeutung als Mittelpunkte des Handels und Verkehrs, [illegible] Lebens- und Betätigungskraft dieser Teile kam dem ganzen Reichskörper [illegible] zugute. Zwar

bilden also die Großstädte nicht mehr, wie einst, selbständige Gewalten, die sogar dem Auslande machtvoll gegenübertreten, sondern müssen sich auf wichtigen Gebieten dem Staate unterordnen; anderseits jedoch sind ihnen durch die Selbstverwaltung solche Freiheitsrechte verliehen, daß sie, jede für sich, mannigfache und auch für die Allgemeinheit wichtige Aufgaben erfüllen können. „Die deutschen Bürgermeister sind die wahren Erzieher des deutschen Volkes zu politischem Denken, zu staatlicher Pflichterfüllung geworden", sagt G. v. Schmoller, einer der besten Kenner der preußisch-deutschen Verwaltungsgeschichte.

Einwohnerzahl zu Beginn des 19. Jahrhunderts

Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts gab es nur drei Städte, bei denen die Bezeichnung Großstadt nach jetzigem Maßstabe zutrifft, die also mehr als 100000 Einwohner zählten: Wien, Berlin und Hamburg; sie hatten um 1800: 230000, 172000 und 105000 Bewohner. Unter den rund 1000 preußischen Städten zu Beginn des 19. Jahrhunderts besaßen außer Berlin nur drei Städte über 50000 Bewohner: Warschau, Breslau und Königsberg, nur 14 weitere über 10000, während 502 zwischen 1000 und 3000 Einwohnern zählten.

Äußeres Stadtbild

Über den Umfang, den sie im späteren Mittelalter erlangt hatten, waren damals nur wenige Städte hinausgewachsen; bei den meisten standen die alten Wälle und Mauern noch bis in die dreißiger Jahre und wurden dann erst allmählich niedergelegt. Die an ihrer Stelle errichteten oft sehr schönen Anlagen konnten bei der späteren Stadterweiterung nur zum Teil erhalten bleiben. Gärten und Felder reichten häufig bis in die Stadt hinein. Im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts ragte ein hoher Fabrikschornstein nur hier und da gen Himmel.

Abgeschlossenheit

Man hat heute kaum noch eine Vorstellung von der Abgeschlossenheit, in der während des ersten Drittels des vorigen Jahrhunderts auch die größten Städte lebten. Dinge, die z. B. in Frankfurt a. M. vorgekommen waren, erfuhr man in Kassel erst 24 Stunden später. Als einziges Beförderungsmittel diente in jener Zeit das Pferd; die Postwagen waren meist schwerfällig und unbequem und verweilten auf den Haltestellen oft stundenlang.

Straßenleben

In den Straßen auch der größten Städte erblickte man selten Bäckerjungen, Metzgergesellen oder Laufburschen, weil es nicht üblich war, Lebensmittel usw. den Kunden ins Haus zu senden; man mußte sie aus dem Laden mitnehmen oder sich holen lassen. Rauchen auf der Straße war bis 1848 verboten; Weinstuben und Kaffeehäuser wurden im allgemeinen selten besucht; „Restaurants" in der jetzigen Art kannte man im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts kaum dem Namen nach; die Geselligkeit spielte sich, wenigstens in Norddeutschland, meist innerhalb der vier Pfähle ab. Daß Damen es in öffentlichen Wirtschaften den Männern gleichtaten

und sich hinter ein Bierglas setzten, das kam nur ausnahmsweise vor. Es fehlten also im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts die für das Straßenleben und die Geselligkeit der späteren Zeiten so wichtig gewordenen Bierpaläste. — Selbst in den schönsten Straßen der Großstädte war in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts auch in den zartesten Händen selten ein eleganter Sonnenschirm, häufig aber ein sehr ungeschlachter Regenschirm zu erblicken, von solchem Umfange, daß zwei Personen darunter Platz fanden; sein Gestell war plump, die Rippen waren Fischbein, unten glänzte eine große Messingspitze.

Briefkasten

Die ersten Briefkasten wurden 1824 in den Straßen angebracht; nur unfrankierte Briefe durften hineingesteckt werden. Man mußte den Brief am Schalter abgeben und das Porto bezahlen, wenn man ihn freimachen wollte. Gewöhnlich geschah dies nicht, weil die Turn- und Taxissche Verwaltung in dem Rufe stand, unfrankierte Briefe sicherer zu besorgen; Strafporto wurde nirgends erhoben.

Schauläden

Die Schauläden an den Fenstern boten bis zur Mitte des Jahrhunderts meist keinen besonders anziehenden Anblick, und sogar in der Großstadt war es eine Ausnahme, wenn Geschäftsleute durch prächtige Spiegelscheiben und Warenauslagen Käufer und namentlich Käuferinnen anzulocken suchten.

Fuhrwerke

Was die Beförderungsmittel betrifft, so wurden seit 1815 ganz allmählich von Berlin aus die Droschken bekannt; hier kamen die Fiaker zwar schon 1739 auf, doch im Anfang des 19. Jahrhunderts standen nur einige, und zwar am Ausgang der Theater, zur öffentlichen Benutzung bereit. ‚Omnibus' gab es erst seit den vierziger Jahren (zuerst in Hamburg 1843). Gewöhnlich mußte man sich einen Mietswagen für einen ziemlich hohen Preis beim Fuhrherrn bestellen. Hochzeitskutschen und Trauerwagen bei Beerdigungen wurden bis zur Mitte des Jahrhunderts sogar in Großstädten nur selten erblickt; denn die Trauungen fanden nicht häufig in der Kirche statt, und die Mehrzahl der Leichen trug man vom Sterbehause zum Friedhof. Die Ärzte statteten ihre Besuche meist zu Fuß ab. Für Notfälle gab es bis in die vierziger Jahre sogenannte Portechaisen, einsitzige Sänften nach Art eines Kutschkastens, die von zwei Männern an Stangen getragen wurden. Höchst selten, z. B. bei schlechtem Wetter, benutzten Damen Portechaisen, um ihre Toiletten unversehrt zu erhalten. Weil diese damals meist ziemlich einfach waren, so machten sie einen Wagen noch nicht zur unbedingten Notwendigkeit, und man nahm daher keinen Anstand, von einem Balle (abgesehen von Hofbällen) auch mitten in der Nacht zu Fuß nach Hause zu gehen, obschon die Straßenbeleuchtung sehr viel zu wünschen übrigließ.

Die ersten Gasflammen in Straßenlaternen brannten in Berlin 1826.

Straßenbeleuchtung

zwar in der bekannten Straße „Unter den Linden". Weil das Gas anfangs sehr teuer war, so wurde in den meisten Großstädten noch lange Öl gebrannt. Auf grünen Holzpfählen standen die kleineren Straßenlaternen zur Seite der Straße, größere schwebten immer in der Entfernung von einigen hundert Schritten mitten über der Straße an einem zwischen den Häusern gespannten Drahtseil und wurden durch Flaschenzug zum Anstecken herabgelassen. Für das zeitige Erlöschen sorgte das Maß des am Morgen aufgegossenen Oles. Kein Wunder, daß unter diesen Umständen die Handlaterne eine große Rolle spielte. Damen ließen abends den Diener oder das Dienstmädchen mit einer großen Laterne vor sich hergehen, waren sie vornehm, so brannten zwei Lichter in der Laterne.

Wach- und Löschwesen

In der Nacht sang den Stadtbewohnern der mit dem Horn ausgerüstete Nachtwächter seinen Vers: „Hört, ihr Herr'n, und laßt euch sagen!" usw., und zwar mußte er etwa alle 100 Schritte stehenbleiben, blasen und dann singen. Von 4 Uhr morgens bis 7 Uhr abends schlug der Türmer die Stunden auf der großen Glocke an, seine Hauptaufgabe war, auf Feuer achtzugeben. Bei einer Feuersbrunst herrschte auch in der Großstadt ziemliche Aufregung, weil der Löschdienst wenig geordnet war und den Spritzen das Wasser aus Eimern zugeführt wurde. Daher mußte jeder Hausbesitzer für den Notfall einen ledernen Feuereimer bereithalten. Zwischen der Wasserstätte und der Spritze bildete sich eine doppelte Reihe von Menschen: in der einen flogen die gefüllten, in der andern die leeren Eimer „durch der Hände lange Kette um die Wette".

Messen

Zweimal jährlich fanden während mehrerer Wochen die von vielen auswärtigen Händlern bezogenen Messen in den Großstädten statt, dann ließen sich auch Musikbanden auf den Straßen hören. Sie waren im allgemeinen ebenso beliebt wie die auf dem Meßplatz gezeigten und erläuterten bildlichen Darstellungen, unter denen „Mordgeschichten" gewöhnlich vorherrschten. Die Dürftigkeit aller Lebensverhältnisse im ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts machte sich

Kunst

natürlich auch in der bildenden Kunst bemerklich, noch war die Zeit nicht gekommen, wo jede Großstadt sich mit Standbildern zu schmücken suchte. Ausstellungen, wie sie jetzt alle größeren Städte von Zeit zu Zeit veranstalten, manche sogar in sehr kurzen Zwischenräumen, bildeten bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts im allgemeinen die Ausnahme. In einem für uns fast unbegreiflich geringen Maße beschäftigten sich während eines Menschenalters nach den Befreiungskriegen die Großstädter mit politischen Angelegenheiten, desto lebhafter aber interessierten sie

Theater

sich für Literatur und Kunst, namentlich für das Theater, vor allem in den Residenzstädten. Hier waren Oper und Schauspiel stets gut besucht, und die Bühne

bedeutete damals für die Volksbildung unendlich viel mehr als heutzutage. In den Hoftheatern zuerst kam für die verschiedenen Plätze die Bezeichnung „Rang" auf, weil die Standesunterschiede damals aufs peinlichste beobachtet wurden, wie schon die Form der Anrede erkennen ließ. Öffentliche Anzeigen wurden wohl an „einen hohen Adel und ein geehrtes Publikum" gerichtet.

Zeitungen

Zeitungen, die heutzutage von der größten Bedeutung für das öffentliche Leben in den Großstädten geworden sind, erschienen auch in diesen vor 1840 nur selten, und ihr Inhalt war unter dem ständigen Druck der Zensur meist recht dürftig. Angelegenheiten des eigenen Landes wurden fast gar nicht besprochen, und auch die Nachrichten aus den übrigen deutschen Staaten waren sehr spärlich; Berichte über Kammerverhandlungen in Paris und London galten für wichtiger. Von den in Großstädten erscheinenden Zeitungen waren weit verbreitet die unter österreichischem Einfluß stehende Augsburger und die Preußische Staatszeitung. Die freisinnige Neckarzeitung, die in Stuttgart erschien, fand namentlich in den westdeutschen Großstädten viele Leser. Denn hier huldigte die Mehrzahl der Gebildeten liberalen Anschauungen, wie auch die Vorliebe für die Weltgeschichte von Rotteck bewies. Doch das öffentliche Leben in den Großstädten kann man im Vergleich mit dem heutigen fast als abgestorben bezeichnen. Der politisch müde Geist der Reaktionszeit beherrschte auch die Bürgerschaften und ihre Vertretungen in den Großstädten. Wenn die politische Bildung im vorigen Jahrhundert so weit zurückblieb, so lag das zum Teil daran, daß es in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts keine selbständige großstädtische Presse gab, die ruhig, klar und offen die wichtigsten politischen Fragen erörtert hätte.

Häusliches Leben und häusliche Einrichtung

Unsere Vorfahren lebten damals auch in den Großstädten viel häuslicher (vgl. S. 43) und zugleich viel anspruchsloser, allerdings auch spießbürgerlicher als später. Was man jetzt im Warenhause der Großstadt kauft, mußte damals durch Arbeit im eigenen Hause angefertigt werden. Eine Aussteuer machte wochenlanges Nähen im Hause nötig ohne Nähmaschine (es gab noch keine). Spinnen und Weben verschwanden zwar schon im Anfang des 19. Jahrhunderts so ziemlich aus der städtischen Hauswirtschaft, in Mußestunden jedoch saß noch bis in die Mitte des Jahrhunderts manche Hausfrau am Spinnrad; jedenfalls wurde es auch in der Großstadt für die Dienstmagd gehalten. Bei den Häusern herrschte der Holzbau vor, die Fußböden waren in der Regel einfach gedielt, Parkettböden kamen äußerst selten vor. Auf den Treppen im Hause wurde fast ganz allgemein Sand gestreut. Auch in den besseren Großstadtwohnungen waren die Zimmereinrichtungen gewöhnlich sehr einfach. Poliertes Kirschholz herrschte vor; als etwas besonders Feines

galt Mahagoni. Im allgemeinen hatten damals, im Unterschied vom ausgehenden Mittelalter (vgl. S. 43), auch die Großstadtbewohner kein oder sehr wenig Verständnis dafür, daß auch im Hausgerät sich Kunstsinn erweisen kann; daher war Schnitzwerk an Möbeln sehr selten. Nur ausnahmsweise gab es noch weit über die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinaus Badeeinrichtungen in den Wohnungen, und öffentliche Badeanstalten fehlten — im Gegensatz zum späteren Mittelalter — meist gänzlich.

Beleuchtungsmittel

Als Beleuchtungsmittel diente auch in den Häusern der Großstadt gewöhnlich Talg und Öl; Wachskerzen kosteten sehr viel und wurden daher, außer in Kirchen, nur in vornehmen Häusern gebrannt; Petroleum kam erst 1859 nach Deutschland. Wir sind uns heute im Zeitalter der Elektrizität dessen kaum noch bewußt, welche Wohltat durch die noch nicht 80 Jahre alte Erfindung des Streichholzes der Menschheit erwiesen wurde. Vorher mußte mühsam durch das aus den drei Bestandteilen Stahl, Stein und Schwamm bestehende Feuerzeug Licht gemacht werden.

Schließlich mögen über Speisen und Getränke einige für die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts bezeichnende Tatsachen mitgeteilt werden. Nirgends, auch

Speisen

nicht in den größten Läden, konnte man eingemachte Gemüse oder Früchte, ausgenommen Südfrüchte, kaufen; das Verfahren, in geschlossenen Blechbüchsen Nahrungsmittel aufzubewahren, kannte man nicht, ebensowenig Eisschränke. Unter den

Getränke

Getränken war Bier in deutschen Landen nicht recht beliebt, abgesehen von Bayern. In Berlin wurde zuerst 1838 nach bayrischer Art Bier gebraut, und seit der Mitte des Jahrhunderts verbreitete sich das bayrische Exportbier allmählich in ganz Deutschland, namentlich seit den achtziger Jahren, als die bayrische Regierung Ausfuhrprämien festsetzte. Von den Weinen galt der französische für wohlschmeckender als der Rheinwein, stand aber, abgesehen von den Küstenstädten, wegen der Verkehrsschwierigkeiten verhältnismäßig hoch im Preise. Sehr beliebt war der aus Weißwein, Eiern, Zucker und etwas Gewürz gebraute Glühwein. Maitrank kam erst in den vierziger Jahren auf und begeisterte Otto Roquette zu seinem Gedichte „Waldmeisters Brautfahrt". — — Im allgemeinen ist hervor-

Lebensauffassung der Biedermeierzeit i. allgemeinen

zuheben, daß wir über den wirtschaftlichen Zustand Deutschlands während der sogenannten Biedermeierzeit, 1815–1847, nur recht unvollkommen unterrichtet sind; wie einfach und kleinstädtisch beschränkt damals der Lebenszuschnitt, wie philisterhaft die Lebensauffassung war, das kann sich heute ein Großstädter auch dann kaum vorstellen, wenn er Ludwig Richters gemütvolle Bilder zur Hand nimmt. Die im Vergleich zu früheren Zeiten (vgl. S. 19) ärmliche Lebensführung war eine Folge der großen finanziellen Erschöpfung nach 1815. Bei notdürftigster

Lebenshaltung brauchte in Berlin und Hamburg eine Tagelöhnerfamilie von etwa fünf Köpfen jährlich ungefähr sechshundert Mark, um das Dasein zu fristen. In der ganzen Lebensführung des höheren Bürgerstandes herrschte das Bestreben nach möglichster Billigkeit vor. Im Deutschland der Biedermeierzeit, das eine geistige Vorherrschaft in Europa ausübte, war für die Entwicklung größerer Städte der Boden noch nicht bereitet.

Die Grundrichtung im deutschen Kulturleben änderte sich allmählich seit der Mitte des Jahrhunderts: an die Stelle der Überschätzung der Ideen trat die nüchterne Einschätzung der Wirklichkeit, und die exakte Naturwissenschaft begann ihren Siegeslauf. Am Ausgang des Jahrhunderts war durch gewaltige technische und wirtschaftliche Umwälzungen eine Wandlung aller Lebensverhältnisse eingetreten, zunächst und vor allem in den Großstädten. Den Anstoß dazu und das Vorbild gab England.

Dritter Abschnitt

Allgemeiner rascher Aufschwung der Großstädte seit der Mitte des 19. Jahrhunderts

Großindustrie u. Weltwirtschaft

In der damals bedeutendsten Großstadt Europas, in London, fand 1851 die erste Weltausstellung statt, und in einer stolzen Ruhmeshalle der Großindustrie, dem Kristall- oder Glaspalast, der auf 7070 eisernen Säulen, Balken und Bändern 900000 Quadratfuß Glastafeln trug, feierte man Jubeltage des großstädtischen Geistes. Denn die wirtschaftlichen Mächte sind die wichtigsten Förderer und Erhalter der modernen Großstadt, wie sich am frühesten und am deutlichsten in England zeigte. Diese Insel, die nach 1815 gewissermaßen das ungeheure Kolonialwarenhaus für ganz Europa bildete (hatte doch während der napoleonischen Kriege kein Feind ihren Boden betreten), behauptete sich lange auch als „Werkstätte der Welt". Denn hier trat König Dampf, der Beweger der Maschinen, zuerst seine Herrschaft an und führte eine neue Zeit herauf, als deren Zeichen Kohle — der schwarze Diamant — und Eisen zu gelten haben. Auf der Produktion dieser beiden Stoffe vor allem beruhte Englands wirtschaftliche Macht, und bald wurde es der Bankier aller übrigen Länder, weil sich auf der Insel unermeßliche Kapitalien ansammelten und in die Welt hinauswanderten. Die unvergleichlichen Fortschritte der Naturwissenschaften hatten zur Folge, daß die Menschen sich die Naturgewalten mehr und mehr dienstbar machten und die wirtschaftlich-technischen Kräfte bei großkapitalistischer Produktionsweise durch Verwendung von Maschinen der allerverschiedensten Art in bewundernswertem Maße steigerten. Die gesetzlich gesicherte Freiheit des einzelnen im Handel und Gewerbe sowie der ungehinderte Verkehr und Wettbewerb erhöhten die Nutzbarkeit des aus Kalifornien und Australien in gewaltigen Massen eingeführten Goldes. Durch Dampf, Eisen und Gold nahmen die drei stets Hand in Hand arbeitenden wirtschaftlichen Mächte Industrie, Handel und Verkehr einen ungeahnten allgemeinen und schnellen Aufschwung; wunderbare technische Erfindungen ermöglichten einen raschen Güteraustausch und trugen dazu bei, daß über ganze Erdteile hin

Bedeutung Englands

ein einheitlicher Binnenverkehr städtische und ländliche Siedlungen mit dichtem Netz zusammenflocht, daß sich anderseits allmählich die internationalen Verkehrsverhältnisse völlig wandelten, so daß ein Zeitalter der Weltwirtschaft begann. Schnell vermehrte sich die Bevölkerung, und der durch die außerordentliche Vervollkommnung der Verkehrsmittel sehr erleichterte Wechsel des Wohnorts ließ die Zahl der Großstädte und in ihnen die Arbeitsuchenden und das Proletariat unablässig anschwellen — an dieser sehr folgenreichen und die Großstädte „unheimlich" beeinflussenden sozialen Umwälzung hat die Dampfkraft im Dienste des Verkehrs und der großkapitalistischen Produktionsweise mittelbaren Anteil.

Die modernen Großstädte und ihr internationaler Charakter

In förmlich verblüffender Schnelligkeit werden nun Städte als Brennpunkte von Handel, Industrie und Verkehr zu Großstädten und üben auf die erwerbslustigen Volkskreise eine ganz besondere Anziehungskraft aus, weil die Erwerbsmöglichkeiten in einer Großstadt am zahlreichsten und mannigfaltigsten sind. Die Alteingesessenen werden an Zahl von den Zugewanderten bald ganz erheblich übertroffen, und in der Massenanhäufung verschaffen sich auch manche fremde Elemente Geltung; überall nehmen daher die Großstädte einen internationalen Zug an, so daß der besondere Charakter der Stadt als eines originellen, gleichsam persönlichen Einzelwesens entweder ganz verschwindet oder doch zurücktritt. Während die mittelalterliche Großstadt anfangs ausschließlich mit der Nachbarschaft wirtschaftlich verbunden war und auch später meist nur für ein nach dem Maßstab unserer Zeit engbegrenztes Gebiet produzierte, gab die durch die Vervollkommnung der Maschine ermöglichte Ausbildung der großkapitalistischen Produktionsweise und des Weltverkehrs mit den Voraussetzungen auch den Anstoß dazu, daß die moderne, mindestens 100000 Einwohner zählende Großstadt für ein unbegrenztes Gebiet produziert, daß also bei ihrer Entwicklung die Rücksicht auf den Welthandel den Ausschlag gibt. Für die Beteiligung einer Großstadt an diesem Handel bildet die unerläßliche Vorbedingung ihre günstige Verkehrslage, wobei sowohl eine allgemeine als auch eine besondere in Betracht kommt. Auf der besonderen allein, z. B. auf der Lage an einem wichtigen Flußübergang, beruhte das Emporkommen der Städte überhaupt (s. S. 17), die Entstehung einer modernen Großstadt aber hängt auch von ihrer günstigen allgemeinen Verkehrslage ab, wodurch die Möglichkeit gegeben wird, mit dem Weltverkehr dauernde Beziehungen zu unterhalten. Als Weltstädte[1] bezeichnet man jetzt indes gewöhnlich nur diejenigen Großstädte, die

Die Weltstadt

[1] Unter den Großstädten der Erde verdient die Bezeichnung Weltstadt wohl am meisten Rom, denn hier hat das Papsttum, eine universale geistliche Gewalt, seinen Sitz, und weil es auch weltliche Macht erlangte, so wurde die Bedeutung Roms als Weltstadt noch gesteigert.

über eine Million Einwohner zählen, eine rein äußerliche Abgrenzung, bei der diese oder jene Stadt über- oder unterschätzt wird, falls, wie es doch geboten ist, neben der Zahl der Bewohner andere Verhältnisse berücksichtigt werden. Nicht nur in den Weltstädten, sondern in den Großstädten überhaupt zeigt sich wohl stets so klar und deutlich wie nirgends sonst die im 19. Jahrhundert eingetretene beispiellose Umwälzung in den geistigen und materiellen Grundlagen der menschlichen Gesellschaft.

Deutschlands wirtschaftliche Entwicklung in der neuesten Zeit

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen wenden wir uns wieder Deutschland zu. Es vereinigt die Eigenart eines Binnenlandes mit der eines Küstenlandes, und seine nicht völlig abgeschlossene Mittellage ermöglichte den Aufschwung von Handel und Industrie. Nur allmählich erfolgte er. Die Deutschen, vor 1848 wegen hervorragender, aber zum Teil einseitiger Pflege der geistigen Interessen als Volk der Dichter und Denker von manchen gerühmt, von manchen bespöttelt, machten in einer langen Friedenszeit schon vor der Mitte des Jahrhunderts langsam, aber ständig auch materielle Fortschritte — die nächst England größte Schienenlänge wies 1848 Deutschland auf — und kamen sich zuerst durch den Zollverein (seit 1834) im wirtschaftlichen Leben wirklich näher. Vor die Söhne bedächtig rechnender Kleinbürger breitete die ganze wunderbare wirtschaftliche Entwicklung die Erzeugnisse des Erdballs aus. Die Deutschen wußten sich von Englands Übergewicht allmählich zu befreien und suchten bald sogar Englands Grundsätze in Welthandel und Großindustrie zu befolgen. Die Hansastädte steigerten sehr geschickt durch Pflege der Beziehungen zu England und durch Neutralität gegenüber den anderen Großmächten ihre Bedeutung im Handel. Dies gelang sonst dem deutschen Kaufmann anfangs nicht recht; denn er sah meist ängstlich und kleinlich nur auf den greifbaren Gewinn des Augenblicks, und unter den Nachwirkungen solcher Anschauung leidet wohl noch jetzt hin und wieder das Ansehen des deutschen Großkaufmanns im Auslande. In den auf die Revolution folgenden fünfziger Jahren, in der politisch trübsten Zeit des Jahrhunderts — 1854 wanderten 190000 Deutsche aus! — wurde die industrielle Bewegung, die langsam eingesetzt hatte, nicht gehemmt, vielmehr waren jene Jahre einzig und allein durch den Aufschwung des Wirtschaftslebens erfreulich, der sich auch in dem bald nach 1850 anhebenden Wachstum der städtischen Bevölkerung kundtat. Hauptquelle ihres steigenden Wohlstandes wurden neben dem Handel besonders die Beteiligung an den rasch emporblühenden Industrien und die Verwertung der landwirtschaftlichen Erzeugnisse. — Von größter Bedeutung war die 1864 beginnende, so lange herbeigesehnte Lösung der deutschen Frage: nach unerhörten militärischen und diplo-

matischen Kraftleistungen nahm das endlich geeinte Vaterland als Deutsches Reich die ihm gebührende Stellung unter den Völkern ein.

Unter dem Schutze der starken Wehrmacht dieses Reiches setzte sich durch freie Entfaltung der Kräfte und der Unternehmungslust während der letzten Jahrzehnte die schon früher begonnene Umgestaltung der deutschen Volkswirtschaft in verstärktem Maße fort. Die Landwirtschaft nämlich betrieben zu Beginn des 19. Jahrhunderts etwa 80 von 100 Bewohnern, in der Mitte des Jahrhunderts ungefähr 55, am Schluß aber nur etwa 30; dagegen war gewerblich und industriell tätig vor hundert Jahren jeder fünfzehnte Deutsche, jetzt ist es jeder fünfte oder sechste. Nach den Ergebnissen der letzten Gewerbezählung 1907 fanden Beschäftigung in Land- und Forstwirtschaft 28, in Industrie und Bergbau 42, in Handel und Verkehr 13 vom Hundert der Bevölkerung; 1882 dagegen entsprachen diesen Zahlen folgende ebenfalls abgerundete: 43, 35, 10. Während der Jahre 1882 bis 1907 sank die bäuerliche Bevölkerung von 19½ auf 17⅔ Millionen, während die handel- und industrietreibende Bewohnerschaft von 20½ auf 34¾ stieg. 1914 nahm Deutschlands Industrie die erste Stelle auf dem europäischen Festlande ein, die deutsche Chemie sogar die erste in der Welt.

Verschiebung der landwirtschaftlichen und der industriellen Tätigkeit

Diese außerordentliche Verschiebung der landwirtschaftlichen und der industriellen Tätigkeit, ferner die steigende Bedeutung des Handels im allgemeinen und infolgedessen die Überproduktion in manchen Zweigen des gewerblichen Lebens, endlich der gewaltig zunehmende Anteil, den Deutschland an der unaufhaltsam sich ausbildenden Weltwirtschaft[1] auch dadurch gewann, daß es in der technischen Entwicklung ganz neue Bahnen einschlug — alles dies spiegelte sich wider in dem geradezu stürmischen Wachstum der bestehenden und dem ebenso schnellen Emporkommen neuer Großstädte, d. h. also der mindestens 100000 Einwohner zählenden Städte. Im Zeitalter der Kreuzzüge und gegen Ende des Mittelalters hatte sich das städtische Leben in Deutschland verhältnismäßig rasch entwickelt, doch das damalige Zeitmaß erscheint langsam, wenn man die Schnelligkeit vergleicht, mit der die Bevölkerung der Großstädte im neuen Deutschen Reiche zunahm und viele Orte aus kleinen Verhältnissen zu blühenden Großstädten erwuchsen. Von hundert

Stürmisches Wachstum der deutschen Großstädte

[1] Das Verhältnis des englischen zum deutschen Welthandelsanteil betrug 1888: 20 zu 10, 1913 dagegen 16 zu 13. Seit 1890 verdreifachte sich der Welthandel Deutschlands, während der englische sich kaum verdoppelte — diese Tatsache bildet wohl den wichtigsten inneren Grund, weshalb England 1914 im Bunde mit Frankreich und Rußland sich sofort am Kriege gegen Deutschland beteiligte, den der englische König Eduard VII., der Oheim Wilhelms II., mit größter Schlauheit vorbereitet hatte. Ohne seine Tätigkeit wäre der Weltkrieg nicht entbrannt, durch den England seinen gefährlichsten europäischen Konkurrenten auf dem Weltmarkte niederwerfen wollte.

Einwohnern der Gesamtbevölkerung lebten in Großstädten 1871: 4,80, 1880: 7,24, 1890: 12,62, 1900: 16,18, 1905: 18,98, 1910: 21,28 — so unaufhaltsam brandete die rastlose Menschenflut in die Steinmeere der Großstädte. 1860 hatten in Deutschland sechs Städte mehr als 100000 Einwohner, 1870 acht, 1880 fünfzehn, 1890 sechsundzwanzig, 1900 dreiunddreißig — hundert Jahre zuvor gab es in ganz Europa nur zweiundzwanzig Großstädte —, 1905 einundvierzig, 1910 achtundvierzig. Außer der Union, in der einundfünfzig gezählt werden, weist kein Land der Erde so viel Großstädte auf wie Deutschland (Großbritannien besitzt einundvierzig, Frankreich nur fünfzehn), und kein anderes Land hat solche rasche, stoßweise Zusammenballung der Bevölkerung in Großstädten erlebt. Auf die Reichshauptstadt mit 2071257 Bewohnern folgt als zweitgrößte Stadt Hamburg mit 932078, beiden Großstädten wird der Rang einer Weltstadt nicht mehr streitig gemacht. In Preußen, das 1871 sechs, 1900 fünfundzwanzig und 1908 achtundzwanzig Großstädte zählte, gibt es jetzt dreiunddreißig, die zweitgrößte preußische Stadt ist an Stelle Breslaus Köln geworden mit 516527 Einwohnern.

Ihre Zahl

Die meisten Großstädte, nämlich 14, befinden sich im rheinisch-westfälischen Industriebezirke, die wenigsten (3, nämlich Breslau, Königsberg und Posen) im äußersten Osten; als Seestädte kommen 7 Großstädte in Betracht (Hamburg, Bremen, Königsberg, Stettin, Kiel, Altona, Danzig); am Oberrhein und Neckar gibt es 7 (Frankfurt a. M., Stuttgart, Mannheim, Straßburg, Karlsruhe, Mainz, Wiesbaden), in Bayern 3 (München, Nürnberg, Augsburg), in Mittel- und Norddeutschland 22 (die 7 Seestädte eingerechnet). Von den achtundvierzig[1] Großstädten sind die jüngsten, für die sich erst bei der vorletzten Volkszählung 1910 über

und ihre Verteilung über das Reich

Die jüngsten Großstädte

[1] Die 48 Großstädte in Deutschland nach der vorletzten Volkszählung am 1. Dezember 1910:

Aachen	156143	Dortmund	214226	Hannover	302375	München	596467
Altona	172628	Dresden	548308	Karlsruhe	134161	Nürnberg	332651
Augsburg	102293	Duisburg	229483	Kassel	153116	Plauen i. V.	121104
Barmen	169214	Düsseldorf	358728	Kiel	211627	Posen	156196
Berlin	2071257	Elberfeld	170195	Köln	516527	Rixdorf	237289
Bochum	136931	Erfurt	111463	Königsbg. i. P.	245994	Saarbrücken	105089
Braunschweig	143534	Essen	294653	Krefeld	129219	Schöneberg	172823
Bremen	246827	Frankfurt a. M.	414576	Leipzig	589850	Stettin	236113
Breslau	512105	Gelsenkirchen	169513	Magdeburg	279644	Straßburg i. E.	178290
Charlottenbg.	305987	Halle	180843	Mainz	110634	Stuttgart	285589
Chemnitz	287340	Hamborn	101703	Mannheim	193379	Wiesbaden	109002
Danzig	170337	Hamburg	932078	Mülheim-Ruhr	112580	Wilmersdorf	109716

Auf die letzte Volkszählung vom 1. Dezember 1916 Rücksicht zu nehmen ist unmöglich, weil ihre völlig gesicherten (für den Zweck dieses Buches übrigens nicht belangreichen) Ergebnisse vor Ablauf einer längeren Frist nicht veröffentlicht werden.

100000 Bewohner ergeben haben, folgende sieben (die nach ihrer jetzigen Einwohnerzahl kleinsten werden zuletzt genannt, in Klammern ist die Bevölkerungsziffer von 1871 hinzugefügt): Mülheim an der Ruhr (14207), Erfurt (40418), Mainz (55902), Deutschwilmersdorf (1626), Saarbrücken (9256), Augsburg (51220) und Hamborn (1396). Folgende acht Städte hatten bei der drittletzten Volkszählung 1905 über 100000 Einwohner erreicht (wiederum nach der Größe aufgezählt mit der Bevölkerungsziffer von 1871 in Klammern): Duisburg (30533), Neukölln (8125), Gelsenkirchen (7825), Schöneberg (4555), Bochum (21192), Karlsruhe (36582), Plauen (23355) und Wiesbaden (35450). Die größte Bevölkerungszunahme während des letzten Menschenalters fand in Schöneberg (850 vom Hundert), Charlottenburg (465) und Duisburg-Ruhrort (305) statt, die geringste in Straßburg (49 vom Hundert), Augsburg (44) und Danzig (39).

Organisches Wachstum

Manche von den 48 Städten haben sich durch Aufnahme benachbarter Gemeinden oder Eingemeindung von Vororten zu Großstädten entwickelt, die jetzige Großindustriestadt Duisburg z. B. zählte 1864 nur 14500 Einwohner, nach Einverleibung Meiderichs und Ruhrorts aber 227075 Einwohner. Aus der wirtschaftlichen Zusammengehörigkeit mit der weiteren Umgebung erklärt sich solches Wachstum ganz natürlich, es ist also als organisch zu bezeichnen. „Aber noch über den nächsten Umkreis hinaus übt die Großstadt einen beherrschenden Einfluß aus: wie ein Magnet zieht sie die Bevölkerung der weiteren Umgebung an sich." Dafür gibt sie einen nicht unerheblichen Teil ihrer Bewohner wieder an die unmittelbare Nachbarschaft zurück, und Tausende wohnen in der billigeren, gesunderen ländlichen Umgebung, tagsüber gehen sie in der Stadt ihrer Beschäftigung nach. Bei fortschreitender Ausdehnung wachsen schließlich mehrere Städte zu einer Einheit zusammen, wofür die Doppelstädte Elberfeld-Barmen und St. Johann-Saarbrücken bekannte Beispiele sind. Geradezu amerikanisch kann man die (im zweiten Teile näher zu schildernde) Entwicklung der Berliner Vororte nennen, die das beste Beispiel dafür bietet, daß neben den günstigen natürlichen Bedingungen auch die Bedeutung für den Staat und fürs Herrscherhaus den Ausschlag gibt, wenn eine Großstadt sich zur Weltstadt emporschwingt.

Lage

Außerordentliches Wachstum der Großstädte durch gewaltige Menschenanhäufung ist in der Regel nur in der Tiefebene möglich. Die Richtigkeit dieses Satzes finden wir auch in Deutschland bestätigt. Von den deutschen Großstädten liegt nämlich einzig und allein München höher als 500 (519) m, Augsburg erhebt sich 480 m über dem Meere, Stuttgart liegt 250 m, die meisten anderen liegen tiefer als 100 m über dem Meere, und von ihnen erhebt sich die größere Hälfte nur 30 bis 40 m über den Meeresspiegel. Aus der Tat-

sache, daß die Großstädte hauptsächlich durch die wirtschaftliche Entwicklung emporgekommen sind, daraus besonders erklärt sich ihre jetzige Verteilung über das deutsche Land. Nach der geographischen Lage sind fünf Gruppen von Großstädten zu scheiden. Etwa die Hälfte liegt am Nordrande der Mittelgebirge zumeist in Tieflandsbuchten, wo sich natürliche Eingangspforten finden, und wo entweder Naturschätze eine große industrielle Tätigkeit ermöglichen oder der altangesessene Gewerbebetrieb sich immer reicher ausgebreitet hat. Die wichtigsten Großstädte in diesen Gegenden sind Breslau, Dresden, Leipzig, Halle, Magdeburg (jetzt Hauptsitz des Zuckerhandels), Braunschweig (mit vielen Konservenfabriken), Hannover, Münster, Köln und die westfälisch-niederrheinischen Großindustriestädte. Viel weiter vom Gebirgsrand entfernt liegen die beiden Großstädte des nordöstlichen Tieflandes, wo die Landwirtschaft überwiegt und die Bedingungen für ein schnelles Wachstum der Städte fehlen: Berlin und Posen. Die Entwicklung der Reichshauptstadt wird im zweiten Teil eingehend geschildert werden; Posen ist zwar auch für Ein- und Ausfuhr wichtig, in erster Linie ist es aber Militär- und Beamtenstadt. In dem reich gegliederten, in viele kleine Landschaften geteilten mittel- und südwestdeutschen Gebiete entwickelten sich Großstädte zumeist nur inmitten ausgedehnter Becken — Stuttgart, Nürnberg, Erfurt — oder an Kreuzungspunkten wichtiger Verkehrsstraßen: Straßburg, Mainz, Frankfurt, Karlsruhe, Kassel und Mannheim, das durch den Aufschwung von Handel und Industrie zu bedeutender Blüte gelangte als Stapelplatz für inländische und ausländische, den Rhein heraufgeführte Erzeugnisse. Auf der oberdeutschen Hochfläche finden wir nur zwei Großstädte: München und Augsburg, im Küstengebiet dagegen, wo die Seeschiffahrt sich mit dem Flußverkehr berührt, fünf: Bremen, Hamburg, Stettin, Danzig und Königsberg. Die Hafenstädte der Ostsee, deren Hinterland nur schmal ist, sind dadurch benachteiligt, daß der Schwerpunkt des Welthandels am offenen Meere liegt, und der Handel bestimmt die Bedeutung der großen Seehäfen; erst er hat dort die Industrie wachgerufen und großgezogen. Die Nordsee ist die offene Tür, durch die Deutschland mit der Außenwelt in Verbindung tritt. Nicht selten ist die große Handelsstadt zugleich Regierungsmittelpunkt und Festung; „der Verkehr schafft ebenso naturnotwendig große Städte, wie der Staat sie zu seinem Schutz nötig hat. Der Verkehr und die Regierung brauchen, benutzen und bauen beide zusammen die Wege, die zur Großstadt hinführen." Doch der Verkehr allein kann heute einer Stadt nicht mehr die Bedeutung verleihen wie früher.

Fünf Gruppen der Großstädte nach der geographischen Lage

Sehr beträchtliche Unterschiede bestehen zwischen Flächeninhalt und Grundbesitz der Großstädte. Manche sind im Verhältnis zu ihrer Einwohnerzahl räum-

Flächeninhalt u. Grundbesitz der Großstädte

lich klein, dabei ist ihr Grundbesitz aber recht beträchtlich, liegt jedoch zumeist fernab vom Stadtgebiet. Dies gilt z. B. von Berlin, dessen Grundbesitz 19756 ha umfaßt (über drei Quadratmeilen), von denen nur 642 innerhalb des Stadtbezirks liegen. Metz verfügt nur über 230, Straßburg i. E. aber über 4633 ha städtischen Grundbesitzes. Das ausgedehnteste Stadtgebiet ist das von Frankfurt am Main: es beträgt 13500 ha, während die Stadt nur etwa 6000 ha besitzt, wie Breslau und Stettin. Außergewöhnlich gering ist der Grundbesitz mancher großen Industriestädte; Mülheim am Rhein besitzt 72, Königshütte gar nur 25 (über den ausgedehntesten Grund und Boden, nämlich über 30991 ha, verfügt in Deutschland Görlitz, dessen Stadtgebiet nur 1921 ha umfaßt).

Bedeutung der Eisenbahn

Die außerordentlich rasche, mit Siebenmeilenstiefeln vorwärtsschreitende großstädtische Entwicklung war nur mit Hilfe der technischen Verkehrsfortschritte möglich. Die durch die Eisenbahnen erfolgte gewaltige Steigerung des Wirtschaftslebens kam nicht zum mindesten den Großstädten zugute. Diese sind zwar nicht etwa, wie in Amerika, erst durch die Eisenbahnen entstanden, aber die Zahl der an einer Eisenbahn liegenden Städte vermehrte sich während der zehn Jahre 1867 bis 1877 von 34 v. H. auf 54 und ist seitdem etwa in diesem Verhältnis stetig weiter gewachsen; ja, die Zunahme der Eisenbahnen ging noch über die der Bevölkerung hinaus. 1872 kamen auf 100000 Bewohner 54, 1910 dagegen 91 km vollspuriger Bahnen; 1872 waren darin kaum 5, 1910 jedoch über 17 Milliarden Kapital angelegt.

Großindustriestädte

Das starke natürliche Anwachsen der Einwohnerzahl Deutschlands, das sich auch aus dem fast gänzlichen Aufhören der Seuchen und aus der dreiundvierzigjährigen Friedenszeit erklärt, ist unter den Großstädten in erster Linie den Industrieplätzen zugute gekommen, den Mittelpunkten der großkapitalistischen Unternehmung; diese treibende Kraft in der neuesten Wirtschaftsentwicklung gewann durch jenes Anwachsen der Bevölkerung die nötigen Arbeitermassen. Zwar stieg auch die Einwohnerzahl des flachen Landes und erreichte um 1870 den höchsten Stand, den sie überhaupt in Deutschland erlangt hat: 64 vom Hundert der Gesamtbevölkerung wohnten damals auf dem Lande, 36 in den Städten; doch in diese wanderten die Dorfbewohner in immer mehr sich vergrößernden Massen: 1905 war das deutsche Dorf fast wieder zur Bevölkerungszahl des Mittelalters herabgesunken, und 1910 wohnten 40 vom Hundert auf dem Lande, 60 in den Städten.

Unter den industriellen Großstädten haben sich am schnellsten entwickelt die des Nordwestens. Während sich die Bevölkerung der südwestdeutschen Groß-

städte in dem letzten Jahrzehnt etwa um die Hälfte vermehrte, wuchs die der westfälischen Industriestädte um das Anderthalbfache an. Gelsenkirchen z. B. zählte 1874 nur 7576 Einwohner, 1905 dagegen 147000 und 1910 schon 169513. Von Dortmund bis zum Niederrhein breitet sich im Ruhrkohlengebiet, wo vielfach auch Eisen gefunden wird, in der industriereichsten Gegend Deutschlands, eine ausgedehnte kräftig aufblühende Großstadtlandschaft aus, die etwas ganz Neues in der deutschen Kulturentwicklung bedeutet. Überall erblickt man Fabriken, Fördertürme, Warenhäuser und ähnliche Gebäude, überall herrscht Arbeitergewimmel und Maschinengeräusch, überall vernimmt man das Sausen der Räder und den Schlag der Hämmer, der landwirtschaftliche Betrieb verschwindet mehr und mehr. Die wichtigsten Großstädte dieses niederrheinisch-westfälischen Industrie-

Düsseldorf gebietes sind Düsseldorf und Essen. In jener Stadt, die 1801: 19532, 1900: 213711 Einwohner zählte und durch Eingemeindungen sehr gewachsen ist, verbindet sich mit der Blüte des großindustriellen Lebens die Pflege der Kunst, schon im 16. Jahrhundert legten die Herzöge von Berg den Grund zur Bedeutung Düsseldorfs als Kunststadt. In den sechziger Jahren des 18. Jahrhunderts ward hier die Königliche Kunstakademie eröffnet, die nach ihrer Neuordnung durch Cornelius seit 1821 besonders auf gründliche zeichnerische und technische Ausbildung Wert legte und dadurch Ruf erlangte. Der vor zwölf Jahren durch eine großartige Stiftung der rheinisch-westfälischen Industrie errichtete eigene Ausstellungspalast, dessen weitgedehnte Front sich im Rhein spiegelt, hat den Düsseldorfer Künstlern die Möglichkeit verschafft, das in anderen Kunststädten oft in Anspruch genommene Gastrecht ihrerseits auszuüben. Die Düsseldorfer Bürgerschaft, die ihr reges Interesse für Kunst auch durch den Ausbau der städtischen Galerie betätigte, ist stolz darauf, daß ihre Stadt nicht nur wirtschaftlich, sondern auch geistig eine

Essen führende Stellung im niederrheinischen Industriegebiet einnimmt. Essen hat durch die Kruppsche Gußstahlfabrik, neben der es noch andere bedeutende Werke gibt, Weltruf gewonnen. Als 1851 auf der ersten Londoner Weltausstellung Alfred Krupp durch seine industriellen Erzeugnisse die allgemeine Aufmerksamkeit erregte, zählte seine Fabrik in der damaligen Kleinstadt 200 bis 300 Arbeiter, als der letzte männliche Sproß der Familie, der Freund des Kaisers, 1902 unerwartet und plötzlich starb, war die Zahl der Arbeiter auf 43000 gestiegen, jetzt beträgt sie etwa 50000. Wohl keine andere industrielle Großstadt lehrt so wie Essen, daß die Macht des Reiches auf der Förderung von Technik und Industrie beruht, und daß diese Förderung nur unter dem Schutze des Reiches möglich ist. — Außer Düsseldorf und Essen ist die durch Bierbrauerei weltbekannte, jetzt durch

den Emskanal unmittelbar mit dem Meere verbundene Großstadt Dortmund als Hauptausfuhrplatz der Steinkohlen besonders wichtig. Dortmund

In ähnlicher Weise wie die westdeutschen Großindustriestädte haben sich die Städte des Königreichs Sachsen entwickelt, unter denen nur Chemnitz Großindustriestadt ist, abgesehen von der (im zweiten Teil zu erwähnenden) Großindustrie in Dresden und Leipzig. Oberschlesien, wo vor allem Kattowitz und Königshütte sich sehr rasch entwickelt haben, hat keine Großstadt. Kunst kann hier nicht so gepflegt werden, wie dies in den industriellen Kreisen Westdeutschlands der Fall ist, die z. B. an mustergültigen Aufführungen großer Chorwerke sich beteiligen und von Zeit zu Zeit Kunstausstellungen veranstalten. Chemnitz

Unsere deutsche, dem Auslande oft unverständliche Kultur im allgemeinen und die deutsche Großstadtkultur im besonderen umspannt also scharfe Gegensätze und weiß mit dem kräftigen materiellen Wirken das geistige Schaffen von innen heraus zu verbinden. Die Betätigung künstlerischer Interessen prägt mancher Großstadt sogar einen besonderen Charakter auf, so daß sie die Bezeichnung Kunststadt verdient. Deren deutlichstes Wahrzeichen sind Kunstsammlungen. Da sie ihren Zweck am besten erreichen, wenn sie ohne Mühe von sehr vielen besichtigt werden können, so befinden sie sich stets in den großen Landeshauptstädten, unter denen Dresden und München sich eines besonderen Rufes als Kunststädte erfreuen, wie auch die häufig angewandten Bezeichnungen Elbflorenz und Isarathen beweisen. Was auf dem Gebiete der Kunst in den Residenzstädten der Fürst begann, das führte im 19. Jahrhundert der Staat weiter, nur die Hoftheater werden in erster Linie durch oft sehr beträchtliche Zuschüsse aus der Zivilliste unterhalten. Außer den Hauptstädten, unter denen Stuttgart auf dem Gebiete des Kunstgewerbes sich besonders hervortat, ist namentlich Düsseldorf als Kunststadt berühmt, wie bereits näher dargelegt wurde; in Nürnberg knüpfte der neue Bund, den hier die Kunst mit dem Gewerbe schloß, an die mittelalterliche Überlieferung an. Manche einst durch Kunstpflege ausgezeichnete Städte, wie Augsburg, Danzig, Prag, Straßburg, Zürich, haben auf diesem Gebiete keine besondere Bedeutung mehr. Die freien Künstler, Schriftsteller, Musiker nehmen ihren Aufenthalt am liebsten in der Großstadt, sei es aus ideellen Rücksichten, sei es aus materiellen Beweggründen. Jedenfalls läßt sich das Ideelle am leichtesten in der Großstadt in klingende Münze umsetzen. Denn das Zusammenwirken aller Künste und ihre Befruchtung durch Wissenschaft und Literatur ist am leichtesten und am wirksamsten in einer Großstadt möglich, wo wenigstens in dieser Hinsicht die „gebildete" Gesellschaft den Ton angibt. In den deutschen Großstädten zeigte sie bis zum Beginn des Welt- Kunststädte

Ausländerei

krieges die uns anhaftende Vorliebe für alles Ausländische in einem zum Teil bedenklichen Maße: in den Übertreibungen des Sports, in der Geselligkeit (Fünfuhrtee), in Politik (Imperialismus), Pädagogik (Landerziehungsheime und Arbeitsschule) usw. — überall wurde England nachgeahmt. In den Bildungsstätten in Leipzig, Berlin und München nahmen die Fremden den Einheimischen oft Luft und Licht fort; sogar das russische Ballett gewann in Deutschland eine Art von Heimatboden. Bei alledem wurden die Künste recht häufig zum Geschäft, zur „Mache", ein Beweis, daß die lange Friedenszeit innerlich wenig gutgetan hat im Gegensatz zum äußeren Glanze und zu dem gewaltig gestiegenen Reichtum, der bis zum Jahre 1917 für deutsche Kriegsanleihen 47⅙ Milliarden Mark flüssig machte. —

Großstädtisches Getriebe

Im allgemeinen weist das großstädtische Getriebe die schärfsten Gegensätze auf: neben den feinsten Blüten idealen Sinnes finden sich die häßlichsten Auswüchse materiellen Strebens. „Man kann nur in der Großstadt leben", „man kann nicht in der Großstadt leben" — bald dieses, bald jenes Urteil wird von ein und derselben Person gefällt, das Verhältnis der Menschen zur Großstadt schlägt also von Zeit zu Zeit ins Gegenteil um. Um dies zu verstehen, muß man sich vergegenwärtigen, wie der überwiegend aus wirtschaftlichen Gründen entstandenen modernen Großstadt zumeist die nüchterne Erwerbsarbeit das wesentliche Gepräge verleiht, und in welchem Maße dabei der Großstädter einer angespannten ununterbrochenen Tätigkeit sich hingibt. Das Geschäft wird ihm die Hauptsache, er geht fast ganz im Erwerbe auf und betrachtet diesen als Selbstzweck, statt daß er sich die möglichst gleichmäßige Ausbildung aller seiner Kräfte, der geistigen, seelischen und körperlichen, angelegen sein läßt. Der ganze wirtschaftliche Betrieb setzt einen schnellen Massenverbrauch voraus und hat ihn zur Folge; bei solchem Streben

Massenwirkung

nach Massenwirkung aber fühlt der Mensch sich schließlich als bloßes Werkzeug, während es doch zum wahren Wesen des Menschen gehört, als selbständige Persönlichkeit Herr über sein Werk zu bleiben und nicht zum Mittel für fremde Zwecke herabzusinken. Die vorzüglichen Verkehrseinrichtungen erleichtern es jetzt der Großindustrie und dem Großkapitalismus außerordentlich, die Bevölkerung nach der Großstadt zu locken, und auch damit hängt es zusammen, daß als das hauptsächlichste geistige Merkmal des Großstädters im allgemeinen das Hasten und Jagen, der „Geschwindigkeitskoller", die Unrast und Ruhelosigkeit zu bezeichnen ist, die ihn niemals zum Augenblicke sagen läßt: Verweile doch, du bist so schön! Rastlose Arbeit, sei es materielle, sei es geistige, und zugleich kostspieliger Lebensgenuß werden in der Großstadt für viele zum Bedürfnis und zur Gewohnheit. Mit der höheren Bewertung des Geldes steigt der Wert der Zeit, und dadurch wird das

Leben hastiger, ungemütlicher. Für unsere Großeltern galt das Wort „Zeit ist Geld" noch nicht, daher hätten sie auch nicht die geringfügigste Summe ausgegeben für Benutzung der Straßenbahn, wenn dies vor zwei Menschenaltern überhaupt möglich gewesen wäre. In welch bedächtigem Zeitmaße sich damals, im Unterschied von der Gegenwart, das Leben abspielte, das lehrt auch ein Blick in die Zeitungen. Vor einem halben Jahrhundert kannte man noch nicht das gewichtigste Mittel zur Belebung und Steigerung des Handels: die Reklame. 1867 machten in Berlin mit seinen beinahe 700000 Einwohnern nur Johann Hoff und Rudolf Hertzog in langsamen Zwischenräumen auf einer halben Seite der in kleinem Format erscheinenden Zeitungen Reklame. Sie begann erst nach 1871 mit dem wirtschaftlichen Aufschwunge, der die Großstädte so rasch anwachsen ließ. Die Lichtreklame wurde schließlich ins Riesenhafte gesteigert, Buchstaben in dem grellsten Farbenwechsel glommen auf und erloschen plötzlich, die nächtliche Helle flackerte wie in Verstörtheit. Reklame

Das jetzige Großstadtgetriebe mit seinem unablässigen Wechsel und seiner äußeren Unruhe macht in der Regel die Großstadtmenschen auch innerlich unruhig und verflacht das ganze Leben. Wie der Weltkrieg soeben nochmals gelehrt hat, wird durch die Entwicklung der Menschheit zur Masse die wahre Freiheit und Unabhängigkeit der einzelnen schwer gefährdet, und gerade in den auf Massenwirkung ausgehenden Großstädten offenbart sich die Herdennatur des Menschen am schlimmsten. Masse und Wechsel rufen das Bedürfnis nach Masse und Wechsel stets von neuem hervor. So erklärt es sich, daß Nervosität oft als eine besonders in Großstädten häufige Erscheinung bezeichnet wird, und sicherlich beeinflußt das enge Zusammenleben zahlreicher, oft hastender und eilender Menschen die Nerven ebenso ungünstig wie die Fülle wechselnder Eindrücke. Vor allem aber sind gerade in den Großstädten diejenigen Berufe vertreten, die schädigend auf die Nerven einwirken und Nervenschwache sehr bald nervenkrank machen. Am Aussterben der großstädtischen Familien sind hauptsächlich zwei Volksseuchen und Geißeln der Menschheit schuld: der Alkoholismus und die Geschlechtskrankheiten, sie wüten in den Städten ungleich gefährlicher als auf dem flachen Lande. Berlin z. B. liefert etwa 110mal soviel Menschen mit Säuferwahnsinn in die Irrenanstalten als die ganze Provinz Westfalen. Geistige Eigenart der Großstädter

„Fasse wo immer die Menschheit beim Schopf,
Überall macht sie dir Schmerz;
In der Kleinstadt verkümmert der Kopf,
In der Großstadt das Herz."

Dieses Urteil läßt sich zwar nicht auf alle Bewohner ohne Ausnahme anwenden, doch für deren Eigenart im Durchschnitt dürfte es allerdings zutreffen. Wo viele Menschen dicht beisammen wohnen, gilt die einzelne Persönlichkeit mit ihrem wahren, aber in Zahlen nicht zu bemessenden Menschenwerte oft wenig oder gar nichts, im Geschäftsleben geben meist ihre wirtschaftlichen Verhältnisse den Ausschlag. Die Selbstgefühl Großstädter bilden im Gefühlsleben unzweifelhaft besonders das Selbstgefühl aus: sie fühlen sich gehoben durch das, was mit dem persönlichen Werte des einzelnen zumeist gar nicht zusammenhängt, nämlich durch die Größe ihrer Stadt und die Zahl der Bewohner. Zwar beweisen viele Großstädter rührende Liebe zu ihrer Vaterstadt, doch entspringt dies Heimatgefühl oft weniger der Anhänglichkeit an ein einzelnes bestimmtes Heim, als vielmehr dem Stolze auf den Ruhm und die Bedeutung der ganzen Stadt. Die Ehrfurcht vor der Weisheit, Einsicht und Erfahrung einzelner Mitmenschen greift in der Großstadt nicht so leicht Platz wie im engen Rahmen der Kleinstadt, wo der Nachbar den Nachbar kennt, dafür aber gewinnen die Großstädter schon infolge des Straßenverkehrs früh und schnell mehr Selbständigkeit, Gewandtheit und Selbstsicherheit, woraus eine für die Entwicklung des ganzen Volkes erfreuliche Lust zur Initiative erwächst, von der schon die Großstadtjugend ein gut Teil besitzt. Mit der raschen Auffassungsgabe der Großstadtbewohner hängt es zusammen, daß sie recht „gewitzt", aber auch leicht blasiert oder gar „schnoddrig" werden, z. B. über kleinstädtische, ihnen doch meist völlig fremde Verhältnisse den Stab brechen, dabei „schelten sie auf die Großstadt selbst unsäglich und finden es doch nirgendwo erträglich".

Im allgemeinen häufen sich in den Großstädten die verschiedensten Eindrücke zu sehr, als daß sie immer vollständig verarbeitet werden und dadurch der Ausbildung der Persönlichkeit zugute kommen könnten. Das wirklich Ursprüngliche und Eigenartige entsteht unzweifelhaft häufiger in der Provinz, während in der Großstadt mehr gesammelt und geordnet wird, hauptsächlich auf wirtschaftlichem und technischem Gebiete, wobei aber die Neigung hervortritt, Geld und Gut, überhaupt das Äußerliche auf Kosten des Sittlichen und Geistigen zu überschätzen, so daß zumal in Zeiten fieberhaften Erwerbslebens leicht ein Protzentum entsteht. Diese Großstadtkultur, die in einigen außerordentlich schnell emporgekommenen Asphaltkultur deutschen Städten üppige Blüten getrieben hat, bezeichnet man wohl als Asphaltkultur und hält sie für unvereinbar mit der Freude an der Natur. Daß viele Großstädter sich aus ihrer „Steinwüste" hinaussehnen in die freie Gotteswelt, das beweist doch wohl ihr monatelanger Aufenthalt in Sommerfrischen und Bädern, an den sich seit einigen Jahren die Reisen zum Wintersport anschließen. Und

sprechen nicht die stets überfüllten Ferien- und Feiertagssonderzüge für den echten Natursinn der unbemittelten Großstadtbewohner? Bei vielen nimmt er oft rührende Formen an: kleine blumengeschmückte Balkone in jedem Stockwerk der hohen Mietskasernen sehen wie halbgeöffnete Schubladen aus, schmale grüne Gartenfleckchen liegen wie Oasen in der Wüste der von Rauch und Ruß geschwärzten Hinterhäuser, in Laubenkolonien oder Schrebergärten (so benannt nach einem Leipziger Arzte, der sie zuerst einrichtete) erholen sich Industriearbeiter mit Weib und Kind durch ländliche Tätigkeit. Es ist keineswegs nur Mode oder Laune, wenn in regelmäßigen Zeitabschnitten ein förmliches Landfieber die Großstadtmenschen ergreift, und zwar fast alle, nicht etwa ausschließlich diejenigen, deren Nerven der Kampf ums Dasein, die Unrast des Lebens, der mit den Verkehrsmitteln und dem großindustriellen Betriebe oft unvermeidlich verbundene Lärm oder aber die nicht aufhörenden Vergnügungen geschädigt haben (eine Anpassung der Nerven an das ganze großstädtische Getriebe findet übrigens unzweifelhaft bei vielen statt). Natursinn

Man sucht im Gegensatz zur Enge des alten Stadtkerns die freie Natur in die neuen Stadtteile hineinzubringen und diesen dadurch einen gewissen Schmuck zu verleihen: die Straßen sind breit und mit Bäumen bepflanzt, vor den Häusern finden sich kleine Vorgärten, viele freie Plätze werden auch zum Spielen der Kinder angelegt, die Industrie aber mit ihrem unvermeidlichen Rauch und Geruch wird, wenn möglich, auf bestimmte Teile der Stadt beschränkt (vgl. S. 81). Die Sehnsucht der Großstädter nach freier Natur kann am leichtesten und besten ein die Großstadt umgebender Wald- und Wiesengürtel befriedigen, ihn zu erhalten oder zu schaffen läßt man sich daher eifrig angelegen sein und hat, z. B. bei Breslau und Köln, förmliche Stadtwälder angelegt, als Lungen der Großstadt, die auch auf die Nerven ihrer Bewohner günstig einwirken sollen. Noch andere Zwecke außer diesen verfolgen die seit etwa einem Jahrzehnt immer häufiger angelegten Gartenvorstädte. Sie sind nämlich besonders für diejenigen bestimmt, die in der Nähe der Großstadt wohnen müssen, weil sie ihre Arbeitsstätte ist, oder wohnen wollen, um im engsten Zusammenhange mit dem Großstadtleben zu bleiben. Die Gartenstadt hat nach dem Kriege vielleicht eine sehr wichtige Aufgabe zu erfüllen, wenn es gilt, eigene Heimstätten für Invaliden zu schaffen. Veränderung des Stadtbildes Stadtwälder Gartenvorstädte

Diese Bestrebungen können wir nur dann richtig würdigen, wenn wir die großstädtische bauliche Entwicklung im allgemeinen ins Auge fassen, denn in ihr spiegelt sich nicht allein die Zunahme der Bevölkerung und die Umwandlung der Verkehrsverhältnisse, sondern die Großstadtkultur überhaupt wider. Welche gewaltige Veränderung hat seit Mitte des vorigen Jahrhunderts das Stadtbild

erfahren! Weil im Gegensatz zu der Postkutsche und dem Frachtwagen die Eisenbahn nicht mitten in die Stadt hineinführt, sind vielen alten Städten allmählich Bahnhofsviertel angegliedert, wobei keine Rücksicht auf die bisherigen Verkehrsstraßen genommen wurde und anfangs nur die Zweckmäßigkeit den Ausschlag gab; später trug man daneben wohl auch der Schönheit des Stadtbildes mehr oder weniger Rechnung, doch in erster Linie suchte man stets allen, auch den weitestgehenden Anforderungen des aus verschiedenen Gründen reißend schnell sich steigernden Verkehrs zu genügen. Daher scheute man sich oft nicht, alte, für die Eigenart einer Stadt bedeutsame Zeugen ihrer Vergangenheit preiszugeben oder zu verunstalten. Infolgedessen findet sich in einigen Großstädten, z. B. in Hamburg, außer Patrizierpalästen kaum noch ein alter monumentaler Bau. Andere Großstädte, namentlich Braunschweig, Danzig und Nürnberg, gewähren zwar dem Fortschritt stets den nötigen Raum, suchen dabei jedoch das altertümliche Stadtbild möglichst zu erhalten und schreiben deshalb in den Bauordnungen für das Innere der Stadt wenigstens teilweise Anlehnung an den alten Baustil vor, wobei man sich wohl gar der Hoffnung hingab, eine ausgestorbene Kunst, wie den Fachwerkbau, wieder beleben zu können. Daher tragen manche Großstädte einen Januskopf: das eine Antlitz schaut verträumt zurück ins Dämmerlicht vergangener Zeiten mit tausend Erinnerungen, das andere blickt mit hellen wachen Augen in die Gegenwart und in die Zukunft. Die räumliche Großstadtentwicklung hat Goethe vorahnend geschildert:

Bahnhofsviertel

Erhaltung des alten Stadtbildes

„Krumme Gäßchen, spitze Giebel,
Beschränkter Markt ....
Dann weite Plätze, breite Straßen,
Vornehmen Schein sich anzumaßen,
Und endlich, wo kein Tor beschränkt,
Vorstädte grenzenlos verlängt."

Die Vorstädte der großen deutschen Städte begannen erst im 18. Jahrhundert rascher zu wachsen, als einerseits die Sommersitze der Vornehmen dorthin verlegt wurden, anderseits industrielle Anlagen allmählich dort entstanden; die scharfe Umgrenzung aber bleibt so lange bestehen, bis der Wegfall des Schutzbedürfnisses den Befestigungsgürtel überflüssig macht. Dann tritt die größte Veränderung ein, die das Gebiet der Stadt seit ihren Anfängen erfährt: die mittelalterlichen Wälle und Mauern verschwinden fast überall bis auf vereinzelte Reste, keine künstliche Grenze beschränkt fortan den Raum der Städte, sie

Stadterweiterung

greifen vielmehr über den einst geschlossenen Umkreis weit hinaus, ein Kranz von Industrievierteln und Villenorten mit sehr ungleichmäßiger Dichtigkeit der Bevölkerung zieht sich um die Großstadt, deren verschiedene Teile bald miteinander zu verschmelzen beginnen, und zwar bei allen Großstädten, denn ihre Lebensbedingungen sind die nämlichen. Nicht mehr bildet also das wesentliche Kennzeichen der Stadt die Geschlossenheit, sondern die weitgehende Zersplitterung der Ansiedlungsfläche. Durch diese räumliche Entwicklung ward am meisten das Stadtbild großer Festungen verändert, wie Köln, Magdeburg und Posen, die nach Beseitigung der alten Festungsmauern ihren Charakter dem äußeren Anschein nach für den Nichtfachmann abstreiften.

Der mit steigender Einwohnerzahl anschwellende Verkehr machte Straßenerweiterungen und Straßendurchbrüche nötig, überall entwickelten sich mächtig die Vorstädte und Vororte, und sie hatten den Hauptanteil an dem ungemein schnellen Wachstum der Städte durch die allmähliche Entstehung ganz neuer Stadtteile, durch deren Ausbau die Schulden mancher Städte bedeutend stiegen. Die höchste Belastung haben jetzt Frankfurt am Main (61,26 Mark auf den Kopf), Wilmersdorf (60,76), Charlottenburg (57,71) und Wiesbaden (51,07), Städte, die auch hinsichtlich ihrer Steuerkraft an erster Stelle stehen. In den neuen Stadtteilen wurden die Straßen häufig nach einförmigem Schachbrettmuster angelegt und beim Bau der Häuser alle Stilgattungen nachgeahmt, die bis dahin überhaupt aufgekommen waren, vom dorischen bis zum Biedermeierstil. Besonders groß war die Begeisterung für die Renaissance, und nach ihrem Vorbild entstanden ganze Straßenzüge mit symmetrisch gegliederten Stockwerken und mit überladenen unechten Fassaden, hinter denen die Wohnräume oft recht unbehaglich oder gar ungesund angelegt wurden: das nach hinten liegende Schlafzimmer erhält wenig Luft und Licht, im Überfluß aber hat beides der am seltensten von der Familie benutzte Raum, nämlich der Salon. Weil die nach dem Renaissanceschema gebauten Dächer zumeist flach und von der Straße aus nicht sichtbar sind, im Gegensatz zu den mittelalterlichen hohen und malerischen Giebeldächern, so machen die Straßenzeilen oft den Eindruck, als seien sie abgebrannt. Auch bei den vielen hervorragenden Monumentalbauten der beiden letzten Jahrzehnte finden wir alle Stilarten vertreten, wie in den Einzelschilderungen des zweiten Teils näher nachgewiesen wird. Unter den dort nicht geschilderten Bauten sind besonders erwähnenswert der im Barockstil gehaltene langgestreckte Bau der Ansiedlungskommission in Posen und die dortige, im romanischen Stil von Schwechten, dem Schöpfer des Anhalter Bahnhofs in Berlin, aufgeführte Kaiserpfalz. Bei der Vermengung

Neue Stadtteile

Vorliebe für den Renaissancestil

der Stile und Verbindung einander widerstrebender Formen wird eine Harmonie des Ganzen, wie begreiflich, nur ausnahmsweise erreicht.

Im allgemeinen gewähren unsere Großstädte mit ihrer Musterkarte von Stilblüten noch immer einen teilweise unerfreulichen Anblick, weil das Unternehmertum bei der Bautätigkeit zu wenig künstlerische Rücksichten obwalten läßt. Fast ganz frei von allen Vorbildern hielt sich der Berliner Architekt Messel, als er 1897 im Auftrage der Firma Wertheim den Bau eines Geschäftshauses im großen Stil, eines Warenhauses, begann. Er sah sich vor die durchaus moderne, schwierige und verwickelte Aufgabe gestellt, mächtige Verkehrshallen zu schaffen mit möglichst viel Licht, aber möglichst wenig tragenden und trennenden Mauern bei einer nicht nur zweckmäßigen, sondern auch schönen Raumanordnung. Bei der Lösung dieser Aufgabe ließ er sich hauptsächlich von Zweckmäßigkeitsrücksichten leiten und schuf durch geschickte Anwendung der neuen Baustoffe Beton und Eisen eine neue Bauform für ein neues Bedürfnis. Das auf 16700 Quadratmetern errichtete Wertheimsche Warenhaus weist eine bebaute Grundfläche von 14000 Quadratmetern auf, 2800 mehr als das Reichstagsgebäude. Als man erkannt hatte, welche Zweckmäßigkeit und zugleich Schönheit sich mit dem Eisenbeton erzielen läßt, da wurden in den Großstädten manche alte Gebäude niedergerissen, und eine neue Baukunst begann, auf die mehr als auf jede andere Kunst das Wort Kaiser Wilhelms II. zutrifft: Wir stehen im Zeichen des Verkehrs. Denn erst der durch den Verkehr ermöglichte Aufschwung von Handel und Industrie brachte den eigentlichen Fortschritt auf dem Gebiet des großen, in Eisenbeton errichteten Geschäftshauses. Neben dem Wertheimschen sind besonders bekannt geworden die Warenhäuser von Tietz in Berlin und München, Oberpollinger in München und Barrasch in Breslau. Messels Gedanken sind bei anderen großen Verkehrsbauten der jüngsten Zeit weiterentwickelt, z. B. bei dem Leipziger Hauptbahnhof, worüber der zweite Teil Näheres bringen wird.

Das Warenhaus

Doch einzelne Bauten, mögen sie auch noch so mächtig emporragen, drücken der modernen Großstadt im ganzen nicht ihr eigenartiges Gepräge auf; denn sie zerfällt mehr oder weniger scharf und deutlich in drei Teile: im Mittelpunkte die innere Stadt oder Geschäftsstadt (City) mit den Warenhäusern, Läden, Kontoren und anderen nur Geschäftszwecken dienenden Gebäuden, die diesem Stadtteile ein ganz bestimmtes Aussehen verleihen; um die tagsüber von unaufhörlichem Leben und Treiben erfüllte Geschäftsstadt herum zieht sich ein breiter Gürtel der Wohnhäuser, und daran schließt sich in einem noch weiteren Ringe die stille Villenvorstadt, die zumeist im Westen oder Südwesten liegt, weil dort wegen der in

Gegensatz zwischen Geschäfts- und Wohnstadt

8. Rathaus

(Aus „Die schöne deutsche Stadt. Norddeutschland". Verlag von R. Piper & Co., München)

9. Rathaus

Mit Erlaubnis des Verlages Veit & Komp., Leipzig

Deutschland vorherrschenden Westwinde Rauch und Staub am wenigsten lästig werden. Dem Industriebetriebe sind in manchen Großstädten die vom Wohngebiete möglichst weit entfernt liegenden Gegenden zugewiesen, in anderen Großstädten dagegen, z. B. in Nürnberg, findet in den Vororten keine scharfe Trennung zwischen Industrie- und Wohngebieten statt. Am weitesten ist diese Scheidung in Berlin, Hamburg und Frankfurt a. M. vorgeschritten, wie auch die Benutzung der namentlich mit Hilfe der Elektrizität außerordentlich vervollkommneten Verkehrsmittel beweist. Morgens fluten die Massen aus ihren Wohnungen in die Geschäftsstadt, abends kehren sie in die äußeren Stadtteile zurück. So wandert und wogt es ohne Rast und Ruh Tag für Tag hin und her in den modernen Großstädten, die sich vor eine ganz neue und sehr wichtige Aufgabe gestellt sehen: die Massenbewältigung. Deren Schwierigkeit zeigt sich besonders bei der Wohnungsfrage, die im Vordergrunde aller Fragen steht und wegen des Anwachsens der Großstädte immer brennender wird.

Boden- und Wohnungsfrage

Es ward verhängnisvoll, daß die bauliche Entwicklung unter dem Einfluß der Bodenspekulation erfolgte; die Umgebung der meisten Großstädte geriet in die Hände von Geländegesellschaften, die sich teilweise mit leistungsfähigen Banken in Verbindung setzten. Wegen der Gewinnsucht einzelner ging anfangs der Wert des Grund und Bodens, dementsprechend dann auch der Mietpreis in den zuerst in Berlin — man spricht daher von einem „Berliner Zimmer" — aufgekommenen Massenmietshäusern, „Mietskasernen", dermaßen in die Höhe, daß eine förmliche Wohnungsnot namentlich für kinderreiche Familien entstand und noch fortdauert. Nach dem Vorbilde Berlins hat das Massenmietshaus die Herrschaft in sehr vielen deutschen Großstädten gewonnen, abgesehen vom niederrheinisch-westfälischen Gebiete, wo das kleine Haus nach altdeutscher Art noch beliebt ist, und bei mancher sonst hochgepriesenen Stadt trifft leider der Satz zu: je kleiner die Wohnung, desto teurer die Miete. Infolgedessen sind viele Bewohner genötigt, so häufig die Wohnung zu wechseln, daß sie — man kann ohne Übertreibung sagen — fast heimatlos werden und dem Gemeinschaftsleben in Stadt und Staat sich entfremden. Dazu kommt, daß bei Wohnungsnot nicht nur die körperliche, sondern auch die sittliche Gesundheit vor allem der Jugend in schwere Gefahren gerät.

Mietskasernen

Es muß also verhütet werden, daß durch die Selbstsucht einzelner Verbände oder Personen das Wohl der Gesamtheit geschädigt, daß der Grund und Boden als bloße Handelsware betrachtet wird. Eine so dichte Anhäufung der Einwohner, wie sie in manchen deutschen Großstädten, namentlich in Berlin, stattgefunden hat, ist auch bei sehr schneller und starker Bevölkerungszunahme nicht etwa naturnot-

wendig — das lehrt die Weltstadt London, wo sogar die hinsichtlich der Wohnungen am ungünstigsten gestellten Stadtviertel nicht so eng besiedelt sind, wie viele Teile des Stadtgebietes in Berlin. Daß im allgemeinen der Wohnungsfürsorge große Bedeutung beigemessen wird, geht aus der umfassenden und segensreichen Wirksamkeit des deutschen Vereins für Wohnungsreform hervor. Durch besondere städtische Beamte werden die Wohnungen in vielen Großstädten dauernd beaufsichtigt, z. B. in Breslau, Dresden, Düsseldorf, Elberfeld und Essen; die in Essen getroffenen Einrichtungen sind in manchen Beziehungen vorbildlich geworden. Ziemlich allgemein wird anerkannt, daß die Wohnungsnot sich erfolgreich nicht nach irgendeiner Theorie, sondern nur durch praktische Maßnahmen bekämpfen läßt, die den örtlichen Verhältnissen angepaßt sind.

Gesundheitspflege

Die im Aufschwung begriffene gemeinnützige Bautätigkeit sucht für die Gesundheit der Großstadtbewohner zu sorgen und ihnen die Freude an der Natur zu erhalten oder zu wecken. Sie verwirft daher das Massenmietshaus und läßt an seine Stelle das Einzelwohnhaus in verschiedener Größe und Einrichtung mit etwas Garten und Acker treten. Dies Ziel ist am sichersten und besten durchzuführen, wenn die Stadtgemeinden nahegelegenes, vom Bodenwucher ganz unberührtes Gebiet als unveräußerliches Baugelände erwerben und nur auf Grund von Erbbauverträgen verpachten. Solches Verfahren schlugen schon im 16. Jahrhundert viele deutsche Städte ein; mit bestem Erfolge wiederaufgenommen hat es in jüngster Zeit zuerst Ulm, und dem Beispiele dieser Stadt sind manche andere gefolgt. Auch durch Errichtung von Hypothekenanstalten haben nicht wenige Stadtgemeinden der mit der baulichen Überlastung des Bodens zusammenhängenden Wohnungsnot, diesem Krebsschaden der Großstädte, gesteuert.

Im allgemeinen geschieht in den Großstädten unzweifelhaft sehr viel für die öffentliche Gesundheitspflege. Eine ihrer wichtigsten, aber auch schwierigsten Auf-

Wasserversorgung

gaben ist die Wasserversorgung. Nach dem Beispiele Englands gingen in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts allmählich alle Großstädte zur Zentralwasserversorgung über, weil die vorhandenen Brunnen infolge des Wachstums der Städte und der Verunreinigung des Bodens weder bezüglich der Menge noch der Beschaffenheit des Wassers befriedigten. Mit oft außerordentlich hohen Kosten legten manche Großstädte musterhafte Wasserleitungen und Badeanstalten an; der ersten großartigen Kanalisation auf dem Festlande erfreute sich Danzig, in anderen Großstädten wurden Versuche mit anderen Systemen der Kanalisation angestellt. Sehr wichtig war es, daß auch die Schlacht- und Viehhöfe wesentlich verbessert wurden. Alle diese und ähnliche Einrichtungen ermöglichen eine zweckmäßigere Ernährung

und größere Reinlichkeit in sämtlichen, auch den ärmsten, Bevölkerungsklassen, so daß die Sterbeziffern in den Großstädten geringer sind als durchschnittlich im ganzen Reiche. Doch des Dichters Wort von den Menschen, „die schwer atmen in dem Qualm der Städte", hat seine Berechtigung noch nicht ganz verloren, denn nicht genügend bekämpft wird in vielen Teilen der Großstädte die Staub-, Rauch- und Rußplage, die der menschlichen Gesundheit und den Pflanzen oft schweren Abbruch tut, unmittelbar oder mittelbar; sie läßt sich, wie die in Hamburg, Stettin und anderen Städten auf Veranlassung eines besonderen Vereins angestellten Versuche bewiesen haben, durch bessere Reinigung und häufigere Heizung wesentlich vermindern. In der Regel aber schweben über den sonst peinlich auf Sauberkeit bedachten Großstädten Massen (man hat sie für das Jahr auf durchschnittlich etwa 1000 Tonnen veranschlagt) von Ruß oder Kohlenstaub und sinken langsam zu Boden, soweit sie nicht vom Winde zerteilt werden. Der Rauch entzieht den Städten das Sonnenlicht in weit höherem Maße als der Laie ahnt, und zwar verursachen die Hauskamine nach den angestellten Untersuchungen bisweilen viel mehr Rauch als die Fabriken, der Qualm der Hausschornsteine ist den Menschen deshalb lästiger, weil er nicht von höheren Luftschichten entführt wird, sondern niedrig über den Häusern hinstreicht. Im allgemeinen begünstigen Rauch und Ruß die Entwicklung von Nebeln, die ihrerseits wieder die schädlichen Bestandteile des Rauches konzentrieren. Damit steht in einem gewissen Zusammenhange der klimatische Unterschied zwischen Großstadt und Land, der sich zu allen Jahreszeiten zeigt, wenn auch oft nur in geringem Maße; an nicht wenigen Wintertagen bietet sich dem Auge draußen vor der Stadt die schönste Schneelandschaft, während die Straßen mit „Matsch" bedeckt sind, der trotz aller polizeilichen Vorschriften nicht immer überall schnell entfernt werden kann und die Schönheit der Großstadt beeinträchtigt.

Staub-, Rauch- und Rußplage

Läßt sich Schönheit überhaupt dem modernen Großstadtganzen nachrühmen? Zwischen den verschiedenen Stadtteilen besteht, wie oben (S. 80) dargelegt worden ist, ein oft sehr in die Augen fallender Gegensatz, weil das Stadtganze jetzt nicht mehr, wie in früheren Zeiten, aus einem einzigen Willen heraus gestaltet werden kann. Sein Gesamteindruck leidet unter dem Gegensatze zwischen einzelnen prächtigen Gebäuden und den Massenmietshäusern in einförmigen schnurgeraden Straßen, und durch das bloße Aneinanderreihen einzelner prächtiger Häuser wird kein wirklich schönes Stadtbild geschaffen, sondern nur dadurch, daß man auf künstlerische Gestaltung ganzer Stadtteile mit ihren Straßenzügen und freien Plätzen bedacht ist. Wie ganz anders wirkte das oft wechselnde Straßenbild im Mittelalter (s. S. 40),

Schönheit der Großstadt

als der Städtebau meist mit recht bescheidenen Mitteln arbeitete und trotzdem Großartiges leistete! Damals gab es solche Unterschiede nicht, wie sie heutzutage z. B. zwischen palastähnlichen Volksschulgebäuden und armseligen Wohnungen der Eltern bestehen, sondern der gute Durchschnitt war Regel, während er jetzt Ausnahme geworden ist. Damit wir also wieder Städteschönheit schaffen und genießen können, muß der Städtebau vor allem das System des nach gleichem Schema erbauten Massenmietshauses aufgeben und im allgemeinen die Gesetze bewußt befolgen, die zum Teil unbewußt die alte Baukunst beobachtet hat. Erfreuliche Anfänge dazu sind bereits gemacht worden. Was aber die einzelnen Stadtteile an und für sich betrifft, so wird ihre Schönheit mancherorten dadurch empfindlich beeinträchtigt, daß Kirchen gänzlich freigelegt und Denkmäler, Brunnen, Kandelaber und kleine Verkehrsbauten, wie Wartehallen, Lichtmasten u. a., in der Mitte eines großen freien Platzes errichtet sind. Über die Freilegung von Gotteshäusern urteilen allerdings, wie über Städteschönheit im allgemeinen, auch Kunstverständige

Freigelegte Plätze

sehr verschieden, doch zweifellos machen auf freigelegten Plätzen, wo sich kein Vergleichungsmaßstab bietet, Kirchen und ähnliche große Gebäude nicht mehr den mächtigen Eindruck, den sie dann erwecken, wenn sie über die nächste Umgebung ebenso emporragen wie ein hoher Bergesgipfel über die Vorberge. Auch die Ansichten über die langen schnurgeraden Straßen lauten verschieden, wenn diese durch ein wichtiges Baudenkmal einen bedeutsamen Abschluß finden, erscheinen sie manchen als ein machtvoll redendes Zeugnis des menschlichen Willens. Den freien Plätzen gereichen unter den vielen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts

Denkmäler

errichteten Denkmälern nur einzelne wirklich zur Zierde, wenn sie nämlich nicht nach dem herkömmlichen Muster mit allegorischen Figuren ausgeführt wurden, wobei hauptsächlich das Roß, nicht der Reiter in die Augen fällt, sondern wenn sie als eigenartige Denkmäler sich auch der Umgebung völlig anpassen, wie es z. B. beim Bismarckdenkmal in Hamburg (Titelbild) der Fall ist.

Von großer Bedeutung für die Schönheit des Stadtbildes ist ferner der Wasserspiegel: er bringt in das unruhige Großstadtgetriebe die Ruhe der Natur. Nur wenige deutsche Großstädte entbehren völlig des auf der Lage am Wasser beruhenden landschaftlichen Reizes, manche besitzen ihn sogar in hohem Grade, z. B. Breslau, Dresden, Hamburg, Köln, Magdeburg, München, Posen, das sich

Brücken

inselartig in Flußgeflechten erhebt. Das Wasser macht den Bau von Brücken notwendig. Wie im Mittelalter, so fügen sich auch in modernen Großstädten manche ungezwungen dem Stadtbilde ein, z. B. in Dresden und München, andere aber verunzieren das Stadtbild, z. B. in Breslau und Köln, weil ihr plumpes

Mauerwerk das Eisenskelett noch dürftiger erscheinen läßt, als es an und für sich ist. Unzweifelhaft unschön sind auch die über sonst herrliche Plätze ausgebreiteten Spinngewebe der oberirdischen elektrischen Leitungen. Mit dem Begriffe Schönheit ist ferner unvereinbar die Musterkarte von Stilblüten, die, wie bereits erwähnt ist, an den Mietskasernen und auch an anderen Gebäuden in manchen Großstädten auffällt. Gerade in diesen Städten wurde offenbar, daß gewaltige technische Fortschritte das künstlerische Empfinden und die Freude an der Kunst beeinträchtigen; das nach dem außerordentlichen wirtschaftlichen Aufschwunge nicht ausbleibende Protzentum vollends hatte eine Verwahrlosung der Künste, vor allem der Baukunst, zur Folge. Man baute drauflos, und weil man einen eigenen neuen Stil nicht erfinden konnte, griff man blindlings auf sämtliche frühere zurück. Stillosigkeit im allgemeinen
Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts kam es dann zu der bereits geschilderten Trennung zwischen Geschäftsstadt und Wohngebiet. Dort, im Mittelpunkte der Stadt, tritt oft ein Mißverhältnis hervor zwischen kleinem Grundriß und hohem Aufriß; im Wohngebiete aber wurden mehr und mehr Landhäuser beliebt: erst da wuchs ein neues Kunstempfinden empor, das besonders der Baukunst zugute kam.

Läßt sich also nach alledem die Schönheit der Großstädte nicht als uneingeschränkt und unangefochten bezeichnen, so wird ihnen in anderen Beziehungen nicht nur von Einheimischen, sondern auch von Fremden unbedingtes Lob gespendet. Vorzüge der Großstadt
„Bei aller Unruhe und Regsamkeit, die in den Straßen der großen Städte herrscht, habe ich innerhalb sieben Monaten keine einzige Stockung erlebt, die allgemeine Fügsamkeit schafft in Deutschland eine bewunderungswürdige Ordnung", so heißt es in den 1906 erschienenen Reiseschilderungen des französischen Journalisten Huret, der zuerst Nordamerika, dann etwa ein Dutzend deutscher Großstädte besucht hat. Im Einklang mit anderen Ausländern rühmt er auch die Sauberkeit in den deutschen Städten, nicht minder die Ehrlichkeit, z. B. im Hamburger Freihafen mit seinen 15000 Arbeitern. Den Gesamteindruck aber, den er von Deutschland erhalten hat, faßt Huret dahin zusammen: es gleicht äußerlich so ziemlich in allem Nordamerika, und in den erstklassigen Hotels der deutschen Großstädte kann man eine geradezu frivole Verschwendung beobachten. Naturgemäß tritt diese Kehrseite unserer in ungeahntem Maße und überraschend schnell erfolgten wirtschaftlichen Entwicklung am deutlichsten in den Großstädten zutage. Der Luxus nahm seinen Luxus
Anfang 1871 nach dem Kriege gegen Frankreich in den Gründerjahren, als ein förmliches Geldfieber vor allem die industriellen Kreise ergriff. Zwar kam es wiederholt zum „Krach" großer Unternehmungen, doch der Rückschlag währte niemals so lange, daß er den einmal herrschend gewordenen Luxus dauernd hätte

aufhalten können. Es kann nicht wundernehmen, daß er sich in der Reichshauptstadt ganz besonders geltend macht, ebenso wie Reklame und „Sensation", zumal abends und nachts, wenn in den taghell erleuchteten Straßen die reichbesetzten Schaufenster prunkvoller Warenhäuser glänzen und Vergnügungsstätten der allerverschiedensten Art locken. Besonders seines Nachtlebens wegen wurde Berlin wohl als förmlicher Sündenpfuhl gebrandmarkt, doch erklärte sich das nächtliche Treiben daraus, daß gerade in der Reichshauptstadt außerordentlich viel vergnügungssüchtige Fremde zusammenströmen, und im Grunde war das Berliner Nachtleben wohl nicht wesentlich anders geartet als das in den übrigen Weltstädten, abgesehen von Wien, das in dieser Beziehung eine Ausnahmestellung von jeher einnahm, und zum Teil auch von München und Dresden.

Wandlung bei Beginn des Weltkrieges

Welche Wandlung aber führte gerade in der Reichshauptstadt der plötzliche Ausbruch des Weltkrieges 1914 wenigstens für einige Zeit herbei! In der Weltstadt fühlten sich Millionen und aber Millionen einmütig durch einen einzigen Gedanken vereint, alle Arbeit richtete sich mit einem Schlage nur auf ein einziges Ziel, zur gemeinsamen Fürsorge traten auch diejenigen Kreise zusammen, die sonst einander ganz fernstehen. Auf amerikanische Beobachter, die sich während der Mobilmachung in deutschen Großstädten aufhielten, machte die unter allen Ständen herrschende Begeisterung und Opferwilligkeit einen viel tieferen Eindruck als die Genauigkeit und die Kraft der militärischen Vorbereitungen — so berichtet die Neuyorker „Evening Post" vom 5. Oktober 1914. Sehr bezeichnend ist, was ein in Berlin wohnender Italiener im „Giornale d'Italia" August 1914 schrieb: „Ich glaubte noch vor wenigen Wochen, daß diese Stadt mehr amerikanisch als deutsch sei, daß das Blut Deutschlands nicht hier pulst, sondern in der Provinz, die schafft, während Berlin zerstört. Das muß ich zurücknehmen.... Wir haben plötzlich ein anderes Berlin, von dem wir keine Ahnung hatten, ein schöneres, größeres, edleres. Jetzt ist es wirklich das Herz Deutschlands, die Hauptstadt des Deutschtums, das alte, vaterlandsliebe Berlin.... Ich begriff, daß die ungeheure materielle Kraft, mit der dies Volk ins Feld zieht, ihre Wurzel hat in der moralischen Kraft." Von solcher Kraft legten die Großstädte im neuen Deutschen Reiche vor dem Beginn des Weltkrieges nur selten öffentlich Zeugnis ab, wohl aber von der besonders hervorzuhebenden Tatsache, daß der Unterschied in der Lebenshaltung der verschiedenen Bevölkerungsklassen während des letzten Menschenalters wesentlich verringert ist, besonders in der Kleidung und in der Nahrung, am wenigsten in der Wohnung. Ein englischer Schriftsteller, der Deutschland aus jahrzehntelanger eigener Anschauung genau kennt, S. Whitman, hebt hervor, daß die außerordent-

liche Entwicklung der deutschen Großstädte nicht nur in der Verschönerung ihres äußeren Bildes, sondern vor allem in dem verhältnismäßig seltenen Vorkommen entwürdigender Armut sich ausdrückt.

Bedeutung der Großstädte für das staatliche Leben

Der Weltkrieg lehrte einmal wieder, welchen Einfluß auf das staatliche Leben die Großstädte ausüben, zumal wenn sie zugleich Landeshauptstädte sind, einen Einfluß, der nicht immer im richtigen Verhältnis zu ihrer Einwohnerzahl und den in ihnen lebendigen sittlichen, geistigen und wirtschaftlichen Kräften steht. Er ist hauptsächlich auf die konstitutionelle Entwicklung im 19. Jahrhundert zurückzuführen, die in den Großstädten ihre schärfste Ausprägung fand. Bei der im modernen Staatswesen herrschenden Zentralisation kommt die Volksvertretung selbstverständlich nur dort zusammen, wo der Sitz der Regierung ist, also in der Landeshauptstadt, die in größeren Staaten zumeist über 100 000 Einwohner zählt. Bei allen wichtigen politischen Fragen richtet sich daher die Aufmerksamkeit des ganzen Landes sehr oft auf eine Großstadt, und auch in Deutschland fiel 1848 und 1849, wie in Frankreich, erst nach Barrikadenkämpfen, z. B. in Berlin, Dresden und Wien, die Entscheidung über den Anteil des Volkes am Staatsleben. Wer in dieser Beziehung irgendeine Veränderung erstrebt oder sonst etwas bei der Regierung erreichen will, muß in der Hauptstadt, also häufig in einer Großstadt, den Hebel ansetzen.

Doch auch aus anderen Gründen üben die Großstädte oft einen verhängnisvollen Einfluß auf die Geschicke des ganzen Landes aus. Weil nämlich Vorgänge von allgemeinem öffentlichem Interesse sich in Friedenszeiten zumeist in der Großstadt abspielen, und weil hier wie in einem Sammelbecken die Nachrichten oder Gerüchte über solche und ähnliche Vorgänge auch von auswärts zusammenfließen, so ist die Tätigkeit der Presse am regsten in den Großstädten. Hier erscheinen vor allem sämtliche großen Zeitungen, gegen die kein noch so gediegenes Provinzblatt aufkommen kann; es sei nur erinnert an den Zeitungsverlag von Scherl und von Mosse in Berlin, DuMont-Schauberg in Köln, Korn in Breslau, Faber in Magdeburg, Knorr & Hirth in München. Sehr viele kleinere Zeitungen erhalten sogar unmittelbar und regelmäßig aus großstädtischen Quellen die fertig zubereitete Speise. In Berlin und seinen Vororten werden täglich etwa 90, außerdem wöchentlich etwa 40 und monatlich 6 politische Zeitungen und Korrespondenzen gedruckt. Diese unbestrittene Vorherrschaft der Großstädte auf dem Gebiete des Zeitungswesens erklärt sich auch daraus, daß wegen der kostspieligen Herstellung das Kapital sich nur dann gehörig verzinst, wenn die Zeitung namentlich wegen ihrer Anzeigen sehr viele Abnehmer findet, und das ist

Die Presse der Großstadt

am leichtesten und sichersten in Großstädten zu erreichen (deshalb siedelte z. B. die Augsburger Allgemeine Zeitung nach München über, als Augsburg noch nicht 100 000 Einwohner zählte). Die großstädtische Presse aber wirkt auf politische Bildung und Gesinnung mächtig ein, ja, sie gängelt und bevormundet unter Umständen die Großstadtbevölkerung in solchem Maße, daß durch deren Vorgehen dem ganzen Volke eine Handlungsweise aufgezwungen wird, gegen die sich viele, und zwar gerade die Einsichtigen und Besonnenen, innerlich sträuben (Beispiele dafür bietet besonders die Geschichte Italiens 1914 und 1915).

Die Sozialdemokratie in der Großstadt

Es ist also von erheblicher Bedeutung, welche politische Richtung bei den Großstadtbewohnern überwiegt; denn eine auch nur einigermaßen gleichartige kann unter ihnen nicht von Bestand sein. Unzweifelhaft hat im allgemeinen stets das Übergewicht eine fortschrittliche Gesinnung; die unruhige, bewegliche, durch stete Zuwanderung oft wurzellos gewordene Großstadtbevölkerung bietet aber auch einen besonders geeigneten Nährboden für sozialdemokratische Bestrebungen, die sich in grundsätzlicher Gegnerschaft gegen die Regierung und den Staat gefallen. Die Neigung zum Widerspruch, die bei dem einzelnen Großstädter in seiner höheren geistigen Durchschnittsentwicklung und seinem selbstbewußten Überlegenheitsgefühl begründet ist, macht sich besonders gern im öffentlichen Leben Luft. Die soziale Unzufriedenheit aber findet sich nicht etwa dort am verbreitetsten, wo die bitterste Armut herrscht, sondern dort, wo der nicht aus der Welt zu schaffende Unterschied zwischen reich und arm am größten ist und am grellsten in die Augen fällt. Nirgends stehen sich nun die sozialen Gegensätze so schroff gegenüber wie in der Großstadt, obgleich hier auf dem Gebiete der sozialen Wohlfahrtspflege ungeahnte öffentliche und private Kräfte sich im allgemeinen segensreich betätigen; eine nachteilige Folge davon ist nur der von der niedrigsten Bevölkerungsschicht nicht selten erhobene Anspruch, stets auf Kosten des Staates und der Wohlhabenden gefüttert zu werden. Zu dieser Schicht gehören Arbeitsscheue und Verbrecher, die mit Recht glauben, in der Großstadt bei ihrem Treiben am wenigsten beobachtet zu sein.

Verschärfung der sozialen Gegensätze in der Großstadt

Verschärft aber werden alle diese sozialen Gegensätze deshalb gerade in der Großstadt oft und leicht, weil die Nerven ihrer Bewohner durch den ununterbrochenen und raschen Wechsel äußerer und innerer, zumeist eng zusammengedrängter Eindrücke schnell reizbar sind. Der durch Zufall zusammengewürfelten Massenansammlung von Großstädtern zumal in der Hauptstadt können dann geschickte Agitatoren leicht einreden, sie vertrete das ganze Volk, und ihr Dünkel sei Vaterlandsliebe, ihre Begehrlichkeit sei sittliche Pflicht. „Eine Mehrheit, die einmal angelogen ist, will oft weiter angelogen werden und hebt immer neue Lügner auf

den Schild." Befindet sich unter der Mehrheit nun gar die Hefe des Volkes, die nichts, auch keine Heimat und kein Vaterland, zu verlieren hat, so gewinnen die bösen Neigungen leicht die Oberhand: der Sturm wird schnell entfacht und tobt sich in Gewalttaten aus. Einer solchen auf schlechten Wegen befindlichen johlenden und widersetzlichen Masse aber entgegenzutreten, dazu gehört ein Mut, den nur wenige Menschen besitzen. Die Sozialdemokraten haben es verstanden, durch Massenversammlungen in Großstädten die Unzufriedenheit und Begehrlichkeit der „Genossen" rege zu erhalten, ohne Rücksicht auf die den Unternehmern und der ganzen bürgerlichen Gesellschaft durch die Sozialgesetzgebung auferlegten bedeutenden Geldopfer. Die Tätigkeit der Fabrikherren und sonstigen Arbeitgeber vermag auch der großstädtische Arbeiter selten zu würdigen, und ebenso selten erkennt er, weshalb der Unterschied zwischen arm und reich nicht aus der Welt zu schaffen ist, jedenfalls kann er den Gegensatz nicht ohne Neid ertragen, gerade in den Großstädten nicht. Denn diese haben jetzt wiederum die Führung erlangt im wirtschaftlichen und geistigen Leben des Volkes. Alles, was Deutschland 43 Friedensjahre hindurch geschaffen hat in Technik und Industrie, in Wissenschaft, Kunst und Handwerk, alles dies tritt in den Großstädten am deutlichsten und am prächtigsten in die Erscheinung. Eine Blüte, wie sich ihrer die deutschen Städte im 15. und 16. Jahrhundert erfreuten, bereitete sich offenbar zum zweitenmal und in weit größerem Maßstabe vor, als der Weltkrieg 1914 vor allem durch Englands Neid und Anmaßung entfacht wurde.

Die Großstadtverwaltungen während des Krieges

Während dieses Weltkrieges traten an die ohnehin so vielseitigen Großstadtverwaltungen völlig neue Aufgaben heran, über die keinerlei Erfahrungen vorlagen, denn der Feldzug gegen Frankreich 1870 und 71 war im Vergleich zum Weltkriege — man darf sagen: ein Kinderspiel gewesen. Diese Aufgaben sind um so schwieriger zu lösen, weil die Großstädte durch den Krieg wesentliche Ausfälle an Einnahmen aus Steuern und Betriebsüberschüssen erleiden, so daß die Steuerzuschläge 1916 in manchen Orten um 25 bis 30 v. H. erhöht worden sind. Seit August 1914 handelte es sich um Mittel zur Unterstützung von Familien über die Mindestforderungen des Reichsgesetzes hinaus, wobei ein verschiedenes Verfahren eingeschlagen wurde: entweder gewährt man Zuschläge nach Prozenten oder feste Sätze, je nach der Größe der Familie und dem Alter der Kinder, ferner handelte es sich um Kreditgewährung im weitesten Sinne, z. B. um Mietsdarlehnskassen, um Fürsorge für Arbeitslose, um Speisung Bedürftiger, seit 1915 auch um Beschaffung von Lebensmitteln. Eine Anzahl von Großstädten hielt es für ihre Pflicht, freiwillig einen gewissen Notbedarf der wichtigsten Nahrungsmittel

auf Lager zu nehmen. Als es sich später um die Verteilung der Vorräte handelte, haben die Städte diese ganz neue volkswirtschaftliche Aufgabe zumeist binnen weniger Wochen vollständig gelöst, aber nicht etwa in derselben Weise, was für die deutsche Selbstverwaltung sehr bezeichnend ist. Bei der Inangriffnahme dieser und ähnlicher Aufgaben hat wohl keine Großstadtverwaltung versagt, manche aber haben Außerordentliches geleistet, beträchtliche Geldmittel aufgewendet (das Kapital der Kriegsgetreidegesellschaft wurde innerhalb sehr weniger Tage zu zwei Fünfteln von den Großstädten aufgebracht) und den Beweis geliefert, daß infolge der Entfaltung des Wirtschaftslebens neben der Staatstätigkeit die Selbstverwaltung gerade in Zeiten der Gefahr unentbehrlich ist. Im Kampfe gegen den englischen Plan, Deutschland auszuhungern, sind die Großstadtverwaltungen starke Stützen des Staates gewesen.

Verschiedenheit des Stadtbildes in Nord- und in Süddeutschland

Am Schluß dieser allgemeinen Schilderungen sei auf den in der Bodengestaltung begründeten, durch die Römerzüge verschärften Gegensatz zwischen Süd- und Norddeutschland, von dem bereits wiederholt (z. B. S. 56) die Rede war, nochmals hingewiesen. Mit ihm hängt der schon bei flüchtiger Beobachtung in die Augen fallende Unterschied zusammen, der zwischen dem Großstadtbilde in mancher Hinsicht — Bahnhöfe, Warenhäuser und ähnliche öffentliche Gebäude müssen außer Betracht bleiben — in höherem oder geringerem Maße besteht. Er erklärt sich, da Natur und Kultur wie Landschaft und Volkstum sich gegenseitig beeinflussen, nicht allein äußerlich aus der landschaftlichen Lage der Stadt und aus der Art des in ihr am häufigsten verwendeten Baustoffes, der gewissermaßen die Sprache der Heimat redet, sondern auch aus dem künstlerischen Empfinden, überhaupt aus dem Charakter des Volksstammes. Dieser ist im Norden anders geartet als im Süden; die Grenze verwischt sich am meisten längs den Rheinufern. Jene Verschiedenheit des Stadtbildes tritt nicht nur bei einzelnen Gebäuden, sondern auch beim Stadtplan im großen und ganzen hervor, je nach der Bodengestaltung; Stuttgart oder Elberfeld-Barmen, im hügeligen Gelände gelegen, weisen viel weniger regelmäßige Straßenzüge auf als Karlsruhe oder Mannheim, deren Anlage in genau abgemessener Form bereits hervorgehoben worden ist; aus alter Zeit sei die 1253 gegründete Neustadt Posen erwähnt, wo jeder Baublock acht Hausbreiten umfaßte. Auch München zeigt im allgemeinen einen regelmäßigen Grundriß, weil etwa im Mittelpunkte der Stadt, am heutigen Marienplatz, eine von Osten nach Westen führende Hauptstraße sich ungefähr rechtwinklig mit einer von Süden nach Norden gehenden schneidet. Was ferner die Baustoffe betrifft, so fehlt in der Tiefebene des Nordens und auf der schwäbisch-bayrischen Hoch-

fläche der Sandstein, durch dessen Benutzung dem Stadtbilde eine gewisse Zierlichkeit verliehen wird, wie sich z. B. in den Rhein- und Maingegenden zeigt. Die namentlich im bruchsteinarmen Osten Deutschlands aufgeführten Backsteinbauten dagegen erwecken den Eindruck des Ernsten, Massigen und Schweren, um so mehr, da im Mittelalter die Ziegel viel größer und gewichtiger waren als heutzutage. Seitdem durch die neuen Verkehrsmittel schnell und ohne große Kosten alle Baustoffe weithin geschafft werden, ist der auf ihrer Verwendung beruhende Unterschied im Stadtbilde wesentlich verringert. Als recht bezeichnende Beispiele für kirchliche Backsteinbauten können gelten die Marienkirche in Lübeck und die in Danzig, die Elisabethkirche in Breslau und die Frauenkirche in München, alle vier kraftvoll und in mächtiger Ausdehnung emporragend; diese Wirkung erzielen unter den weltlichen Backsteinbauten am eindrucksvollsten Rathäuser mit breiter Fassade und hochstrebendem Giebel, wie das in Augsburg und das in Posen (um 1550 erhielt der mächtige Renaissancebau seine Hauptgestalt). Hier, im Kolonialande des Ostens, galt es einst ganz besonders, Wachsamkeit und Stoßkraft zu bewähren und zu bewahren, daher sind hier den mit außerordentlich starken Mauern emporstrebenden Rathäusern Glockentürme aufgesetzt als Warten zur Beobachtung des Feindes. Wenn er drohte, Geschütz auffahren zu lassen, so antwortete der Rat mit stolzer Gelassenheit: „Dann werden die Glocken läuten!" Jener Eindruck des Ernsten, den besonders Backstein-, in geringerem Maße auch Fachwerkbauten erregen, wird an Wohnhäusern durch Holzverzierungen (s. S. 42) gemildert, die sich am häufigsten und am mannigfaltigsten in Niederdeutschland, weit seltener im Süden finden, besonders schön z. B. am Kammerzellischen Hause in Straßburg. — Die ganze Bauart der Wohnhäuser und ihr Verhältnis zur Straße läßt oft deutlich den durch die Natur des Landes beeinflußten Volkscharakter erkennen. Zu Gesprächigkeit und sorgloser Offenheit neigen im allgemeinen die Bewohner Mittel- und Süddeutschlands, zu Ernst und Wortkargheit die Norddeutschlands; hier sind daher die Häuser mehr nach innen gewandt, dort mehr nach der Straße zu. Die Laubengänge (s. S. 41) fehlen im Norden fast gänzlich.

Backsteinbauten

Holzverzierungen

Schon diese kurzen, nur die Hauptpunkte berührenden allgemeinen Ausführungen können beweisen, daß die deutschen Großstädte kein einförmiges Bild gewähren, sondern sich durch kulturelle Mannigfaltigkeit auszeichnen — die einzige segensreiche Folge unserer so lange herrschenden staatlichen Zersplitterung. Im neuen Reiche aber schätzt und schützt der Deutsche auch das kraftvolle Gedeihen des Ganzen. Jene Mannigfaltigkeit des kulturellen Sonderlebens, die sich mit

Kulturelle Mannigfaltigkeit

der nötigen Einheit des Reiches wohl verträgt, soll nun näher veranschaulicht werden durch sechs Einzelschilderungen, die nach allen Richtungen hin die Eigenart und Bedeutung von sechs Großstädten klar erkennen lassen: der Residenzen Berlin (auch im Vergleich mit der österreichischen Kaiserstadt), München und Dresden, in denen Kunst und Industrie eine große Rolle spielen, sodann der Handelsstädte Hamburg, Köln und Leipzig, die auch für das geistige Leben nach verschiedenen Richtungen hin sehr wichtig sind.

Vor diesen Einzelschilderungen scheint jedoch ein Rückblick und Ausblick zum Abschluß des allgemeinen Teiles erforderlich zu sein.

Rückblick und Ausblick

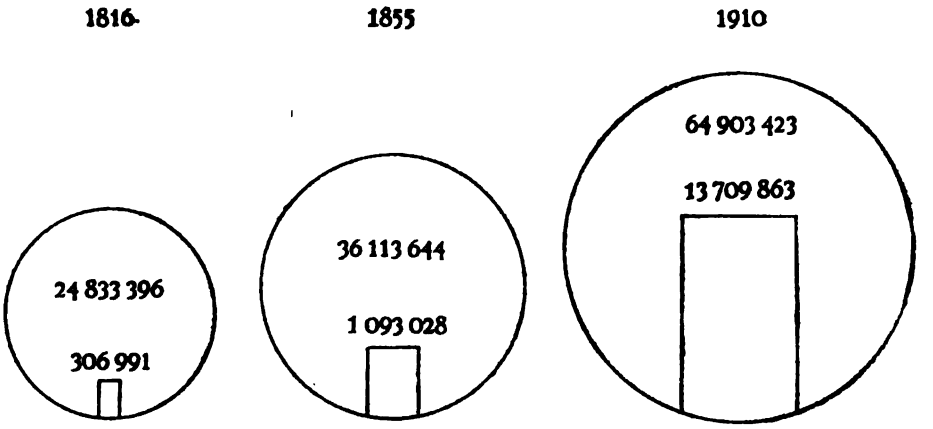
Die Deutschen kannten im Beginn ihrer Geschichte, als das Land im allgemeinen schwach und sehr ungleich bevölkert war, keine Städte außer den von den Römern gegründeten, und bewahrten viele Jahrhunderte lang eine Abneigung gegen größere Ortschaften; noch im elften Jahrhundert gab es in Deutschland nur sehr wenige und nur sehr kleine Städte. Unter den Nachwirkungen der Kreuzzüge entwickelte sich das städtische Leben rasch, doch blieb die Einwohnerzahl auch der größten Städte nach unseren Begriffen zumeist gering, Land und Stadt beharrten stets im Gleichgewicht, bildeten eine Einheit und ergänzten, förderten und kräftigten sich gegenseitig. Mit dem 17. Jahrhundert begann ein lang andauernder Beharrungs-, zum Teil sogar Erstarrungszustand. Erst im neuen Deutschen Reiche wuchsen durch den wirtschaftlichen Aufschwung, auf den Deutschland stolz sein darf, die Großstädte schnell und gewaltig an, namentlich in den Industriebezirken; die Reichshauptstadt schwang sich sogar zu einer Weltstadt empor, die den Vergleich mit Paris und London nicht zu scheuen braucht. Die Blüte der Großstädte schreibt man in der Regel hauptsächlich der Tatkraft der Bürger oder dem Weitblick der Herrscher oder beiden Eigenschaften vereint zu, daneben jedoch gab namentlich in früheren Zeiten oft die Gunst der natürlichen Verhältnisse den Ausschlag. Die Lage am Elbstrom z. B., der seit Jahrhunderten die Mittellinie des Reiches bildet, trug ganz besonders zum Aufblühen Hamburgs bei. Neben der günstigen Lage kommt für den Aufschwung einer Großstadt ihre Bedeutung im Staatsleben in Betracht: diese erleichtert es ihr, sich zum Knotenpunkt des Verkehrs zu machen – Berlin und München beweisen es deutlich. Eine scharfe Scheidung nach natürlichen Entwicklungsbedingungen läßt sich, wie der allgemeine Überblick gezeigt hat, bei den Großstädten nicht durchführen.

Späte Entwicklung des städtischen Lebens

Begünstigende Umstände für das Aufblühen der Großstädte

Deutschland zählte am 1. Dezember 1900: 56367178, 1905: 60641489, 1910: 64903423 Bewohner. In welchem Verhältnis zur Gesamtbevölkerung auf dem Gebiete des Deutschen Reiches seit 1816 die Großstadtbevölkerung gewachsen ist, das können folgende drei Figuren veranschaulichen, in denen der durch Rechtecke eingenommene Raum das Wachstum der Großstädte verdeutlicht.

Verhältnis der Großstadt- zur Gesamtbevölkerung



Abſturz der Geburtsziffer

Wie wird das Bild in Zukunft ſich geſtalten? Dieſe Frage drängt ſich gerade jetzt gebieteriſch auf. Kein Kulturvolk hat während der letzten vierzehn Jahre ſolch jähen Abſturz der Geburtsziffer im Verhältnis zur Einwohnerzahl erlebt wie wir: die Geburten ſanken um 75 v. H. raſcher als die Sterblichkeit. Im Jahresdurchſchnitt wurden auf 1000 Einwohner von 1871 bis 1880 geboren: 40,7, von 1881 bis 1890: 38,2, von 1890 bis 1911: 29,5 (im europäiſchen Rußland etwa 45, in Frankreich 20). Da gleichzeitig die Sterblichkeit von 26 auf 14 ſank, ſo nahm die Bevölkerung an und für ſich noch nicht ab. Wenn nun das, was Tacitus von den Germanen ſeiner Zeit berichtet: „Gute Sitten gelten bei ihnen mehr als gute Geſetze", den Deutſchen des 20. Jahrhunderts wird nachgerühmt werden können, und wenn dann die Geburtenziffer wieder die Höhe erreicht, die ſie vor ein bis zwei Menſchenaltern hatte, ſo wird trotz der entſetzlichen Verluſte im Weltkriege Deutſchlands Einwohnerzahl nach einiger Zeit von der 70. Million nicht ſehr weit entfernt ſein. „Menſchen ſind der beſte Reichtum", doch nur körperlich und geiſtig tüchtige, denen es weder an Arbeitskraft noch an Arbeitsluſt gebricht. Ob ſolche unter der Bevölkerung des Reiches vorwiegen oder nicht, davon hängt deſſen Machtſtellung ab. Schreitet die Großſtadtentwicklung ähnlich fort wie in dem Jahrzehnt vor dem Weltkriege, ſo nehmen unzweifelhaft die Proletarier zu, nicht aber die körperlich Leiſtungsfähigen. Alljährlich nämlich ergibt ſich bei den Aushebungen, daß die Zahl der zum Heeresdienſt tauglichen Großſtädter verhältnismäßig beträchtlich hinter derjenigen der Landbevölkerung zurückbleibt. Im Beginn des 20. Jahrhunderts ſtellten für ein nach Maßgabe der Bevölkerung berechnetes Soll von 100 Militärtauglichen die Gemeinden unter

Untauglichkeit vieler Großſtädter zum Heeresdienſt

2000 Einwohnern 114, die mittleren Städte 83, die Großstädte 65, und von den Eltern der Militärtauglichen stammten 74,9 v. H. vom flachen Lande, 1,6 aus den Großstädten. 1913 wurden 57 v. H. vom Lande, 43 v. H. aus der Stadt ausgemustert; dabei wohnten drei Fünftel der Gesamtbevölkerung in Städten. In den östlichen Provinzen waren 1904 bis 1908 etwa 35 v. H. untauglich zum Heeresdienst, im Ersatzbezirk Berlin dagegen 65 (im Osten der Stadt fiel 1915 die große Zahl der Nichtausgehobenen auf). Diesem am nächsten stand der Ersatzbezirk Hamburg-Bremen.

Ist nun ein fortgesetztes Zusammendrängen der Bevölkerung in Großstädten, worauf manche Behörden voll Stolz auf die zunehmende Einwohnerzahl durch Eingemeindungen förmlich hinarbeiten, etwa in irgendeiner Beziehung notwendig? In Städten mit weniger als 100 000 Einwohnern können, wie die geschichtliche Entwicklung bis auf die Gegenwart lehrt, alle berechtigten Kulturbedürfnisse jeder Art vollauf befriedigt werden, und in unserer Zeit lassen die vielen Verkehrsmittel auch in abgelegene Kleinstädte die Flutwelle der verschiedensten geistigen Anregung strömen oder erleichtern es selbst den Hinterwäldlern, die nächste Großstadt aufzusuchen. Ein weiteres Anwachsen der Großstädte aber wird, wie die eben angeführten Zahlen beweisen, für die Wehrfähigkeit sehr bedenklich, nicht bloß an und für sich, sondern weil es mit starker Abwanderung vom Lande verbunden ist. Abwanderung vom Lande Ohne eine solche nämlich, allein auf den eigenen Nachwuchs angewiesen, würden die Großstädte nicht einmal sich auf der erreichten Bevölkerungsziffer behaupten können; eine in die Großstadt verpflanzte Arbeiterfamilie stirbt durchschnittlich in der vierten Generation aus. Die Großstädte sind also auf die Einwanderung von Landbewohnern und Kleinstädtern angewiesen, und diese bedeuten oft einen Gewinn auch für das geistige und seelische Leben der Großstädte; denn nicht in deren lärmender Massenwirkung, wohl aber in der Stille der Kleinstadt und des Landes entfaltet sich die Eigenart der Einzelpersönlichkeit während der Jugendjahre. Fast alle, die für die Entwicklung der Großstadtkultur Bedeutendes leisteten, sind nicht in einer Großstadt geboren.

Der Zustrom vom Lande aber wird mit der Zeit spärlicher, einen ewig sprudelnden Jungbrunnen bildet der Bauernstand für die Großstädte nicht. Denn deren Unsitten dringen auch aufs flache Land, besonders die verhängnisvolle Beschränkung der Geburten. Die Heiratslust pflegt zwar im allgemeinen auf dem Lande größer zu sein als in der Stadt, weil hier den Mädchen sich viel mehr Erwerbsmöglichkeiten bieten und die Lebensbedingungen für Ledige angenehmere sind als auf dem Lande. Seit 1903 aber nähert sich der Rückgang der Geburten

in den Dörfern allmählich dem in den Städten. Hier entfielen auf 1000 weibliche Personen im Alter von 15 bis 45 Jahren 160 Geburten in der Zeit 1876/80, 117 in der Zeit 1906/10, für das flache Land sind die entsprechenden Zahlen 182 und 168. Was lockt nun eine so beträchtliche Zahl von Landbewohnern in die Großstädte? Außer den mannigfachen Erwerbsgelegenheiten besonders die Genüsse und Annehmlichkeiten, daneben noch anderes, mancher Bauernsohn z. B., der in „des Königs Rock" die Großstadt kennengelernt hat, hält eine Schaffner- oder Dieneruniform für viel vornehmer als die Jacke, die er hinter dem Pfluge trägt, zieht diese also aus und begibt sich in die Großstadt, bald folgt dann die Dienstmagd nach. Zu den das flache Land Verlassenden aber gehören nicht wenige durch geistige Begabung und Willenskraft Ausgezeichnete. Unter dem Einflusse großstädtischen Lebens geben sie dann die ländlichen Gebräuche bald auf, lösen sich oft von der Kirche und büßen, die Frauen an Fruchtbarkeit, die Männer an Kraft, bedeutend ein. Auf diesem physischen Gebiete liegen hauptsächlich die Nachteile der übertriebenen Verstadtlichung, die das flache Land entvölkert und ihm das Mark aussaugt. Der Verfall der Landwirtschaft aber bedeutet, wie der Weltkrieg aufs eindringlichste geoffenbart hat, eine schwere Gefahr für unseren staatlichen Bestand, weil ein wesentlicher Teil der Volkskraft auf einer zahlreichen leistungsfähigen Dorfbewohnerschaft beruht.

Anziehungskraft der Großstädte

Bedeutung der Landwirtschaft

Ackerfurche und Asphaltpflaster, Land und Stadt, Pflege des Gemüts, die durch das Leben in der freien Natur, und Ausbildung des Verstandes, die durch das Wirken und Schaffen in den Großstädten bei den meisten Menschen unzweifelhaft gefördert wird — beides ist für die Zukunft unseres Volkes und Reiches von sehr großer Wichtigkeit, Arbeit und Freuden des Landes dürfen keinesfalls geringer geachtet werden als die der Stadt. Am Baume der Kultur bilden die Großstädte die Früchte, das flache Land und die kleinen Gemeinden den Nährboden und die Wurzeln, werden diese nicht gehörig gepflegt, so trägt der Baum keine oder nur schlechte Früchte. Damit nun das flache Land ein möglichst ergiebig sprudelnder Jungborn des Volkes bleibt, ist den dort in jüngster Zeit durch das stürmische Anwachsen der Großstädte hervorgetretenen Schäden entgegenzuwirken. Vor allem darf keine Unterernährung fortdauern. Sie besteht zum großen Teil im verringerten Gebrauch von Milch, der von 1890 bis 1900 für die Person und das Jahr von 115 Liter auf 54 zurückging, während er in einer Anzahl von Großstädten 1896 bis 1903 von 93 auf 115 Liter stieg. Ferner lassen auf dem Lande Reinlichkeit und Trinkwasser oft mehr zu wünschen übrig als durchschnittlich in den Großstädten, und auch um die Sittlichkeit ist es in den

Dörfern durchaus nicht immer zum besten bestellt, obschon es dort nicht so viele und so verschiedenartige Verlockungen gibt wie in den Großstädten. Über diese jedoch in Bausch und Bogen den Stab zu brechen, wäre sehr einseitig; man muß vielmehr die Spreu vom Weizen sondern. Die Verfeinerung des äußeren Lebens geht allein von den Großstädten aus, sie bergen vieles von dem Besten, was ein Volk leistet, und in ihnen vereinigen sich alle wirtschaftlichen, geistigen und staatlichen Strömungen, so daß ihre Bevölkerung nach Herkunft und Beruf mit der gesamten Lebensentfaltung des Volkes in überaus dichter Verästelung zusammenhängt. Unzweifelhaft muß auch ferner in Handel und Industrie ein gut Teil unserer Volkskraft sich betätigen. Daß sie aber durch das Zusammenpferchen in Großstädten nicht gemindert wird, darauf ist mit allen Mitteln hinzuarbeiten. So nahe sich Industrie und Stadt berühren, immer gehören sie nicht mit unbedingter Notwendigkeit zusammen, vielmehr können, wenn die betreffenden Waren ausschließlich oder doch vorwiegend handwerksmäßig herzustellen sind, manche Industrien mit Hilfe der Überlandzentralen auf das flache Land verlegt werden, wo sie nicht nur billigere Arbeitskräfte, sondern auch wohlfeileren Grund und Boden finden, zudem geringere Steuerlasten zu tragen haben. Möglichst zu dezentralisieren, das ist eine Hauptaufgabe der nächsten Zukunft, damit nicht unsere Wehrfähigkeit durch das Anschwellen der Großstadtbevölkerung zurückgeht, und vor dieser Aufgabe muß jede Rücksicht auf kapitalistischen Unternehmergewinn schwinden. Auch aus sozialen Gründen (vgl. S. 95) gilt es, Mittel und Wege zu finden, die Anhäufung von Arbeitern in Großindustriestädten zu verringern oder ganz zu hemmen.

Bedeutung der Großstädte

Dezentralisation

Ferner ist es Pflicht der für die Ausgestaltung einer Großstadt Verantwortlichen, sich stets dessen bewußt zu bleiben, daß jede Großstadt einen Organismus bildet, dem alles Schematische und Willkürliche fremd ist; damit er in jeder Beziehung lebenskräftig bleibt, sind ihm die günstigsten gesundheitlichen Bedingungen zu sichern auch in den Hinterhäusern und Höfen, nicht zu vergessen einen möglichst umfangreichen und nahen Wald- und Wiesengürtel mit vielen Spielplätzen für die Jugend.

Gesundheitspflege

Die Erkenntnis endlich, daß ohne die Sicherheit und die Wohlfahrt des Reiches die Großstädte nicht gedeihen, muß alle ihre Bewohner durchdringen, so wie es zuerst im August 1914 der Fall war wohl auch bei denjenigen, die bis dahin bewußt oder unbewußt gegen den Bestand des Reiches geeifert hatten. Vor dem Weltkriege herrschte zwischen manchen Teilen der Großstadtbevölkerung äußere und infolgedessen auch innere Entfremdung. Diese räumliche und geistige Kluft zu

Nationale Pflicht der Gebildeten und Besitzenden

überbrücken, soweit es überhaupt geschehen kann (immer wird es namentlich unter den Großstadtbewohnern gerechte und ungerechte, zufriedene und unzufriedene, arme und reiche geben), das müssen besonders die Gebildeten und Besitzenden als ihre Pflicht betrachten. Gerade sie müssen durch planmäßige Veranstaltungen vor allem auf die schulentlassene Jugend einwirken, damit möglichst viele Staatsbürger auch in den Arbeitervierteln der Großstädte nicht nur in Zeiten der Gefahr das Vaterland nicht im Stich lassen, sondern dauernd alle wichtigen nationalen Pflichten auch ohne Zwang erfüllen.

Einzelschilderungen

1. Berlin

Berlin war ursprünglich nicht ein Orts-, sondern ein Gattungsname, der höchstwahrscheinlich Sandboden bedeutet (nach einer anderen Erklärung Wehr oder Damm), unzweifelhaft aber gar nicht mit dem Beinamen des askanischen Markgrafen Albrecht „des Bären" zusammenhängt, obschon Berlins Wappen einen Bären zeigt. Der Ort ist mit dem älteren wendischen Fischerdorf Kölln vereinigt worden. Wohl sicher weist das wendische Wort Kollne auf Sumpf hin, vielleicht auf einen von Sumpf umgebenen Hügel. Es klingt an den Namen der berühmten rheinischen Stadt an, ob jedoch etwa dieses Gleichklanges wegen die deutschen Ansiedler Kollne in Kölln umgelautet haben, das läßt sich nicht nachweisen. Ziemlich sicher also bezeichnet der Doppelname Berlin-Kölln ein ungemütliches Durcheinander von Sumpf und Sand, so viel Sand, daß die Gegend als „Streusandbüchse des Heiligen Römischen Reiches" verhöhnt ward. Goethe spottete über „Musen und Grazien in der Mark", und diese Gegend ist noch jetzt bei manchen verschrien, obschon sich unser Naturgefühl doch wesentlich gewandelt hat. Wir denken anders über die Heimat des Berliners, nachdem uns die Schriften eines Alexis und Fontane sowie die Gemälde eines Leistikow den Reiz der Heideseen mit ihren sturmzerzausten knorrigen Kiefern und riesigen Eichen kennen und lieben gelehrt haben.

Bedeutung des Namens

Die für die Entwicklung eines Verkehrsmittelpunktes ausschlaggebenden Vorteile der natürlichen Lage, die bei Paris und London auf den ersten Blick einleuchten, lassen sich auch bei Berlin sicher nachweisen. An einer Stelle, wo die schon wasserreiche Spree ohne starke Strömung sich in zwei Arme teilt, also eine Insel bildet, wird der Übergang über den Fluß sehr erleichtert, gewissermaßen eine natürliche Brücke ist vorhanden, und es kommt allmählich ganz von selbst zu einer Warenniederlage. Die Flußgabelung nämlich zwingt nicht nur den Ladeverkehr zu wiederholter Rast, sondern nötigt auch wohl den Schiffer wegen der beengten Durchfahrt zum Aufenthalt. Nach der allerwahrscheinlichsten Annahme ist aus solcher Fährstelle und Warenniederlage am rechten Ufer Berlin als Brückenort und Kreuzungspunkt wichtiger Wasser- und Landstraßen erwachsen, während Kölln auf einer Spreeinsel entstand. Sicheres indes hat die Forschung bisher nicht

Anfänge Berlins

festgestellt: die Geburtsstunde der Schwesterstädte ist in undurchdringliches Dunkel gehüllt. Jedenfalls besaß Berlin, das 1244 zuerst urkundlich erwähnt wird, schon früh eine Brücke, den jetzigen Mühlendamm, und sicherte sich das Stapelrecht (s. S. 22), also ein Vorkaufsrecht, genoß auch, wie Kölln, in der ganzen Mark Zollfreiheit, und dadurch erlangte die Doppelstadt für den Durchfuhrhandel eine Bedeutung, die sich bis zur Ostsee erstreckte. Vor Kölln am linken Ufer hatte Berlin die freiere Lage und die größere Nähe fruchtbaren, auch für Weinbau geeigneten Bodens voraus.[1]

Bedeutung für den Handel

Nach Berlin zogen daher mehr Ansiedler als nach Kölln, im 12. Jahrhundert waren es hauptsächlich Sachsen und Friesen, später kam Zuzug aus allen deutschen Gauen. In ähnlicher Weise, wie im 19. Jahrhundert die amerikanischen Städte entstanden sind, ist im 12. Jahrhundert Berlin eine Kolonialstadt geworden, und seitdem hat keine andere deutsche Stadt solche Anziehungskraft ausgeübt, ist so sehr durch Zuzug gewachsen und birgt so viele fremde Elemente in sich wie Berlin, den Kern seiner Bevölkerung aber bilden niedersächsische und niederrheinische Einwanderer, wie noch heute aus der Sprache, z. B. aus dem Gebrauche des ſ statt des g, hervorgeht. Gehören Auswanderer gewöhnlich der Hefe des Volkes an? Die Geschichte aller Zeiten lehrt, daß auch die Besten, die Überzeugungstreuesten der Heimat den Rücken wenden. Viele tüchtige Leute waren unter denen, die seit dem 12. Jahrhundert gen Osten ins Slawenland zogen, willensstarke Menschen, manche von ihnen standen allerdings zu Hause nicht im besten Rufe. Nur durch einigend wirkende Arbeit, Gefahr und Not wurden alle die verschiedenen Elemente verschmolzen, solche Mischbevölkerung kommt nicht recht zur Ruhe des geistigen und künstlerischen Genusses und findet darum gar nicht oder erst spät schöne Lebensformen. Aber sie wird durch Arbeit und Not zähe, praktisch, unternehmungslustig und tatkräftig, dabei duldsam gegen das Fremde, liberal in gutem wie in schlimmem Sinne.

Mischbevölkerung

Sehr wechselvolle Schicksale sind der Handelsstadt Berlin-Kölln beschieden gewesen, ihre günstige Verkehrslage war wohl besonders die Veranlassung, daß sie zur Residenz erwählt wurde, wodurch sich die wirtschaftliche Kraft und geistige Bedeutung der bisherigen Bürgerstadt allmählich hob. Die Vorteile der natürlichen Lage traten längere Zeit in Berlins Geschichte zurück hinter seiner Stellung als Residenz und wurden erst dann völlig ausgenutzt, seitdem der Staat 1866

Wechselvolle Schicksale bis 1640

[1] Um die Mitte des 16. Jahrhunderts besaßen die vereinigten Städte Berlin und Kölln 70 Weinberge und fast 30 Weingärten, aus deren einem 1595 volle 96 Tonnen erzielt wurden; noch heute gibt's einen Weinbergsweg in Berlin.

sich mehr und mehr um die Hauptstadt zusammenschloß. Wie der ganzen Mark, so erstand Berlin ein Retter und Erneuerer aus den Nöten des Dreißigjährigen Krieges im Großen Kurfürsten. Ihm verdankt Berlin den Ursprung seiner heutigen Größe. Er begründete außerhalb der Mauern 1647 die im Grundriß schachbrettartig gestaltete Dorotheenstadt durch Anlage der Straße Unter den Linden und schuf dann seit 1660 diejenige Umwallung, die noch jetzt deutlich erkennbar die Altstadt und die Vororte trennt. 1648 wohnten etwa 6000 Menschen in Berlin. Der Große Kurfürst führte dann viel frisches Blut an die Spree, außer Holländern namentlich die Franzosen, und um 1700 zählte die Hauptstadt etwa 25000 Einwohner, deren vierten Teil die Refugiés ausmachten. Zunächst lebten diese meist abgeschlossen für sich und hatten bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts völlige Selbstverwaltung mit eigenen Behörden (noch jetzt gibt es ein Französisches Gymnasium und eine Französische Straße). Die vornehmen und gebildeten Berliner kamen den französischen Edelleuten und Gelehrten sofort freundlich entgegen, und deren größere Beweglichkeit und Lebhaftigkeit wirkte auf die bedächtige Art der Norddeutschen vorteilhaft ein. Die Gewerbetreibenden aber sahen lange scheel auf die Refugiés als auf Konkurrenten und erkannten erst allmählich die Nutzbarkeit mancher französischer Industrien, namentlich der Herstellung gewirkter Wandteppiche, der Gärtnerei, der feineren Bekleidungsindustrie und der Goldschmiedekunst. Die Seidenfabrikation geriet nach glücklichen Anfängen ins Stocken, weil die Maulbeerbäume in der sandigen Mark nicht gediehen; die Franzosen verglichen diese Gegend mit dem Lande der Moabiter, und daher wird ein Stadtteil noch jetzt Moabit genannt. Die Nachkommen der Refugiés haben ihrem neuen Vaterlande redlich gelohnt durch die Hebung der inneren und äußeren Kultur; der schon erwähnte Fontane hat „dem wirren Volksgemengsel des großen Emporkömmlings" Berlin als Gegengewicht die Heimatkunst geschaffen, und das gewaltig vorwärtsstrebende Fabrikantentum Berlins geht zum bedeutenden Teil auf die französischen Emigranten zurück.

Bedeutung des Großen Kurfürsten

Einwanderung von Franzosen und ihre Bedeutung

Unter dem ersten Könige kam als neuer Stadtteil die Friedrichstadt zu den vier bestehenden, seit 1709 aber blieben alle fünf unter einem Magistrat vereinigt; das so vergrößerte Berlin zählte 57000 Einwohner, und die Prachtliebe des Herrschers kam natürlich der Residenz, die zum Teil noch einen sehr ländlichen Charakter trug, am meisten zugute. Aber es lag nichts Gesundes in der schnellen Entwicklung der Hauptstadt. Ein Glück also war es, daß 1713 auf den Sonntagskönig ein Werktagsherrscher folgte, Friedrich Wilhelm I. Er legte die alten Wälle zum Teil nieder und zog den neuen Ring, dessen Verlauf noch jetzt

Entwicklung unter Friedrich I.

unter Friedrich Wilhelm I.

deutlich erkennbar ist, der Raum der Städte wuchs dadurch auf 1300 ha, die erst im 19. Jahrhundert ganz bebaut wurden. Wie ein bürgerlicher Hausvater bekümmerte der König sich um die kleinsten Einzelheiten auch in Berlin, er machte es zu einer Soldaten- und Beamtenstadt, in der die strengste Disziplin für jeden Bewohner ohne Ausnahme galt, in der jeder nach dem Vorbilde seines Herrschers pünktlich, fleißig, sparsam und nüchtern sein sollte. Auch zur Zeit Friedrich unter Friedrich II. Wilhelms I. kamen neue Ansiedler. Unter seinem großen Sohne 1740–86 schwoll dann der Zuzug noch mächtiger an, auch die Werbetruppen brachten immer neue Volkselemente in die gar nicht einheitliche Stadtbevölkerung. Was tat der jungen Kolonialstadt noch zur Zeit des genialsten Herrschers vor allem not? Dafür ist nichts bezeichnender als der fast verzweifelte Ausruf des großen Kolonisators: „Menschen, vor allem Menschen!"

Preis Berlins

„Aus ihrem jungen Schilfe erhebt der Spree
Najade ihr mit Lotus bekränztes Haupt,
Und staunt sich an, der Thems und Seine
Nymphen durch sich beschämt zu sehen.

Mit Ehrfurcht tret' ich in deinen Portikus,
Wo mir dein Schimmer dämmernd entgegenwallt,
Ich seh' in dir Athen und Sparta — —
Durch der Korinthier Pracht verschönert."

So heißt es in einer zu Friedrichs II. Zeit gedichteten Ode an die Stadt Berlin von Rauseysen. Viel Übertreibung und noch mehr gezierte Sprache!! Recht bezeichnend auch, daß zwar der Themse und der Seine, aber gar nicht der Donau gedacht wird, obschon der Vergleich zwischen Wien und Berlin so nahe liegt. Er ist nach verschiedenen Richtungen hin durchgeführt in dem aus dem Jahre 1800 stammenden Berichte eines Kriegsrats von Cölln. Jetzt, nach der ruhmreichen Waffengemeinschaft im Weltkriege, drängt sich der schon oft angestellte Vergleich förmlich auf, daher sollen die in der Eigenart der Bewohner, in der Natur der Landschaft und in der geschichtlichen Entwicklung begründeten Unterschiede zwischen den beiden für die deutsche Kultur in gleichem Maße wichtigen Kaiserstädte näher geschildert werden.

Entwicklung Wiens

Wie Berlin, so hat sich Wien in der Ostmark entwickelt, aber mehrere Jahrhunderte früher ist es schon ein wichtiger Kulturmittelpunkt gewesen. 1144 legte der erste österreichische Herzog den Grund zum Stefansdom — genau 100 Jahre

ſpäter wird Berlin zuerſt urkundlich erwähnt. Am Hofe der Babenberger in Wien blühten ſchon Kunſt und Wiſſenſchaft, als die Berliner noch ungebildete Fiſcherdörfler waren und auf die Bärenjagd gingen. Berlin war (um den Vergleich in jener Ode richtig zu ſtellen) ein armſeliges Sparta, als Wien ſich ſchon zu einem Athen entwickelt hatte, zur Hauptſtadt eines großen Weltreichs, deren Bewohner Pracht und Glanz längſt kannten. Die natürlichen Verhältniſſe an der Donau, dem mächtigſten deutſchen Strome, ſind nämlich ganz andere als an der Spree. Ein großes Donaubecken bildet ſich dort, wo von Norden die March einmündet und wo im Süden die Ausläufer der Oſtalpen leicht überſchritten werden können. Daher ging die uralte Bernſteinhandelsſtraße vom Lande der Veneter über dieſe Ausläufer längs der March nach Norden, und die Römer, die ſtets mit ſcharfem Blick die günſtigſten Verkehrsbedingungen ausnutzten, legten mehrere Waffenplätze im Donaubecken an, darunter Vindobona, daraus iſt Wien entſtanden. Ein Ort in ſolcher völlig zentralen Lage zu den Alpen, dem böhmiſchen Maſſiv, den Karpathen und dem ungariſchen Tiefland, an einer Stelle, wo bequeme Landwege zuſammenlaufen, ein ſo gelegener Ort mußte große geſchichtliche Bedeutung erlangen. Wien ward als Schlüſſelpunkt der oberen Donauſtraße eines der wichtigſten Bollwerke des Deutſchen Reiches gegen Oſten, wie beſonders die Belagerungen durch die Türken 1529 und 1683 beweiſen. Dieſe letzte Belagerung übte von allen geſchichtlichen Ereigniſſen, die ſich auf Wiener Boden vollzogen, den ſtärkſten Zauber aus. Natürlich folgte auf die Türkenbelagerung die Peſt;[1] doch um 1700, als in Berlin etwa 25000 Menſchen wohnten, war Wien die erſte und einzige deutſche Stadt, die über 100000 Einwohner zählte (London hatte damals 600000, Paris etwa 500000 Bewohner). Aber die Reſidenz des deutſchen Kaiſers aus Habsburgs Stamm ward niemals weder als die wirkliche deutſche Reichshauptſtadt noch als Kulturmittelpunkt allgemein anerkannt, abgeſehen von der Tonkunſt. Wien lag eben zu fern im Südoſten, ſeine Bevölkerung ward früh gemiſcht aus den drei großen europäiſchen Raſſen: auf keltiſcher Grundlage baute ſich das Deutſchtum auf, und mannigfache ſlawiſche Beſtandteile kamen hinzu. Am Kaiſerhofe herrſchte

Wien als Bollwerk gegen Oſten

Nationalitätenmiſchung

[1] Eine Brunnenfigur erinnert noch jetzt daran: der liebe Auguſtin mit ſeinem Dudelſack. Er ſang damals:

„Jeder Tag war ſonſt ein Feſt, O du lieber Auguſtin,
Jetzt aber hab'n wir die Peſt! Leg' nur ins Grab dich hin!
Nur ein großes Leichenneſt, O du mein herzliebes Wien,
Das iſt der Reſt. Alles iſt hin!"

Das Wiener Kipfel, ein Kaffeegebäck in Halbmondform, iſt zuerſt 1683 gebacken und hat Unſterblichkeit erlangt.

noch im 18. Jahrhundert die steife spanische Etikette (gänzlich ist sie auch jetzt noch nicht geschwunden), und von italienischer Art blieb manches lange haften, während das Französische niemals solche Bedeutung gewann wie in Berlin.

Vergleich zwischen Wien und Berlin 1800

In jenem Vergleiche aus dem Jahre 1800 also heißt es: „Wien liegt in einem fruchtbaren Garten, von hohen Bergen umschlossen; Berlin liegt in den Sandwüsten Arabiens, man mag nun hineinkommen, von welcher Seite man will; im Sommer geben einige von Raupen abgefressene Kiefernstämme den einzigen dürftigen Schatten. Das Pflaster ist in Wien aus Quadersteinen aufgeführt, und man findet hier keine stinkenden und unreinen Rinnsteine wie in Berlin, da diese dort sämtlich verdeckt sind. Es ist schändlich, wie wenig in diesem Punkte in Berlin von der Polizei geschieht. In Wien sind die Straßen so rein wie die Gänge eines weitläufigen Hauses; unaufhörlich fahren Wagen umher, die allen Unrat aufladen. Dagegen watet man in Berlin stets im Kot oder im Staube. Wien hat durchaus unterirdische Kanäle, die sich in die Donau ergießen; dahin kommt aller Unrat. In Berlin kannst du deine Nase im Schnupftuch tragen; ich habe oft einen halben Tag krepierte Pferde in sehr belebten Straßen liegen sehen."

Diese Schilderung stammt aus dem Jahre 1800. Und hundert Jahre später? Da ist in vielen Beziehungen die alte Kaiserstadt an der Donau längst von der neuen an der Spree überflügelt worden, auch durch Anwachsen der Bevölkerung.

Steigende Einwohnerzahl Berlins seit 1600

Die Einwohnerzahl Berlins betrug um 1600 etwa 14000, 1700 rund 25000, 1740 etwa 90000, 1786 rund 150000, 1804 182000, verminderte sich zur Franzosenzeit um 10000, stieg dann während der Jahre 1816 bis 1831 von 198000 auf 250000, erreichte 1839 das dritte und 1847 das vierte Hunderttausend. Dann folgte zehn Jahre hindurch eine außerordentlich geringe Bevölkerungszunahme, durchschnittlich nur um ein bis zwei v. H., 1851 und 1852 ging die Einwohnerzahl sogar zurück. 1860 betrug sie 493000, stieg dann im folgenden Jahrzehnt auf 760000, um 54 v. H., 1870 bis 1880 sogar um 61 v. H., nämlich auf 1223000 (während der drei Jahre 1870 bis 1873 nahm die Bevölkerung der neuen Reichshauptstadt um 140000 zu), betrug 1905: 2023000 und 1910: 2071257. Alle Zahlen beziehen sich auf Berlin ohne die Vororte. Rechnet man diese dazu, so ergab die vorletzte Zählung 1910: 3650000 Bewohner, während Wien nebst Vorstädten in demselben Jahre 2004939 Einwohner zählte, darunter Deutsche durchschnittlich 93 v. H., in einigen Stadtteilen aber machten die Tschechen bereits etwa ein Fünftel aus. Die Bevölkerung

Wachstum Groß-Berlins

Groß-Berlins von 1871 bis 1885 vermehrte sich um 766000 Einwohner, von denen 17 v. H. auf die Vororte kamen; von 1885 bis 1905 dagegen um 1527000,

von denen 52 v. H. auf die Vororte entfielen, und seitdem hat die Abwanderung dorthin aus Berlin selbst sowie der Zuzug aus der weiteren Umgebung, der früher Berlin vorzugsweise zugute kam, wesentlich zugenommen.

Wohnungselend

Abgesehen von Paris ist Berlin die dichtest besiedelte Großstadt der Welt; schon Mitte der siebziger Jahre trat Übervölkerung und infolgedessen Wohnungselend ein. Ende Dezember 1912 waren von den rund 2¼ Millionen Bewohnern Berlins etwa 1¾ auf 416551 Kleinwohnungen mit ein oder mit zwei Zimmern beschränkt, von der Hauptmasse der Bevölkerung lebten also je drei Personen in einem Raume. Um so nachdrücklicher ist hervorzuheben die Verminderung der Sterblichkeit während der letzten Jahrzehnte in Berlin selbst, eine Folge der Kanalisation, der etwa 270 ha umfassenden Parkanlagen und Spielplätze, der Heil- und Heimstätten sowie sonstiger Wohltaten der Arbeiterversicherung, der Badeeinrichtungen, kurz aller der vielen und mannigfachen Bemühungen um die Gesundheitspflege, durch die Berlin zu einer der saubersten Großstädte geworden ist. Für die Straßenreinigung, die erst 1875 von der Berufsfeuerwehr getrennt und als selbständige städtische Einrichtung weitergeführt ward, werden jährlich etwa sechs Millionen Mark ausgegeben, der Grundbesitz zur Verwertung der Schmutzstoffe beträgt 17560 ha, von denen 9247 zu Rieselfeldern eingerichtet sind, auf denen Berlin Einzigartiges geleistet hat: bis 1906 betrugen die Kosten der Ausführung 81 Millionen Mark, die Leitungen waren über tausend Kilometer lang. Während in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts von je 1000 Bewohnern Berlins durchschnittlich 38, in der ersten des 19. 32, in der zweiten 28 starben, betrug die Zahl seit 1900 im Durchschnitt 16, die Lebensdauer hat sich also beträchtlich erhöht, und zwar durchschnittlich von etwa 30 Jahren während der Zeit 1876 bis 1880 auf 38 Jahre, obschon gerade aus denjenigen Bevölkerungsschichten, die bei günstigen Vermögensverhältnissen in der Regel ein hohes Alter erreichen, sehr viele in die Vororte Berlins gezogen sind, während die Zuwandernden fast nur aus Minderbemittelten bestanden.

Verminderung der Sterblichkeit

Herkunft der Bewohner

Was die Herkunft der Bewohner betrifft, so waren sie schon um 1840 etwa zur Hälfte Auswärtige. Von 1710 bis 1860 betrug der Geburtenüberschuß nur 59558, der Einwanderungsüberschuß dagegen 382343. 1875 machten die Zugezogenen 59 v. H. aus und 1905 noch etwas darüber. Seit der letzten großen Eingemeindung 1867 hat die Berliner Bevölkerung bis 1905 durch den äußeren Zuwachs um fast eine Million, durch den inneren um nicht viel mehr als eine halbe zugenommen. Von den jetzigen Berlinern sind kaum 41 v. H. im eigentlichen Berlin geboren. Abgesehen davon, daß sehr viele weibliche Dienstboten in

Berlin sich aufhalten, die überwiegend aus dem Osten und Norden stammen, ist die männliche Zuwanderung weit stärker als die weibliche, und zwar steht der vierte Teil dieser Mannspersonen im Alter von 20 bis 30 Jahren. Im allgemeinen übt die Reichshauptstadt schon ihrer Lage wegen auf den Westen und Süden Deutschlands eine weit geringere Anziehungskraft aus als auf die übrigen deutschen Landschaften. Dennoch trifft es im großen und ganzen zu, wenn Berlin recht eigentlich ein Erzeugnis aller Stämme Deutschlands genannt worden ist. Unter folgenden auf den verschiedensten Gebieten mehr oder weniger berühmten Männern, die aufs engste mit der Entwicklung Berlins während der letzten fünf Menschenalter verwachsen sind, stammt kein einziger aus Berlin: Bismarck, Borsig, Chamisso, Dohm, Döring, Fontane, Harnack, E. Th. A. Hoffmann, Kalisch, Lasker, Mendelssohn, Menzel, Moltke, Mommsen, Pietsch, Rauch, E. Richter, Rodenberg, Schinkel, Schleiermacher, Schlüter, Siemens, Spielhagen, Stöcker, Treitschke, Trojan, Wrangel. Einige dieser Namen beweisen, daß französische (vgl. S. 103) und jüdische Abkunft dem Berliner literarischen Leben in nicht geringem Maße das Gepräge aufgedrückt hat. Um 1770 gab es etwa 400 jüdische Familien mit 2000 Köpfen; die Abneigung der Berliner gegen die Juden verminderte sich schon gegen Ende des 18. Jahrhunderts, weil diese einen freieren Ton in die etwas steife norddeutsche Art brachten; im 19. Jahrhundert ward zum ersten jüdischen Stadtrat David Friedländer erwählt, der eifrig mahnte, „restlos ein deutsches Wesen anzunehmen". Jetzt wohnen etwa ein Viertel aller Juden des preußischen Staates in Berlin, die Zahl der Katholiken steht hier aber hinter der in Wien, München und Köln zurück.

Berlin ein Erzeugnis aller deutschen Stämme

Juden und Katholiken

Ausländer halten sich bald in größerer, bald in geringerer Anzahl je nach der Jahreszeit in Berlin auf — im Sommer kommen begreiflicherweise die meisten —, vor 1914 überwogen in der Regel die Russen, deren Zahl 1913 über 98000 betrug (Juli 1914 meldeten die Berliner Gasthöfe 14385 Russen, Juli 1915 nur 85); ihnen zunächst an Zahl kamen die Österreicher, dann die Amerikaner, die Berlin wohl besonders wegen seiner Theater, Konzerte, Museen und sonstiger Sammlungen besuchen. Die Hauptfremdensprache in der deutschen Reichshauptstadt war im letzten Jahrzehnt nicht mehr das Französische, sondern das Englische; nach einer Straße in London wurde ein neues Berliner Kaffee Piccadilly genannt (1914 dann umgetauft in „Vaterland"!), ein Vorgang, der neben vielen ähnlichen, z. B. dem Anbringen fremdsprachiger Firmenschilder, von einer dienerhaften Geschmacklosigkeit zeugt, nicht zu reden von dem kläglichen Mangel an berechtigtem, vaterländischem Stolz.

Ausländer

In Alt-Berlin, also etwa bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts, überwogen dem Einfluß nach die alteingesessenen Familien, und in ihnen herrschte, zumal in den unteren und mittleren Ständen, eine ans Spartanische streifende Einfachheit im Lebensgenuß, wie sie in der „Phäakenstadt" Wien undenkbar gewesen wäre. Nach den gewaltig hohen Zahlungen, die der preußischen Hauptstadt von den Franzosen auferlegt worden waren (man berechnet sie auf etwa 63 Millionen Mark jetziger Währung), und nach allen den sonstigen Opfern in der Zeit der Befreiungskriege blieben die Berliner im allgemeinen bis etwa 1840 in äußeren Dingen sehr anspruchslos; etwas Behaglichkeit machte sich wohl in den einfachen, aber freundlich abgetönten Räumen geltend, die von den „besseren" Kreisen bewohnt wurden, eine wahre Gemütlichkeit jedoch ließ die schon zu Friedrichs des Großen Zeit in ganz Deutschland bekannte Nörgelsucht der scharfen Berliner Zungen nirgends recht aufkommen. Goethe hörte über den König „seine eigenen Lumpenhunde räsonnieren" und sagte 1823 zu Eckermann: „Es lebt in Berlin ein so verwegener Menschenschlag beisammen, daß man mit der Delikatesse nicht weit reicht, sondern daß man Haare auf den Zähnen haben und mitunter etwas grob sein muß, um sich über Wasser zu halten." Wesen des Alt-Berlinertums

Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts stieg dann der Wohlstand allmählich; nach 1871 begann das unheimlich schnelle Wachstum Neu-Berlins, und viele erwarben in außerordentlich kurzer Zeit gewaltige Geldsummen durch den Aufschwung der Industrie und leider auch durch sehr übertriebene Steigerung des Bodenwertes (z. B. kostete das Rotherstift am Halleschen Tore 1842 kaum 34000 Mark, ward aber 1895 für 1975000 Mark auf Abbruch verkauft). Da machte sich namentlich in den westlichen Teilen der einst so sparsamen Stadt immer unangenehmer bemerkbar ein protzenhafter Vergnügungstaumel — bis der Weltkrieg ausbrach. Über die Wandlung, die er herbeiführte, findet sich oben (S. 86) ein bezeichnendes Urteil eines Ausländers. Mit welchem Hochdruck wird jetzt in Berlin gearbeitet, nachdem die üppige Geselligkeit aus verschiedenen Gründen fast ganz aufgehört hat! In der Kriegszeit treten besonders der praktische, auf das Nächstliegende gerichtete Arbeitssinn, die Entschlossenheit zur Selbsthilfe, überhaupt alle die guten Charaktereigenschaften des echten Berliners hervor, dem man nachrühmt, er vereine in sich den Fleiß des Deutschen, die Zähigkeit des Slawen und die Lebhaftigkeit des Franzosen; etwas slawisches und romanisches Blut fließt ja in seinen Adern. Als Bewohner einer noch sehr jungen und sehr rasch emporgekommenen Weltstadt sind die Berliner unzweifelhaft rührig, lernbegierig, emsig, wagemutig und von zäher Ausdauer; denn sie haben mehr zu gewinnen als zu Änderung der Sitten und der Lebenshaltung

Charakter des Berliners

verlieren. Das Umgekehrte gilt von den Wienern, daher zeigen diese sich weit bedächtiger und brauchen bei allen ihren Unternehmungen viel mehr Zeit, was auch mit ihrer ganzen Wesensart zusammenhängt. Obschon der Berliner sehr gern scharfe Kritik übt, ist er dennoch von echtem preußischen Staatsgeiste erfüllt und besitzt ein lebhaftes Gefühl für Ansehen und Macht des Vaterlandes, für den Glanz des Herrscherhauses, vor allem aber für die Größe seiner Vaterstadt. Sie ist ihm die Stadt der Städte, nur sie „imponiert" ihm, nur über sie räsonniert er nie, sonst aber so ziemlich über alles — denn außer Berlin gibt's ja nur Provinz für den Berliner, ihm sind auch Hamburg und München Provinzstädte. Der echte Berliner ist unzweifelhaft oft „schnoddrig"; das Wort hängt mit Schnauze zusammen, und in einem der unzähligen Berliner, das heißt in Berlin spielenden, Romane sagt ein mit Spreewasser Getaufter: „Wir haben eene riesenjroße Schnauze, aber ooch een butterweeches Herze." Gutmütig ist der waschechte Berliner in der Tat, aber er will ungern weich erscheinen und ergeht sich dann gern in Anspielungen, die „nicht so böse gemeint sind" — das ist eine norddeutsche Redensart (Radiergummi für Worte), die man in Wien nicht so kennt. Der Wiener ist und bleibt wirklich gemütlich und besitzt den versöhnenden Humor, während dem Berliner mehr der verhöhnende Witz zusagt, namentlich der Wortwitz, den er an allem ausläßt.[1]

Charakter des Wieners

Arbeit schafft Wohlstand und Macht — das lehrt Berlins Geschichte. Für jede Arbeit fast, die der Tag fordert und die dem Tage nützt, ist der Berliner tauglich; vielleicht nur noch in England findet man so viel Anpassungsfähigkeit und Selbstverleugnung bei der Arbeit wie in Berlin. Der Wiener dagegen zeigt Anpassungsfähigkeit beim Genuß und sieht die Arbeit mehr als notwendiges Übel an,

[1] Die Denkmalswitze sind weltbekannt und zeigen besonders deutlich die Neigung des Berliners zur Übertreibung, zur Karikatur. Diese Neigung läßt ihn „mir" und „mich" gern verwechseln, wodurch sich Papa Wrangel populär gemacht hat. Ein Unteroffizier — so erzählt man — bittet einen Einjährigen, ihn auf Fehler in der Ausdrucksweise aufmerksam zu machen. Ein Soldat begegnet ihnen und grüßt, auch der Einjährige erwidert den Gruß. Darauf entspinnt sich folgendes Gespräch: „Der Mann hat mir jejrüßt!" — „Mich, Herr Unteroffizier!" — „Ihnen?" — „Nein, Sie." — „Also doch mir!" Mit der Schnoddrigkeit des Berliners versöhnt seine schonungslose Selbstironie, die zu Redensarten Anlaß gibt, wie: Der hat keene Angst vor de Arbeet, er läßt de schwerste eenfach liejen, oder: Beschäftigung is ja janz scheene, nur darf se nich in Arbeet ausarten. Diese Selbstironie, die in keiner anderen Großstadt vorkommt, ist während des Krieges ebensowen'g geschwunden wie der Wortwitz; in dem Eisenbahnwagen, der sich durch die witzigsten Inschriften auszeichnete, waren stets Berliner. Witzelndes Spartanertum legte der mit Spreewasser Getaufte an den Tag, der an ein Kasernentor schrieb, als England sein wahres Gesicht enthüllte: „Hier werden weitere Kriegserklärungen entgegengenommen."

unterbricht sie daher auch gern. In Berlin hat keiner Zeit, in Wien hat jeder Zeit. Und jeder Wiener denkt: „Glücklich ist, wer vergißt, was doch nicht zu ändern ist", wie es in der berühmten Operette des vergötterten Wiener Walzerkönigs Strauß heißt. Auch am 4. Juli 1866 triumphierte der Wiener Leichtsinn. Der Schriftsteller Fr. Schlögl fand den „Weichselgarten" gedrängt voll wie immer; man vergnügte sich und hatte so viel verzehrt, daß der Wirt dem Gaste erklärte: „Nix mehr da, hab' drei Kalberln braucht." Das war an dem Abend, als die völlig aufgelöste österreichische Armee von Königgrätz zurückfloh; den 69jährigen König Wilhelm I. umbrauste der Siegesjubel seiner Truppen, der 36jährige österreichische Kaiser aber war in Wien zurückgeblieben, in der Phäakenstadt, wo das Volk auch 1866 zumeist die Grundsätze betätigte: „Wir können's eh nit ändern!" „Nur ka Traurigkeit g'spüren lassen!" „Unterhalten m'r uns lieber!" Aber es gibt keinen Pöbel in Wien, so rühmt man, während in Berlin, der großen Arbeitsstube, sich ein fanatischer sozialdemokratischer Pöbel regt. Berlin, die größte deutsche Industriestadt, ist ohne Sozialdemokratie undenkbar, und umgekehrt: die Sozialdemokratie ist ohne Berlin undenkbar. Hier hat die Parteileitung ihren Sitz und betätigt echt berlinische Eigenschaften, nämlich Tatkraft, scharfen Verstand und Organisationsgeschick. In der Hauptstadt des vielsprachigen Österreich, in der kaum die Hälfte der Bevölkerung aus Alteingesessenen besteht, gibt es auch Pöbelmassen, wie sich besonders deutlich am blutigen Sonntage, 17. September 1911, bei der Kundgebung gegen die hohen Preise gezeigt hat, bei der die Sozialdemokraten die Hand im Spiele hatten. Aber ein großer Unterschied herrscht zwischen den Volksunterhaltungen an der Spree und denen an der Donau, weil eben der Volkscharakter grundverschieden ist. Der Berliner ist Massenmensch, der Wiener Einzelmensch; in Wien wird die Einzelpersönlichkeit mehr geschätzt, daher gibt es in Wien z. B. keine so großen Warenhäuser wie in Berlin, daher nicht solchen Kastengeist und Standeshochmut; den in Berlin so beliebten Ausdruck „korrekt" kennt man in Wien nicht. Schon früh haben sich die Wiener Bürger mit schmiegsamer Lebensklugheit — wohl einem slawischen Bestandteile ihres Wesens — und heiterer Zufriedenheit dem Adel unterworfen, und die Adligen ihrerseits näherten sich leutselig dem Bürgertum. Zwischen den beiden Schichten der glanzvollen Kaiserstadt entwickelten sich solcherart gemütliche Verhältnisse, und das Wiener Leben gewann an harmloser Fröhlichkeit, wie sich vor allem im Prater zeigte (wohl von pratum = Wiese ist der Name abzuleiten), „Wiens göttlichem Hayn", den der menschenfreundliche Josef II. 1775 ganz und bedingungslos als Volks- und Belustigungsgarten für vornehm und gering, jung und alt, arm und reich, „alle durch-

Sozialdemokratie in Berlin

Volksunterhaltungen in Wien im Unterschied von Berlin

Der Prater bei Wien

einander", freigab; das erste geschichtlich denkwürdige Praterfest fand am 18. Oktober 1814 statt: die ganze Wiener Garnison wurde im Prater gespeist, Offiziere und Gemeine meist an demselben Tische, „wie eine einträchtige Familie". Harmlose Heiterkeit herrscht im Wiener Volksleben, dessen Sammelpunkt noch heutigentags der Prater ist, herrscht auch auf den Kalenberger Weinfesten beim Heurigen, da lebt sich das tanzgestimmte Völkchen aus, im Walzer wiegt's sich wonnevoll. Und wie geht's bei den Berliner Volksvergnügungen, z. B. bei der Blütenfeier im Werder, her? Der Berliner tobt sich aus in riesigem „Rummel", so daß die Polizei einschreiten muß. Das ist der Gegensatz zwischen den Volksunterhaltungen in Berlin und in Wien.

Wien, die weiblichste aller Weltstädte

Die Verschiedenheit der beiden Kaiserstädte wird auch wohl so gekennzeichnet, daß man jene die männlichste, diese die weiblichste aller Weltstädte nennt. Eine stattlich schöne Frau war's, die im 18. Jahrhundert das Wiener Leben durchsonnte und auf vornehme Freudigkeit einstimmte: die Kaiserin Maria Theresia. Ihr wurde allgemein nachgeeifert, und noch heute kommt unter allen Großstädterinnen die Wienerin durch den unverfälschten Reiz anmutiger Weiblichkeit dem Frauenideal Goethes wohl am nächsten. Zwei sehr bezeichnende Ausdrücke haben sich im 19. Jahrhundert von Wien aus verbreitet: das „süße Mädl", das ohne unschuldige erste Liebe ebensowenig zu denken ist wie die Blume ohne Sonne, und die „fesche Frau", die sich geschickt zu schmücken weiß und fröhlich mitwirkt bei den verschiedenartigsten Veranstaltungen, auch im Sinne der Wohltätigkeit, wie sich zuletzt während des Weltkrieges oft gezeigt hat. Mit welchem Rechte aber Berlin eine der männlichsten Städte genannt werden darf, wird unsere weitere Einzelschilderung ergeben, die zunächst der äußeren Entwicklung der Stadt sich zuwendet.

Räumliche Entwicklung Berlins

Bis etwa zur Mitte des 19. Jahrhunderts war das natürliche Wachstum Berlins mäßig und verdankte seine charakteristischen Züge hauptsächlich den Fürsten. Diese bedienten sich der Kunst als Ausdrucksmittel ihrer Macht und gaben manchen Teilen der Hauptstadt eine so breite Grundlage der räumlichen Entwicklung, wie sie eine Bürgerstadt kaum erhalten hätte. Dies gilt außer von dem Lustgarten besonders von der Straße Unter den Linden, durch deren Anlage schräg gegen die Schloßfront und gegen die Stadt der Große Kurfürst gewissermaßen seinen Herrscherwillen kundtat. Diese Straße verleiht dem Grundplane der Friedrichstadt einen monumentalen Zug, dessen gerade Linienführung dadurch abgebrochen wurde, daß man den Königsplatz seitwärts anlegte, weil man den Baumbestand des Tiergartens möglichst unangetastet lassen wollte. Die sehr rasch fast in amerikanischer Weise steigende Einwohnerzahl machte es dann doch nötig, daß nicht nur

10. Spreetunnel an der Wallstraße. Kampfdamm des ersten Bauabschnitts

11. Spreetunnel an der Wallstraße. Die Spreesohle

12. Schloß mit Denkmal Wilhelms I.

13. Warenhaus Wertheim

1878 ein Teil Lichtenbergs, sondern 1881 auch ein Teil des Tiergartens und Bellevues einverleibt wurde, wodurch das Stadtgebiet auf 6310 ha wuchs. Seitdem haben sich infolge gewaltigen Zuzuges nur die Vororte räumlich weiterentwickelt; Berlin ist, was den Flächeninhalt betrifft, hinter Wien und hinter anderen deutschen Großstädten erheblich zurückgeblieben, hat aber in seinem Wesen so außerordentliche Veränderungen in kürzester Frist erfahren wie kaum eine andere Hauptstadt. Als bewundernswürdige, aber ziemlich stil- und zusammenhangslose Kulturschöpfung erscheint es jetzt auf den ersten Blick, und sein ursprünglicher Wesenskern ist von vielen dichten Hüllen umschlossen. Wer ihn herausschälen will, muß länger und sorgsamer beobachten, als wenn es sich darum handelt, die Eigenart von Paris oder London zu erkennen. Frau von Staël, eine feingebildete Französin, die Deutschland, nach ihrem Ausspruch „das Vaterland des Denkens", jahrelang bereist und 1810 in dem Buche De l'Allemagne ihre Beobachtungen veröffentlicht hat, übertreibt zwar, wenn sie sagt: „Weder von der Geschichte des Landes noch vom Wesen der Einwohner ist in Berlin etwas zu merken, nichts erinnert an lange Vergangenes", aber für die Gegenwart trifft dies Urteil mit einigen Einschränkungen schon eher zu. Das wendische Fischerdorf, aus dem die Weltstadt entsprang, ist jetzt selbst für den schärfsten Beobachter gänzlich verschwunden, nur die melancholische Schönheit der Wald- und Seeumgebung erinnert an die Zeit, als die Wenden hier ihre Rosse tränkten; sehr schwer erkennbar ist die einstige märkische Landstadt, deren Spuren durch die von außen sich herandrängenden übermächtigen Einflüsse fast ganz verwischt sind. Altersgeschwärzte gotische Kirchen und Patrizierhäuser, wie sie in anderen Hansastädten sich finden, gibt es nicht mehr.

Verschwinden der ursprünglichen Eigenart

Im letzten Menschenalter haben sich dann die einzelnen Stadtteile sehr verschieden entwickelt, so daß Berlins Stadtbild seine Einheitlichkeit und Geschlossenheit allmählich einbüßte. Auf dem rechten Spreeufer in Alt-Berlin blieben enge und gewundene Straßen bestehen, weil die älteren Festungswerke nicht (wie in Paris) auf einmal nach festem Plan abgetragen wurden; die Spreegasse machte noch lange den Eindruck, wie ihn die Schilderung Wilhelm Raabes, der 1854 dort wohnte, in seiner „Chronik der Sperlingsgasse" erweckt. Die 14 Kilometer lange Stadtmauer wurde 1864 bis 1866 niedergelegt. Jetzt ist Alt-Berlin der Hauptsitz des Großhandels, hier befinden sich die städtischen Verwaltungsgebäude sowie das Hauptpostamt, die Zentralmarkthallen und die Börse. Doch zum eigentlichen Mittelpunkte Berlins wurde allmählich die Friedrichstadt, weil die Hauptbahnhöfe für sie am günstigsten liegen; in ihr befinden sich deshalb alle Banken

Verschiedene Entwicklung der Stadtteile

Gegensatz zwischen Alt-Berlin und Friedrichstadt

und sehr viele Warenhäuser, ferner Universität, Museen, Theater, die schönsten Gasthöfe, die feinsten Kaffees und die größten Bierhallen. Während an Alt-Berlin sich unvermittelt die dichtbevölkerten Arbeiterviertel im Norden und Osten anschließen, öffnet sich die Friedrichstadt nach dem reichen Westen und geht im Süden und Südosten nur allmählich in die Industriegebiete der Luisenstadt und in die südlichen Vorstädte über.

Verkehrszustände in d. Friedrichstadt einst und jetzt

Im Westen Berlins wurde noch vor zwei bis drei Menschenaltern die Stille nur selten gestört; Felix Mendelssohn konnte damals mit einem Rosenkranz auf dem Haupte unbemerkt abends nach zehn Uhr die ganze Leipziger Straße entlang gehen. Jetzt aber schlägt der Verkehr gerade in der Friedrichstadt zu jeder Tagesstunde und meist auch bei Nacht äußerst lebhafte, oft stürmische Wellen. Denn Berlin hat durch erstaunlichen Aufschwung in den letzten beiden Jahrzehnten sein eifrig erstrebtes Ziel erreicht und zeigt mehr als jede andere Großstadt des Festlandes das Getriebe einer durchaus modernen Weltstadt, in deren Unruhe und Lärm der einzelne und das einzelne verlorengehen, die dafür aber nach dem Urteil weitgereister Ausländer an Großartigkeit und an Luxus nicht nur London, sondern selbst Paris in den Schatten stellt. 1911 überschritt die Zahl der Straßen das erste Tausend, und an ihren Fronten erhoben sich über 40000 Wohnhäuser. Namentlich das Stadtbild des Westens wird seit etwa 1890 durch Kirchen, Denkmäler und palastähnliche Bauten stark beeinflußt, während vorher in Berlin

Veränderung des Straßenbildes im allgemeinen

im allgemeinen unter den öffentlichen Gebäuden Fabriken, Schulen und Kasernen überwogen. Das Reich, der preußische Staat und die Stadt Berlin errichteten eine große Anzahl prächtiger öffentlicher Gebäude, die in anderem Zusammenhange zu würdigen sind, ebenso wie die vielen stattlichen Denkmäler. Doch weder diese noch jene bestimmen den allgemeinen Eindruck des Straßenbildes in solchem Grade wie die Wohnhäuser, über diese aber läßt sich aus der Entwicklung der Reichshauptstadt in dem letzten Menschenalter nicht viel Rühmliches berichten, denn die Heimat der bereits geschilderten Mietskasernen war Berlin. Hier wurde auch ausgebildet der neue, oben (S. 80) gekennzeichnete Stil der Waren- und Geschäftshäuser, deren es jetzt etwa 300 gibt, namentlich die Warenhäuser beeinflußten außer den öffentlichen Gebäuden das Aussehen des Mittelpunktes der Stadt wesentlich, vor allen das vorbildlich gewordene Warenhaus Wertheim (Tafel V, 13).

Entwicklung der Vororte

Außerordentlich schnell entwickelten sich seit 1871 die Vororte, deren Zahl jetzt 29 auf einem Raume von 3565 qkm mit 3950000 Einwohnern beträgt, vor allem Schöneberg, wo sich der Bevölkerungsstand auf das 42fache hob (hier

ist im Rathause die größte Volksküche Groß-Berlins September 1916 eröffnet; für weit mehr als tausend Personen bietet sie Platz), dann Wilmersdorf, Neukölln und Charlottenburg. Unter allen deutschen Großstädten hatte Schöneberg zu Beginn des 20. Jahrhunderts die meisten Haushaltungen in den Wohngebäuden, nämlich durchschnittlich 17,3 (in Deutschland betrug der Durchschnitt 5,8); hier und in Wilmersdorf war 1912 der Geburtenrückgang am stärksten in ganz Deutschland: auf 1000 Einwohner kamen 13,8 Lebendgeborene, 1902 dagegen 26,5. Die äußerst rasche Entwicklung Groß-Berlins wuchs den einzelnen Vororten, unter denen jene vier Großstädte die wichtigsten sind, über den Kopf. Im Unterschied von anderen Millionenstädten wurde bei Berlin, der an Umfang weitaus kleinsten der Erde, den infolge Bevölkerungszuwachses unvermeidlichen Mißständen in der Selbstverwaltung auch nicht äußerlich durch Eingemeindungen abgeholfen; eine Einigung darüber ward 1896 teilweise erzielt, dann aber ließ man den Gedanken wieder fallen, und auch der Plan einer Provinz Berlin wurde mit Recht verworfen. So stand eine Gemeinde gegen die andere, und nicht einmal eine einheitliche Bebauung kam bei der immer unerträglicher werdenden Zersplitterung Groß-Berlins zustande, zum schweren Schaden für die Gesundheit und das Heimatgefühl, also auch für die Vaterlandsliebe der Bewohner. Schließlich wurden die Architekten zu einem Wettbewerbe aufgefordert und ihre Entwürfe, unter denen der des Berliners Hermann Jansen den ersten Preis erhielt, auf einer Städtebauausstellung in Berlin 1910 vorgeführt; am 1. April 1912 trat der sieben Stadtkreise und die beiden weit hingestreckten Landkreise Niederbarnim und Teltow umfassende „Zweckverband Groß-Berlin" ins Leben. Er bildete bisher keinen einheitlichen Organismus, sondern ist „halb noch Rohbau und halb schon Ruine", weil er nicht der natürlichen Gestalt eines Gemeindegebietes entspricht und die organisch ineinandergreifenden Selbstverwaltungszweige namentlich in finanzieller Beziehung auseinanderreißt; der Geist, der sich den Körper baut, muß in Groß-Berlin erst noch zu vollem Leben erweckt werden. Eine Einigung über Beschränkungen im Gebrauch von Brot und Mehl kam Januar 1915 zwischen den Magistraten von Berlin, Charlottenburg, Neukölln, Schöneberg, Wilmersdorf und Lichtenberg zustande. Ein Groß-Berliner Verein für Kleinwohnungswesen erstrebt vom Staate 1500 ha Forstflächen, auf denen sich etwa 300000 Bewohner in gesunder Bauweise mit Gärten ansiedeln lassen.

Zweckverband Groß-Berlin

Dem gewaltigen äußeren Wachstum Berlins entsprach der Aufschwung von Handel und Industrie. Unter den bis 1690 in Berlin schon vorhandenen 43 Gewerbezweigen stand das Textilgewerbe in erster Reihe und fand während

des 18. Jahrhunderts in der preußischen Hauptstadt einen Mittelpunkt; 1730 gab
Entwicklung des Berliner Gewerbes im 18. Jahrhundert
es 18 verschiedene Betriebsarten. Sehr eifrig förderte Friedrich Wilhelm I. die Tuchweberei und verbot sogar — eine ganz ungewöhnliche Maßregel! — alle Werbungen in Berlin, um Arbeiter heranzuziehen. Als eigentlicher Schöpfer der großen Berliner Textilindustrie ist Friedrich II. zu betrachten. Durch die Ausstattung seiner Schlösser hob er auch die preußische Kunstindustrie mächtig: das Porzellanservice für das Neue Palais nimmt durch eigenartige Schönheit der Form und der Farbe wohl den ersten Rang unter allen europäischen Werken auf diesem Gebiete ein; auch in der Möbeltischlerei, Seidenweberei und Bronzearbeit wurde Hervorragendes geleistet. 1801 war unter acht Berlinern einer im Textilgewerbe beschäftigt, der Aufschwung Berlins stand geradezu einzig unter allen Städten Preußens da. Nach den Napoleonischen Kriegen war die zum Teil künstlich hervorgerufene Blüte der Textilindustrie dahin. Die nächstgroße Zahl von Gewerben gehört im Anfang des 19. Jahrhunderts der Metallindustrie, bei der es
in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts
1801 schon 36 Betriebsarten gab. Das Gewerbe erhielt allmählich einen anderen Charakter, nachdem 1810 die fast unbeschränkte Gewerbefreiheit eingeführt und besonders seitdem 1834 der Deutsche Zollverein begründet worden war. Zuckersiederei sowie Branntwein-, Kalk- und Ziegelbrennerei verschwanden gänzlich, Gerberei, Schiffbau und Spinnerei so gut wie völlig. Einige besondere Waren ausgenommen, z. B. die Berliner Schals, die noch im Anfang der sechziger Jahre den Weltmarkt beherrschten, zog sich auch die Weberei fast ganz aus Berlin zurück, dafür bildete bald die Verarbeitung der fertigen Gewebe, überhaupt alles, was
Bekleidung
mit Bekleidung zusammenhängt (die sogenannte Konfektion), die Hauptindustrie Berlins. 1907 fanden im Textilgewerbe 16363 Personen Beschäftigung (etwa 4000 weniger als an der Wende des 19. Jahrhunderts). Weitberühmt, so daß sogar von Goethe eine Bestellung erfolgte, waren die Kachelöfen des Fabrikanten
Feilners Ofen
Feilner, dem kein Geringerer als Schinkel immer neue Muster entwarf; dieser Künstler suchte überhaupt bei Industriellen, z. B. bei Möbeltischlern, Sinn und
Maschinen
Verständnis für Formenschönheit zu erwecken. Eine Maschinenfabrik wurde in Berlin zuerst 1799 begründet, doch die Fabrikanten hielten sich anfangs sehr zurück, weil ihnen der Betrieb zu mühsam war. Das änderte sich erst nach 1815, als englische Maschinen in Deutschland bekannt geworden waren und nach ihrem Muster Freund, einige Jahre darauf Egells eine leistungsfähige Maschinenfabrik in Berlin eingerichtet hatte. Hier wurde 1818 die erste Papiermaschine in Deutschland benutzt.
Borsig
In die Fabrik von Egells trat August Borsig ein, der 1823 als Zimmergeselle nach Berlin gekommen war, als hier 1837 die erste Eisenbahn gebaut wurde, be-

gründete er selbständig eine Maschinenfabrik mit 50 Arbeitern und lieferte 1841 die erste Lokomotive, die jedoch nur probeweise von der Anhalter Bahn bestellt worden war — alle festen Aufträge hatte England erhalten. 1844 zählte seine Fabrik über 1100 Arbeiter, hatte 90 Lokomotiven fertiggestellt und 30 in Bau; von den 69, die 1854 die preußischen Bahnen beschafften, lieferte Borsig 67 und feierte zugleich die Fertigstellung der 500. unter Anteilnahme ganz Berlins. Die Anzahl der Dampfmaschinen und ihrer Pferdekräfte stieg von 30 und 390 im Jahre 1837 auf 1034 und 13906 im Jahre 1875.

Metallfabrikation

In der Metallfabrikation tat Berlin in den zwanziger und dreißiger Jahren die ersten festen Schritte auf dem Wege zur modernen Großindustrie. Schon 1844 hatte sie die schweren Anfänge überwunden, wie sich bei der damals stattfindenden Gewerbeausstellung im Zeughause zeigte, zu der ganz Deutschland Aufforderungen erhalten hatte, im Gegensatz zu den Berliner Ausstellungen 1822 und 1827, auf denen Berlin, abgesehen von Eisenindustrie und Bijouterie, nur schwach vertreten war, weil keine Fabrikgeheimnisse verraten, keine Preise und Muster bekannt werden sollten. 1844 aber befanden sich unter den etwa 2800 Ausstellern fast 700 Berliner, die ihre wertvollsten und gewichtigsten Gegenstände ausgestellt hatten und auch mit dem Kunsthandwerk, namentlich durch Möbel, Ehre einlegten. Damals zeichnete sich Berlin vor allen anderen deutschen Städten durch Kattundruckerei, Tapisserie und Buntstickerei aus. Unter den Manufakturwarengeschäften erweiterte sich das 1839 in der Breiten Straße von Rudolf Hertzog begründete durch dessen unvergleichliches Organisationstalent Schritt für Schritt zu einer Firma, die eine eigenartige Vormachtstellung zu erringen und zu behaupten wußte. Unter 398000 Einwohnern gab es 1846 rund 78000 Gewerbetreibende, von denen 27000 selbständig waren.

Gewerbeausstellung 1844

Rudolf Hertzog

In den fünfziger und sechziger Jahren übten die politischen Verhältnisse oft einen ungünstigen Einfluß auf die Entwicklung der Industrie, und als dieser dann ein freier nationaler Markt sich öffnete, kam es zu schweren Erschütterungen der Berliner Vormachtstellung: 1870 wurden 156, 1872: 204, 1878: 10 Fabriken neu gegründet. Im neuen Deutschen Reiche besitzt Berlin, das in der Mitte der Mark Brandenburg und annähernd in der Mitte der norddeutschen Tiefebene liegt, keine natürliche zentrale Lage, sondern ist gegenüber dem Schwerpunkt des Reiches nach Osten verrückt (die süddeutschen Hauptstädte sind ebenso weit entfernt wie Wien, Krakau oder Warschau). Aber künstlich wurde der zentralen Lage Deutschlands entsprechend die Lage Berlins zu einer ausgezeichneten gestaltet, die inmitten der meisten internationalen Linien des europäischen Verkehrs voll zur Geltung kam. Solche

Berlin als Verkehrsmittelpunkt seit 1871

zentrale Lage hat keine andere Großstadt der Welt! Die Entwicklung des deutschen Eisenbahnnetzes ist in erster Linie Berlin zugute gekommen, weil es wegen dieser Lage zwischen zwei für unseren Handel sehr wichtigen Städtekränzen vermitteln kann: den Hafenplätzen von Emden bis Memel und den Industriestädten am Rande der Mittelgebirge; jetzt laufen auch aus strategischen Gründen wie in einem Strahlenbündel elf Eisenbahnen in der Reichshauptstadt zusammen. Berlin liegt fast auf dem geraden Wege von Petersburg nach Paris (in 28 Stunden gelangt man von Berlin nach der russischen Hauptstadt und in 18 nach der französischen) und hat auch als Verkehrsmittelpunkt zwischen dem Westen und dem Osten Europas Wien überflügelt. Die junge Kaiserstadt an der Spree erlangte wie kaum eine andere Großstadt als Ausfuhrplatz nicht nur für ihre Industrieerzeugnisse, sondern auch für Spiritus, Getreide, zum Teil auch für Wolle, Vieh und Petroleum Wichtigkeit. Große Exportfirmen wurden, wie in Hamburg, so auch in Berlin begründet. Leider führte in der deutschen Industrie die Gewinnsucht zur Massenproduktion, der das Schandmal „Billig und schlecht" auf der Weltausstellung in Wien 1873 und namentlich in Philadelphia 1876 aufgedrückt wurde. Ein solcher Mißerfolg traf aber nicht die ganze Industrie Berlins — das lehrte schon die hier 1874 veranstaltete Bauausstellung, die manche tüchtige selbständige Einzelleistungen aufwies, noch mehr aber 1879 die aus freiem Entschlusse und freier Tätigkeit ausschließlich der Berliner Industriellen hervorgegangene Gewerbeausstellung in Moabit. Sie hatte einen bedeutenden Erfolg namentlich auf dem ganz neuen Gebiete der Elektrotechnik, mit der aufs engste der Name Werner Siemens († 1882) für immer verknüpft ist.[1] Die Ausstellung von 1879 führte zur Begründung des Vereins Berliner Kaufleute und Industrieller und ergab einen Überschuß von ½ Million Mark, der zur Förderung des gewerblichen Unterrichts verwendet wurde.

Gewerbeausstellung 1879

Siemens

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts erhöhten zwei Ausstellungen Berlins Ruf als Industriestadt: 1889 die von den großen Berliner Brauereien angeregte allgemeine deutsche Ausstellung für Unfallverhütung und 1896 die große Gewerbeausstellung in Treptow, wobei die Elektrizität eine hervorragende Rolle spielte: drei elektrische Kraftstationen wurden errichtet. Berlins Bedeutung in der

Gewerbeausstellung 1896

[1] Erst auf dem Umwege über den Artilleriedienst gelangte er als Neunzehnjähriger 1835 auf die Berliner Ingenieurschule und hat dann die größten Fortschritte in der Benutzung des Telegraphen herbeigeführt. Neben seinen Erfindungen ist ein bleibendes Vermächtnis von ihm die physikalisch-technische Reichsanstalt in Charlottenburg, die auf seine Anregung und teilweise durch seine Stiftungsmittel erbaut ist und wesentlich dazu beigetragen hat, daß Berlins Industrie durch Herstellung feinmechanischer wissenschaftlicher Instrumente Ruhm erlangte.

Bekleidungsinduſtrie war unbeſtritten, einen Mittelpunkt auf dem Weltmarkt bildete es für den Pelzhandel, worin es einen Jahresumſatz von faſt 30 Millionen Mark hatte und 3000 Arbeiter beſchäftigte. Auch die Brauinduſtrie Berlins hob ſich gewaltig, nachdem 1894 ein großer Ausſtand der Gehilfen fehlgeſchlagen war; 1907 wurden 735 000 Hektoliter Berliner Bieres aus- und nur 480 000 fremden Bieres eingeführt. Die Berliner Schirmfabrikation gewann in ganz Deutſchland das Übergewicht; Photographie, Papierverarbeitung und Herſtellung von Motorwagen nahmen einen bedeutenden Umfang an, wie ſich auch bei den vielen induſtriellen Fachausſtellungen zeigte, deren Zahl im 20. Jahrhundert auf durchſchnittlich 50 alljährlich ſtieg. Weil der Glaspalaſt im Landesausſtellungspark meiſt ununterbrochen für die Kunſt verwendet wurde, iſt 1906 eine neue große Ausſtellungshalle neben dem Zoologiſchen Garten errichtet worden, die faſt ſtets von der Induſtrie in Anſpruch genommen wird.

Berlins jetzige Bedeutung in Handel und Induſtrie

Jetzt befinden ſich die größten und wichtigſten induſtriellen Anlagen zum Teil in Vororten, z. B. weſtlich von Moabit die von Ludwig Löwe begründete weltbekannte Maſchinen- und Gewehrfabrik und an der Oberſpree die berühmten Spindlerſchen Färbereien, muſterhaft auch durch ihre Arbeiterfürſorge. Da ſich die vielen Vororte über ein gemeinſames ſtatiſtiſches Verfahren noch nicht völlig geeinigt haben, ſo laſſen ſich keine genauen Zahlenangaben über Groß-Berlin machen. Etwa 25 v. H. der Einwohner ſind im Handel und Verkehr, etwa 65 v. H. in der Induſtrie beſchäftigt. Durchſchnittlich kommt ein ſelbſtändiger Gewerbetreibender auf 3,5, werden auch die Frauen mitgerechnet, auf 2,6 Bewohner. Weil die in der Großſtadt ſich regenden Geiſteskräfte auch das Gewerbe beleben, ſo wird manche halbfertige Ware nach Berlin geliefert und hier in der verſchiedenſten Art weiterverarbeitet. Jedenfalls iſt Berlin jetzt unbeſtritten nicht nur der erſte Geldplatz Deutſchlands, der als Markt für Wertpapiere eine der erſten Stellen in Europa einnimmt, ſondern auch der großartigſte Binnenhandelsplatz Europas und die bedeutendſte Induſtrieſtadt des Reiches und des ganzen Feſtlandes, deren Erzeugniſſe ſich über die ganze Welt verbreiten. Vor allem ſind entwickelt Maſchinenfabrikation und Elektrotechnik, worin Deutſchland ſich die führende Stellung auch gegen den Wettbewerb der Vereinigten Staaten gewahrt hat; die drei größten Geſellſchaften, Union, Allgemeine Elektrizitätsgeſellſchaft und Siemens & Halske, haben in Berlin ihren Sitz. Hier ſind ferner mächtig emporgekommen: Bekleidungsinduſtrie von den einfachſten Arbeiteranzügen bis zum feinſten Modeartikel (etwa neun Zehntel des geſamten deutſchen Bedarfs in der Frauenkleidung wird durch Berliner Maſſenware gedeckt), Metall-

bearbeitung, Wohnungseinrichtung (namentlich mit Möbeln), Feinmechanik, Buchgewerbe, Chemie und Weberei. Berlin ist ständiger Weltmarkt geworden und führt dem Brandenburger Boden, dem es längst entwachsen ist, stets neues Leben zu.

Verkehrseinrichtungen

Der gewaltige wirtschaftliche Aufschwung Berlins, der den Deutschlands widerspiegelt, machte umfassende Maßnahmen des Verkehrs nötig. Jetzt stehen alle Teile Groß-Berlins durch ein dichtes Netz der verschiedenartigsten Verkehrseinrichtungen in der engsten Verbindung miteinander: die größtmögliche Einheitlichkeit ist erreicht, so daß auch in dieser Beziehung Berlin den Vergleich mit keiner Weltstadt zu

Straßenwesen seit 1875

scheuen braucht. Das Straßenwesen wurde durchgreifend geregelt gemäß dem 1875 mit dem Staate geschlossenen Vertrage, der das Eigentum an allen Straßen, Brücken und Plätzen — außer Lustgarten, Opern- und Königsplatz — sowie die örtliche Straßenbaupolizei der Stadt übertrug mit der Verpflichtung, die Straßen zu unterhalten, und mit der Berechtigung, neue anzulegen; als Beitrag zu den oft erheblichen Kosten zahlte der Staat ein Kapital an die Stadt. Infolge dieses

Brücken

Vertrages von 1875 erneuerte man sehr viele Brücken vollständig, versah sie mit breiten Fahr- und bequemen Fußwegen und stattete manche sogar mit künstlerischem Schmuck aus; auf der sogenannten Herkulesbrücke am Lützowplatz z. B. sind die von Schadow gemeißelten guten alten Sandsteinfiguren aufgestellt, zu denen die Technik des Brunnens in keinem richtigen Verhältnis steht. Berlin hat jetzt mehr als 70 Brücken, von denen einige sehenswert sind, und ist eine der brückenreichsten Städte der Welt. Durch die Anlage neuer Brücken sowie durch Straßenerweiterungen und Straßendurchbrüche wurden mehr Verkehrswege geschaffen, als die wachsende Einwohnerzahl nötig machte.

Ringbahn

Unter den dem Berliner Ortsverkehr dienenden Bahnen ward zuerst die Ringbahn 1867 begonnen und nach zehn Jahren vollendet. Der Gedanke, den Osten

Stadtbahn

und den Westen Berlins durch eine Stadtbahn zu verbinden, tauchte 1871 auf, stieß aber auf große Schwierigkeiten wegen der außerordentlich hohen Kosten. Trotzdem nahm dann mit Rücksicht auf die Wichtigkeit einer solchen Stadtbahn im Falle der Mobilmachung der Staat die Sache in die Hand und begann 1875 den Bau. 1882 wurde die Stadtbahn, die in ihrer ganzen Länge von zwölf Kilometern als Hochbahn angelegt war, eröffnet. Von den Gesamtkosten in der Höhe von 68 Millionen Mark entfiel fast die Hälfte auf den Grunderwerb. Anschluß entweder an die Stadt- oder an die Ringbahn haben alle in Berlin auf fünf großen Personenbahnhöfen einmündenden Fernbahnen.

Eine neue, nicht wie die Straßenbahnen nur zu ebener Erde geführte Bahn-

anlage bildet die Januar 1902 eröffnete Hoch- und Untergrundbahn, ihr östlicher Teil bis zum Nollendorfplatz ist Hochbahn, deren Bahnhöfe zuweilen den Eindruck erwecken, als ob sie in der Luft schweben; unterirdisch mußte man die Bahn weiterführen, weil dies nicht nur von der öffentlichen Meinung sehr gewünscht, sondern von der Stadt Charlottenburg geradezu gefordert wurde. Neben der Verstärkung dieser Bahn sind zwei sehr wichtige unterirdische Schnellbahnlinien während des Weltkrieges im Bau, die beide unter der Spree hindurchgeführt werden müssen. Daß dies möglich ist, bewies zuerst der 1895 begonnene Spreetunnel an der Wallstraße (Tafel V, 10 und 11), dessen Herstellung große technische Schwierigkeiten bereitete, weil Berlin über einer gewaltigen unterirdischen Wasserader erbaut ist. Der „Fangedamm" bestand aus zwei Reihen hölzerner Spundwände, zwischen die wasserundurchlässiger Lehm hineingeschüttet wurde. Die ihrer Zeit berühmte „Spreeinsel" war der zur Vereinigung zweier Tunnelstücke in der Mitte der Spree errichtete Ringfangedamm. Hoch- und Untergrundbahn

An einer Verbindung zwischen dem Norden und dem Süden Berlins auf dem schnellsten und kürzesten Wege fehlt es noch immer. Die Hauptverkehrsader bildet hier die Friedrichstraße, deren mittlere Strecke zu beiden Seiten der Straße Unter den Linden so eng ist, daß Straßenbahnen an dieser Stelle überhaupt nicht durchgeführt werden konnten, sondern auf weiten Umwegen herumgeleitet werden müssen, während Fuhrwerke sich immer nur nach einer Richtung hin bewegen dürfen. Mit Rücksicht auf diese bei dem außerordentlich starken Verkehr sich empfindlich bemerkbar machenden Unzuträglichkeiten beschlossen die städtischen Behörden den Bau einer 10,4 Kilometer langen, in 22½ Minuten auf 16 Stationen zu durchfahrenden Nord-Süd-Untergrundbahn unter der Friedrichstraße. Die auf etwa 82 Millionen Mark veranschlagten Kosten sind ungewöhnlich hoch aus folgenden Gründen. Die Bahn kann auf der ganzen Strecke nur als Untergrundbahn gebaut werden und kreuzt daher die Ring-, die Stadt- sowie die schon bestehende Untergrundbahn an je einer Stelle, was besondere Sicherheitsmaßregeln und Umbauten der Fundamente nötig macht. Sodann muß während des Baues die erst vor kurzer Zeit neugebaute Weidendammbrücke abgebrochen, durch zwei vorläufige Brücken ersetzt und dann wieder aufgebaut werden, damit die Untergrundbahn an zwei verkehrsreichen Stellen unter dem Landwehrkanal und der Spree Platz findet. Weiter sind zweimal Moore bis zu 30 m Tiefe in einer Länge von 60 und 128 m zu überschreiten, was eine besondere, aus eisernem Rahmen gebildete Tunnelanlage erfordert. Endlich ist eine Verlegung sämtlicher sehr zahlreicher Kanäle und Leitungen in der Friedrichstraße geboten, damit für Nord-Süd-Untergrundbahn im Bau

den Bahnkörper der nötige Raum geschafft wird.[1] Trotz aller Schwierigkeiten schreitet der Bau so rüstig vorwärts, daß er voraussichtlich Herbst 1918 fertiggestellt sein wird. Die zweite unterirdische Schnellbahnlinie wird von der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft in der Richtung Gesundbrunnen—Neukölln gebaut; in einer besonderen Art und Weise stellt die Firma Siemens & Halske den Tunnel in dem Flußviereck zwischen der Jannowitzbrücke und der Waisenbrücke her. —

Bedeutung der Wasserstraßen

Die Wasserwege gewannen für Berlin schon im 18. Jahrhundert große Bedeutung. Aus der Lage der Stadt zwischen Elbe und Oder erwuchs ihr die Aufgabe, den Verkehr beider Ströme zu vereinigen und durchzuleiten, namentlich in der Richtung von Oberschlesien nach Hamburg. Alle Binnenschiffahrtsmöglichkeiten waren für Berlin gegeben, und durch Kanäle wurde seit der Zeit des Großen Kurfürsten das Hinterland mehr und mehr erschlossen. Auf der Spree lagen schon Mitte des vorigen Jahrhunderts viele mit Torf und Obst beladene lange Kähne, die den Eindruck einer eigenartigen Wohnlichkeit machten; aus den Kajüten stieg Torfrauch, Windeln und Hemden wurden auf ihnen getrocknet. Die Eisenbahnen hatten zunächst zwar eine gewisse Unterschätzung der Wasserstraßen zur Folge, doch schon in den siebziger Jahren gewann die Erkenntnis wieder die Oberhand, daß neben jenen die Wasserwege je nach der Gunst der Witterung ihre große Wichtigkeit behalten namentlich wegen der viel niedrigeren Frachtkosten für Massengüter. 1840 wurden 1⅕, 1912 aber etwa 10 Millionen Tonnen Güter in Ein-, Aus- und Durchfuhr auf den Wasserstraßen in und bei Berlin bewegt, denen an Zahl und Vielseitigkeit die keiner anderen Weltstadt gleichkommen. Über 50 v. H. der Einfuhr des Berliner Wirtschaftsgebietes entfallen auf den Wasserverkehr, von der

Kahnverkehr

Ausfuhr nur etwa 20 v. H. Auch der Kahnverkehr auf der Spree blieb lebhaft, und am traulichsten fügen sich die Obstkähne dem Straßenbilde ein.[2] Der Schiffsverkehr Berlins kommt für Vieh überhaupt nicht in Betracht; was Brenn- und Baustoffe aber betrifft, so war er bis 1890 dem Eisenbahnverkehr überlegen. Große Bedeutung auch für die Reichshauptstadt, die aus Schweden viel Holz, Roheisen und Granit erhält, besitzt der in erster Linie mit Rücksicht auf den Ver-

[1] Das aus all diesen Gründen sehr schwierige und kostspielige Werk erleichtert der Krieg nur insofern etwas, als der Fuhrwerksverkehr auf den im Bau befindlichen Strecken meist wenig lebhaft ist; anderseits aber verringert der Krieg die Zahl der Arbeiter, erschwert das Heranschaffen der Baustoffe und bürdet der Stadt ungemein hohe Ausgaben für Kriegsunterstützung, Lebensmittelbeschaffung und Wohlfahrtspflege auf.

[2] Die böhmischen werden oft schon nach der ersten Fahrt auf Abbruch verkauft, weil ohne Rückfracht der Heimtransport durch Schlepper etwa ein Fünftel des Wertes, nämlich rund 1000 Mark, kosten würde.

kehr an der Odermündung angelegte, 1914 eröffnete Großschiffahrtsweg, der Berlin mit Stettin, dem wichtigsten preußischen und dem drittgrößten deutschen Hafen, verbindet. Eine sechsjährige Bauzeit und 48 Millionen Mark Kosten ohne die Hafenbauten erforderte diese neue Wasserstraße, die 99 km lang, 3 m tief, 33 m breit ist, 10 Schleusen, 40 Brücken und manche andere technisch kühne Bauten aufweist, so daß Güterfahrzeuge dreifach größeren Maßstabes als bisher bewegt werden können, nämlich mit 600 bis 800 t Ladegewicht, wozu etwa 40 Eisenbahngüterwagen nötig sind. Im Nordwesten Berlins, am Plötzensee, nimmt der Großschiffahrtsweg seinen Ausgang, hier wird daher ein Westhafen geplant; denn für die 75000 Schiffe, die jährlich durch Berlin kommen, reichen zwar die Wege völlig aus, aber nicht die Lösch- und Ladeanlagen. Bald in diesem, bald in jenem Hafen Groß-Berlins legt eine in einfachen, aber gefälligen Formen gehaltene Schifferkirche an, deren Kosten durch einen 1901 begründeten Verein aufgebracht werden. — Großschiffahrtsweg zur Oder

Wie im wirtschaftlichen Leben, so hat Berlin auch auf geistigem Gebiet durch die Entwicklung von Wissenschaft und Bildung, Kirche und Schule, Literatur und Kunst allmählich große Bedeutung erlangt.

Arbeit! lautet das strenge Gebot, das der Stadt an der Spree die Natur schon in die Wiege gelegt hat, beschwerliche Arbeit zunächst im Kampf mit Sumpf und mit Sand! Die Sorge um des Lebens Nahrung und Notdurft ließ lange keine höheren Interessen aufkommen; noch zu Beginn des 16. Jahrhunderts fällt der Abt Trithemius das Urteil, die Berliner seien roh und unlustig zu wissenschaftlicher Beschäftigung. Zum Sitz der brandenburgischen Universität wurde 1506 nicht Berlin, sondern Frankfurt an der Oder ausersehen, wo sie jahrzehntelang nur ein kümmerliches Dasein fristete. Am Ausgang des 17. Jahrhunderts finden wir in Berlin fünf humanistische Gymnasien: das aus einer Franziskanerschule hervorgegangene zum Grauen Kloster, das Köllnische, das 1607 als Fürsten- und Landesschule errichtete, 1650 zunächst im kurfürstlichen Schlosse untergebrachte Joachimstalsche, das Friedrichswerdersche seit 1681 und das Französische seit 1689. Das Friedrich-Wilhelm-Gymnasium entstand aus dem vom Pastor Hecker neben seiner „ökonomisch-mathematischen Realschule" 1747 gegründeten Pädagogium. Diese Heckersche Realschule fand ungemein großen Anklang und ist als die erste eigenartige höhere Lehranstalt zu bezeichnen, die Berlin besaß. In den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts wurde die nach Pestalozzis und Jahns Grundsätzen geleitete Plamannsche Erziehungsanstalt viel besucht, deren Schüler vom siebenten bis zum zwölften Lebensjahre 1822 bis 1827 Bismarck war. Späte Anfänge wissenschaftlichen Lebens

Die fünf älteren Gymnasien

Heckersche Realschule

Berliner Prediger

Für Glaubenssachen war die Teilnahme der Berliner bis tief ins 18. Jahrhundert hinein im allgemeinen weit reger als für Wissenschaft und Kunst, daher weist die Berliner Kirchengeschichte eine Anzahl von bedeutenden Geistlichen auf. Unter ihnen ist durch seine unübertrefflichen Lieder am bekanntesten geworden der ebenso gemütvolle wie glaubenseifrige Diakonus der Nikolaikirche Paul Gerhardt, der wegen seiner Hartnäckigkeit gegenüber den Reformierten schließlich abgesetzt wurde, jedoch noch zwei Jahre, bis 1666, unbehelligt in Berlin blieb. Die Dürre eines kalten Buchstabenglaubens befruchteten dann Spener, Propst an der Nikolaikirche 1691–1705, und sein Anhänger Porst, Prediger an der Dorotheenstädtischen Kirche seit 1704, mit der Wärme werktätiger christlicher Liebe: sie begründeten den Pietismus, der das Gemütsleben vertiefte und die Gegensätze innerhalb der evangelischen Kirche etwas ausglich. Zu dieser Zeit fanden am Berliner Hofe Religionsgespräche über eine Einigung der evangelischen und der katholischen Kirche statt, bei denen Leibniz aus Hannover, der bedeutendste damalige Philosoph und einer der hervorragendsten aller Zeiten, die Hauptrolle spielte.

Akademie der Wissenschaften

Wichtig für das wissenschaftliche Leben in Berlin wurde die auf Anregung von Leibniz 1700 gegründete Akademie der Wissenschaften, sie sollte „die urahlte teutsche Haubtsprache in ihrer natürlichen, anständigen Reinheit und Selbständigkeit erhalten", wie es in der Gründungsurkunde heißt. Leibniz schlug solche Akademie dem brandenburgischen Kurfürsten Friedrich III. oder vielmehr seiner ihm geistig überlegenen Gemahlin Sophie Charlotte vor, nicht nur aus wissenschaftlichen Gründen, sondern auch aus politischem Ehrgeiz. Da er nämlich das Vertrauen der Kurfürstin von Hannover, der Mutter von Sophie Charlotte, besaß und auch bei dieser in hoher Gunst stand, so wollte er auch eine politische Rolle in Berlin spielen.[1] Um sich in der wissenschaftlichen Welt einzuführen, veröffentlichte die Akademie 1710 einen Band Abhandlungen, an denen Leibniz wesentlichen Anteil hatte, er erschien jedoch nicht in Berlin, als im folgenden Jahre die Akademie endlich ihre eigenen Räume bezog. Der Nachfolger des ersten Königs, Friedrich

Friedrich Wilhelms I. Eigenart

Wilhelm I. († 1740), war ohne jeden wissenschaftlichen Sinn, besaß für das geistige Leben nur ein sehr beschränktes Verständnis und wurde deshalb lange von vielen verkannt, erst in jüngster Zeit sind seine hervorragenden Verdienste auch auf dem Gebiet der Verwaltung richtig gewürdigt worden. Mit den kleinsten Dingen beschäftigte er sich, weil nach seiner Überzeugung ihre Gesamtheit die

[1] Auf seinen Rat wurde der Akademie zur Bestreitung ihrer Kosten das alleinige Recht verliehen, Kalender herauszugeben oder zu beglaubigen, woraus ihr später ziemlich beträchtliche Einkünfte zuflossen.

großen Dinge ausmacht, und diese Verbindung des Einzelnen mit dem Ganzen nur um der Sache willen war echt preußisch. Daß er den von ihm häufig verspotteten, gelegentlich fast wie einen Hofnarren behandelten Gundling deshalb zum Vorsitzenden der Akademie ernannt habe, um sie zu verhöhnen, kann nicht gerade als unzweifelhaft gelten, höchst geschmacklos war es jedenfalls. Außerordentlich praktisch wie er war, bestimmte Friedrich Wilhelm I., daß die Akademie einen Teil ihrer Einnahmen dem 1717 in exercitus populique salutem (zum Wohle des Heeres und des Volkes) errichteten Anatomischen Theater zugute kommen lassen müsse.

Des Soldatenkönigs unwissenschaftlichen Sinn hatte sein großer Sohn Friedrich II. nicht geerbt, im Gegenteil, schon als Kronprinz zeigte er reges Interesse wie für Kunst, so auch für Wissenschaft, so daß man bei seinem Regierungsantritt (1740) hoffte, die Musen würden von Rheinsberg nach Berlin übersiedeln. Doch zwei Seelen wohnten in seiner Brust. Zeitlebens huldigte er, der mit dem Schwerte so echt deutsch redete, einer großen, mit den damaligen Anschauungen der vornehmen deutschen Gesellschaft übrigens nicht im Widerspruch stehenden Vorliebe für französische Bildung und übersah dabei, daß deren formalen Vorzügen die Eigenart der Deutschen widerstrebt. Während er mit ästhetischem Unbehagen auf seine geistig schwerfälligen Untertanen blickte und doch unermüdlich als wahrer Landesvater für sie sorgte, überschätzte er stets die Franzosen, wie sich auch bei der Besetzung der preußischen Akademie der Wissenschaften zeigte. Unter ihren 18 Mitgliedern nämlich waren fünf(!) Deutsche, so daß die in deutscher Sprache verfaßten Abhandlungen ins Französische[1] übersetzt werden mußten.

Friedrichs II. Vorliebe für französische Bildung

Welchen Einfluß die Akademie der Wissenschaften auf das geistige Leben der Berliner gebildeten Bürgerkreise ausgeübt hat, läßt sich natürlich nicht genau feststellen. Doch unzweifelhaft hätte sich die „Aufklärung" mit ihrer einseitigen Verstandestätigkeit im Gegensatz zur Empfindsamkeit nicht so ungehindert in der preußischen Hauptstadt entwickelt, wenn nicht der König zeitlebens für die Grundsätze der Geistesfreiheit eingetreten wäre. Insofern gab er, obschon er die in entschiedener Aufwärtsbewegung befindliche deutsche Literatur kaum beachtete, doch einen gewissen Anstoß dazu, daß in Berlin ein kritisch-literarisches Leben sich regte, dessen

Die Aufklärung

[1] Friedrichs Vorliebe für französische Bildung hatte auch zur Folge, daß einer der größten Mathematiker aller Zeiten, Euler, der 1741 von Petersburg nach Berlin kam, 25 Jahre später aus der Akademie ausschied und nach Rußland zurückkehrte, weil ihm sein literarischer Gegner d'Alembert vorgezogen wurde, übrigens ein seines vornehmen Wesens halber in Berlin allgemein beliebter Franzose.

Lessing bester Vertreter Lessing war. Als er 1748 nach Berlin kam, trat er auch zu Voltaire in Beziehungen. Der Franzose hatte bereits den Versuch, Klopstock nach Berlin zu bringen, vereitelt und verhinderte nun auch durch die Art, wie er dem König Lessing schilderte, daß dieser an die Bibliothek berufen ward und in der preußischen Hauptstadt seinen dauernden Aufenthalt nahm (1765 bis 1767 weilte er hier zum letztenmal). Das geistig selbständig gewordene Berlin verkörperte Lessing am würdigsten, weil er die wichtigsten Beiträge für die von Nicolai, dem „Berliner Maulaffen" nach Fichtes Ausdruck, herausgegebenen, im Mittelpunkte der Berliner Kritik stehenden Literaturbriefe lieferte. In Berlin lebten auch die Hauptvertreter des in Deutschland von Christian Wolff begrün-
Rationalismus deten Rationalismus, die Theologen Sack und Spalding, die sich den englischen Freidenkern näherten, jedoch Friedrichs Spötterei über Religion zumeist mieden. Den deutschen Charakter der Akademie suchten die Nachfolger des großen Königs mehr zur Geltung zu bringen; im Beginn des 19. Jahrhunderts aber trat das Französische wieder höchst unerfreulich hervor, namentlich 1808, als der ständige
Joh. von Müller Sekretär der Akademie, der Geschichtschreiber Johannes von Müller, kurz bevor er in den Dienst des neuen Königs von Westfalen trat, eine französische Festrede am Geburtstage Friedrichs II. hielt (er verglich diesen mit Napoleon), die auf Goethe solchen Eindruck machte, daß er sie ins Deutsche übersetzte.

In der Zeit vor dem Zusammenbruche des preußischen Staates war der Salon Rahel Levins, der späteren Gattin des Diplomaten Varnhagen von Ense,
Berliner Salons einer feinen Frauenerscheinung, der bekannteste Mittelpunkt der gelehrten und künstlerischen Welt; auch Prinz Louis Ferdinand und andere geistig angeregte Mitglieder der Hofgesellschaft erschienen in diesem Salon, über den die „Königin" der französischen Geselligkeit, Frau von Staël, so viel Rühmens hörte, daß sie ihn 1804 bei ihrer Reise in Deutschland besuchte; sie fand die „kleine Berlinerin" étonnante. Ebenso verkehrten viele hervorragende Persönlichkeiten im Hause der schönen und geistig regsamen Gattin des jüdischen Arztes und Philosophen Herz, mit der Schleiermacher befreundet war. Beide Frauen wußten in ihren Salons Berühmtheiten um sich zu versammeln und verheißende Talente zu fördern.

Weltbürgerliche Gesinnung herrschte in diesen Kreisen. Erst die Trübsal der Franzosenzeit führte eine Wendung zum Nationalen herbei und hatte für das geistige Leben Berlins nur segensreiche Folgen. Nach der bekannten Antwort Friedrich Wilhelms III. an die Abordnung der von Napoleon aufgelösten Universität Halle sollte Preußen durch geistige Kräfte zu ersetzen suchen, was es an physischen verloren hatte. So wurde denn Oktober 1810 im ehemaligen Palaste

des Prinzen Heinrich ohne prunkvolle Feier die Universität Berlin eröffnet, als deren Vorläufer die zur Zeit Friedrichs II. durch verschiedene Behörden und einzelne Gelehrte ins Leben gerufenen Vorlesungen über Gerichtsverfassung und Prozeßwesen, über Philosophie und Literatur, über Naturwissenschaft im allgemeinen sowie über Forst- und Bergfach gelten können. Die vom Großen Kurfürsten in ihren ersten Anfängen begründete Bibliothek war im Laufe der Zeit wesentlich vermehrt worden und erhielt 1780 am Opernplatz ein eigenes Gebäude; damals gab es in Berlin etwa 70 zum Teil reichhaltige Bibliotheken. Gewisse allgemeine Vorbedingungen waren also bereits erfüllt, als Wilhelm von Humboldt, unterstützt von Fichte, Schleiermacher und F. A. Wolf, die unmittelbaren Vorbereitungen für die Gründung der Universität begann. Außer diesen dreien ragten hervor unter ihren 24 ordentlichen Professoren (im ganzen waren 54 Lehrer an ihr in den ersten Zeiten tätig) der klassische Philologe Boeckh – 56 Jahre wirkte er an der Universität und ward 1860 ihr Jubiläumsrektor –, der Mediziner Hufeland, einer der berühmtesten Ärzte seiner Zeit, und der Jurist Savigny. Die Akademie der Wissenschaften wurde 1812 in vier Klassen, eine mathematische, physikalische, philosophische und historische, gegliedert und wandelte sich nun zu einer wirklich deutschen gelehrten Körperschaft um, die sich von der unfruchtbar gewordenen Aufklärung lossagte und mit den Gedanken einer neuen Zeit erfüllte. Ihre Mitglieder erhielten das Recht, an der Universität Vorlesungen zu halten, und davon machten einige Gebrauch, z. B. Niebuhr, der Verfasser einer bahnbrechenden Römischen Geschichte. Die äußere Einrichtung der Universität wich von der damals allgemein üblichen nicht ab; der Zensur unterlagen jedoch die wissenschaftlichen Arbeiten der Professoren vor der Veröffentlichung nicht. Erweckung und Kräftigung vaterländischer Gesinnung oder Pflege deutschnationaler Bildung ward keineswegs als besondere Aufgabe der unter dem Druck der Fremdherrschaft ins Leben gerufenen Universität hingestellt; es gab anfangs nicht einmal eine ordentliche Professur für Germanistik. Trotzdem darf die Bedeutung der Berliner Universität für allmähliche Verschmelzung der strengen preußischen Staatsauffassung mit dem vorwiegend aus dem Westen und Süden stammenden deutschen Geistesleben nicht unterschätzt werden, und auf die in den Berliner Universitätskreisen herrschende vaterländische Gesinnung lassen sich gewisse Schlüsse aus folgenden Zahlen ziehen. Unter den etwa 10000 Freiwilligen, die 1813 in den Befreiungskrieg eilten, waren 6390 Berliner, und von ihnen rüsteten sich 4080 aus eigenen Mitteln aus. Die Hörsäle der Universität standen leer, einige ihrer berühmtesten Professoren, z. B. Fichte und Niebuhr, traten, obwohl körperlich zum Heeresdienst kaum tauglich, in den

Gründung der Universität

Bedeutende Professoren

Vaterländische Gesinnung

Landsturm ein, um auch durch die Tat ein Beispiel opferwilliger Vaterlandsliebe zu geben. Damals stand Berlin zum erstenmal an der Spitze einer nach und nach fast ganz Deutschland ergreifenden Bewegung.

Blüte des wissenschaftlichen Lebens i. d. Reaktionszeit

Wenn den drei Jahrzehnten nach dem Befreiungskriege, der Zeit der Reaktion, geistiger Aufschwung und Blüte des wissenschaftlichen Lebens im allgemeinen nachgerühmt wird, so hat daran Berlin einen erheblichen Anteil. Der wissenschaftliche Geist verlieh damals der preußischen Hauptstadt in hohem Grade ihre Eigenart; im Unterschied von München wurde Berlin eher ein Mittelpunkt der Wissenschaft und der Literatur als der Kunst. Besonders drei Gelehrte übten einen weitreichenden Einfluß aus und machten es den Berlinern möglich, vor Fremden

Hegel

sich mit dem geistigen Glanze ihrer Stadt zu brüsten: der Philosoph Hegel, der 1818 bis 1831 eine förmliche Schule begründete und 1821 seine Rechtsphilosophie veröffentlichte: sie wurde auf ein Menschenalter hinaus das einflußreichste Buch in Deutschland und trug viel dazu bei, daß die Hingabe an den monarchischen Staat einen wichtigen Bestandteil der Berliner geistigen Bildung ausmachte; sodann der preußischste und dabei auf weltgeschichtlichem Gebiete hervorragendste

Ranke

der deutschen Geschichtschreiber, Leopold Ranke, der von 1824 an bis zu seinem

A. v. Humboldt

Tode 1886 in Berlin wirkte und viele Historiker heranbildete; als dritter Alexander von Humboldt, der 1827 bis 1859 in der preußischen Hauptstadt lebte und hier sich die größten Verdienste um Verbreitung naturwissenschaftlicher Bildung erwarb. Da seine Vorlesungen an der Universität allgemeines Aufsehen erregten, so behandelte er denselben Gegenstand kürzer und durchaus gemeinverständlich vor überaus zahlreichen Zuhörern aus allen Kreisen Berlins. Daher erlangte kein Gelehrter solche Volkstümlichkeit wie er. Nächst ihm war am stadtbekanntesten auch infolge seines schlagfertigen Witzes der „Wettermacher" Dove, der zuerst unter den Naturforschern wissenschaftliche Grundsätze für Wetterbeobachtung aufstellte. Später erfreuten sich die von Friedrich Wilhelm IV. 1841 als Mitglieder der

Die Gebrüder Grimm

Akademie nach Berlin berufenen Gebrüder Jakob und Wilhelm Grimm großer Volkstümlichkeit, namentlich Jakob, der fast täglich seinen Spaziergang im Tiergarten machte, stets in tiefes Nachdenken versunken, so daß er nur „nickend und schweigend" alle Grüße erwiderte.

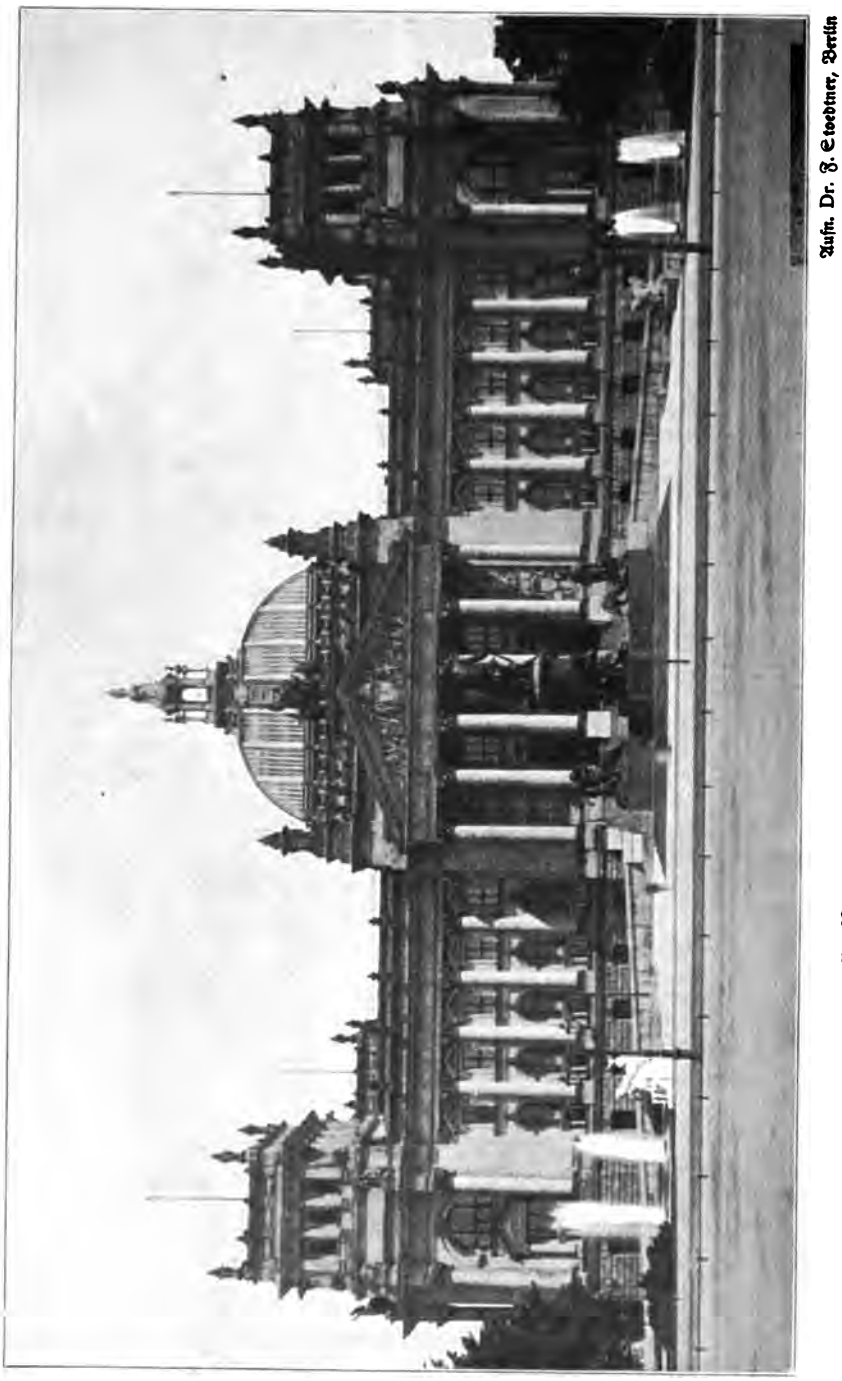
Großes Interesse für wissenschaftliches und literarisches Leben blieb während der Biedermeierzeit, 1815–1847, unter den Gebildeten in Berlin rege; außer in

Bedeutung der Salons

den bereits erwähnten Salons der Rahel Levin und Henriette Herz, um die sich die erste wirkliche Goethegemeinde in Berlin sammelte, kamen manche schöngeistige Kreise bei der sehr freimütigen Schwester Clemens Brentanos, Bettina von

14. Brandenburger Tor vom Pariſer Platz geſehen

(Aus „Die ſchöne deutſche Stadt. Norddeutſchland". Verlag von R. Piper & Co., München)



Aufn. Dr. F. Stoedtner, Berlin

15. Reichstagsgebäude mit Denkmal Bismarcks

Arnim, und bei der aus Weimar ſtammenden Amalie von Helvig zuſammen. Mochte in den Salons auch viel Scheinreden und Scheinwiſſen ſich brüſten, es entſtand doch hier eine öffentliche Meinung, und der politiſche Sinn wurde geweckt. Eleganter Luxus nach Pariſer Art hatte auch vor 1806 nicht in den Berliner Salons geherrſcht; nach 1815 ging es in ihnen, was die leibliche Erfriſchung betrifft, ſehr einfach zu.[1] Überhaupt waren damals die Anſprüche, die in den Berliner gelehrten und künſtleriſchen Kreiſen an Bewirtung geſtellt wurden, äußerſt beſcheiden; der Hof trat ſelten aus ſeinem Stilleben heraus, und großſtädtiſche Geſelligkeit gab es nur in einigen reichen Kaufmannshäuſern, namentlich bei Mendelsſohn und Beer. Viele Schriftſteller und Gelehrte beſuchten auch die von Oberengadinern ſeit 1818 errichteten Konditoreien wegen der dort ausliegenden Konditoreien
Pariſer Zeitungen, an denen der Berliner Bildungsſtolz ſeine Kritik entzünden konnte (in die Konditorei von Joſty — noch jetzt beſteht der Name — wurde 1830 Bismarck von ſeiner Mutter öfters geſchickt, um ſich Pariſer Blätter auszubitten, was ihm peinlich war). Zu den bekannteſten Schriftſtellern jener Zeit gehört Chamiſſo, begeiſterter Anhänger der Romantik, der 1818 von ſeiner Weltreiſe nach Berlin zurückkehrte und nun ſeine ſchönſten Gedichte ſchuf. Der phantaſtiſche Erzähler E. Th. A. Hoffmann wurde 1814 als Kammergerichtsrat in Berlin angeſtellt und kam mit ſeinen Freunden, beſonders mit dem genialen Schauſpieler Ludwig Devrient, in der durch ſie berühmt gewordenen Weinſtube von Lutter & Wegner zu geiſtſprühender nächtlicher Tafelrunde zuſammen. Neben dieſen Männern verdient der Humoriſt Glaßbrenner Erwähnung, weil er bei ſeinen Schilderungen Berliner Volkslebens die Figur des Eckenſtehers Nante (der Komiker Beckmann hatte ſie für ſich ſelbſt geſchaffen) ſehr wirkungsvoll verwertete. Auf Glaßbrenners luſtige Figuren geht die Berliner Lokalpreſſe zurück, die etwa 1½ Jahrzehnte den lebhafteſten Beifall fand, weil ſie örtliche Züge geſchickt verwertete; ſie wurde in der Weltſtadt Berlin immer ſeltener, denn auf Fremde, die das echte Berliner Volksleben nicht kennen, übt ſie keine Anziehungskraft aus.

Chamiſſo

E. Th. A. Hoffmann

Glaßbrenner

[1] Über die äſthetiſchen Abende mit Tee und Butterbrot wurde oft geſpöttelt, z. B. von Heinrich Heine, der drei Jahre in der preußiſchen Hauptſtadt als Student lebte und hier 1822 ſeine erſten Gedichte veröffentlichte, ſo daß Berlin die Wiege ſeines Ruhmes ward. Trotzdem höhnte er:

„Verlaß Berlin mit ſeinem dicken Sande
Und dünnem Tee und aberwitzigen Leuten,
Die Gott, die Welt und was ſie ſelbſt bedeuten,
Begriffen längſt mit Hegelſchem Verſtande!“

Wissenschaftliche Bestrebungen Friedrich Wilhelms IV.

Von Friedrich Wilhelm IV. (1840–1861) erwartete man in ganz Deutschland kräftige Förderung der Wissenschaft, und die idealen Ziele, die er sich steckte, wurden zum Teil verwirklicht. Vor allem berief er berühmte Gelehrte, unter denen man dem von vielen angefeindeten 67jährigen Philosophen Schelling aus München mit den größten Erwartungen entgegensah: in seine Antrittsvorlesung strömte die ganze wissenschaftliche Welt Berlins, seine mystischen Phantasiespiele enttäuschten aber bald sehr viele. Der Akademie der Wissenschaften erteilte der König den Auftrag, die sämtlichen Werke Friedrichs des Großen herauszugeben, und der Universität stellte er mehr Geldmittel zur Verfügung, doch keinem der Berufenen, auch aus dem Kreise der Künstler keinem, trat er wirklich nahe, vielen von ihnen aber wurde Berlin bald verleidet.

Die Universität in jüngster Zeit

Unter Wilhelm I. machte das wissenschaftliche Leben in der Reichshauptstadt auf allen Gebieten bedeutende Fortschritte. Nach einem Worte des Herrschers an den Minister Falk sollte die Berliner Universität ihren Ruf als erste deutsche Hochschule bewahren, und dieser Wunsch hat sich erfüllt. Zum Beweise dessen seien aus dem Kreise der an ihr und an der Akademie der Wissenschaften Wirkenden nur fünf von Weltruhm genannt: Helmholtz, Mommsen, Treitschke, Virchow, Wilamowitz. Von den Ausgaben für die preußischen Universitäten entfiel bis 1900 fast die Hälfte auf Berlin, bei der dortigen Bibliothek ist die Zahl der jährlichen Bestellungen größer als bei sämtlichen anderen preußischen Universitäten zusammengenommen. Nicht weniger als 1135 Vorlesungen wurden für den zweiten Kriegswinter angekündigt, und ein ziemlich großer Teil von ihnen betraf den Krieg. Neben die Universität trat seit 1879 die aus der Vereinigung der Bau- und der Gewerbeakademie hervorgegangene Technische Hochschule, die 1882

Andere Hochschulen Berlins

ein neues, großartiges Gebäude in Charlottenburg bezog, eine landwirtschaftliche Hochschule besteht seit 1856, eine Bergakademie seit 1860, eine Tierarzneihochschule seit 1887 und eine Veterinärakademie für das Heer seit 1903. Alle diese Hochschulen sind, wie die beiden militärischen, Staatsanstalten, von der Kaufmannschaft ward 1906 eine Handelshochschule ins Leben gerufen. Eine Anzahl von Vereinen hat Einrichtungen für wissenschaftliche und volkstümliche Belehrung getroffen, z. B. der Verein für volkstümliche Vortragskurse von Hochschullehrern. Gemeinsam mit der Zentralstelle für Volkswohlfahrt ließ er während des ersten Kriegswinters in verschiedenen großen Sälen „Deutsche Reden in schwerer Zeit" halten, die durch Inhalt und Form auf viele Tausende begeisternd

Freie Hochschule

und tröstend gewirkt haben. Die Freie Hochschule mit ihren etwa 330 Vortragsreihen und 80 Lehrern macht den fast 20000 Hörern aus allen Volksschichten

die edelste Bildung gegen geringe Gebühr zugänglich; in den Sälen höherer Schulen finden abends die Vorträge statt. Zu einer außerordentlichen Höhe ist ganz besonders in Berlin das Fortbildungs- und Fachschulwesen entwickelt. Da nach einer 1905 getroffenen Bestimmung alle Jünglinge im Alter von 14 bis 17 Jahren mindestens vier Stunden wöchentlich an unentgeltlichem Fortbildungsunterricht teilnehmen müssen, wenn sie nicht anderweitige Bildung erhalten, so bestehen zehn große Pflichtfortbildungsschulen, daneben neun Wahlfortbildungsschulen für Jünglinge und ebensoviele für Mädchen in Verbindung mit Gemeindeschulen (1909 wurde die 300. errichtet), außerdem vier Wahlfortbildungsschulen für Vorgeschrittene in Verbindung mit höheren Lehranstalten, die in Berlin in jeder Beziehung solche Stellung einnehmen, wie es in der Reichshauptstadt zu erwarten ist. Diese hat im Buchverlag nach Menge und Bedeutung der Neuerscheinungen namentlich in der Rechtswissenschaft Leipzig überflügelt; angesehene Firmen wie Teubner in Leipzig, Cotta in Stuttgart haben Zweigniederlassungen in Berlin. Eine fast unübersehbare Fachliteratur geht jetzt von hier aus, und dem ungemein regen, mit der Neigung zur Kritik zusammenhängenden wissenschaftlichen Sinne Berlins verdankt Deutschland und durch Deutschland die ganze Welt unzweifelhaft große Kulturfortschritte.

Fortbildungs- und Fachschulen

Berlins Bedeutung im Buchhandel

In der Wissenschaft ist Berlin mehr gebend als empfangend, nicht ganz so verhält es sich auf dem Gebiete der Künste. Für ihre Pflege war Berlins Boden nicht günstig (vgl. S. 123), am meisten noch für die älteste aller Künste, die Baukunst, bei der die einwandernden Meister sich der im Holzschnitzen geübten rauhen märkischen Hand bedienen konnten, wenn es galt, dem Backstein eine Verzierung einzupressen, eine Laubranke z. B., ganz abhängig von der Fremde blieb die Malerei, höchstens gab es einheimische Handwerker, die nachahmten. Für den Wohnhausbau im Beginn des 14. Jahrhunderts ist die Tatsache bezeichnend, daß damals der Bürger Sabellius (Zabel), der ein steinernes Haus besaß, den Beinamen de domo lapidea („vom Steinhause") erhielt — so selten war noch zu jener Zeit ein solches. Den Berlinern blieb die Kunstpflege auch dann ziemlich fremd, als ihre aus Armut und Unkultur langsam aufstrebende Stadt königliche Residenz geworden war (1701). Noch der Vater des ersten Königs, der Große Kurfürst († 1688), berief ausschließlich holländische und andere auswärtige Künstler an seinen Hof, von dem allein die Förderung der bildenden Kunst ausgehen konnte. Kaum in schwachen Anfängen gab es damals ein Kunstgewerbe an der Spree; das erste Berliner gewerbliche Erzeugnis, das auch außerhalb Deutschlands bekannt wurde, war ein sehr bequem auf dem Gestell ruhender Reisewagen, den der

Entwicklung der Künste

Auswärtige Künstler am Berliner Hofe im 17. Jahrhundert

Piemontese Chiese anfertigte, der Erbauer des Potsdamer Stadtschlosses. Er war auch am Erweiterungsbau des Berliner Schlosses beteiligt, dessen Geschichte die Entwicklung der Berliner Baukunst und zugleich wichtige Erlebnisse der preußischen Könige vor Augen führt, die es sämtlich bewohnt haben außer Friedrich Wilhelm III. und Wilhelm I. Im engen Rahmen dieser Darstellung kann die Eigenart des im ältesten Kern bis auf 1443 zurückgehenden, in der Hauptsache aber im 16. und 17. Jahrhundert entstandenen gewaltigen Baues nur angedeutet, nicht eingehend geschildert werden. Der prachtliebende erste König Friedrich I. († 1713), dem gründliche Kennerschaft der wahren Kunst abging, ließ das Schloß nach dem Vorbilde des Versailler Hofes umbauen hauptsächlich durch den 1694 berufenen genialen

Andreas Schlüter und seine Werke

Künstler von Gottes Gnaden, Andreas Schlüter, an dessen Namen sich die früheste, sehr schnell unterbrochene Blüte der bildenden Künste in Berlin knüpft, unter den Zeitgenossen läßt sich ihm nur Georg Bähr, der Schöpfer der Frauenkirche in Dresden, vergleichen. Als einsame Schöpfungen eines damals in ganz Europa einzig dastehenden Meisters verdienen Schlüters Bauten und Denkmäler Bewunderung, vor allen das 1703 auf der neu erbauten Langen Brücke enthüllte

Standbild des Großen Kurfürsten

Reiterstandbild des Großen Kurfürsten, der nach damaliger Sitte in römischem Gewande mit Allongeperücke dargestellt ist und eine stolze, sichere Ruhe zur Schau trägt. Alle Teile dieses idealsten Denkmals in Berlin, der bedeutendsten Schöpfung der Spätrenaissance, stehen in geschickt abgemessenem Verhältnis zueinander, so daß es als Ganzes einen gewaltigen Eindruck macht, den wenige ähnliche Standbilder erwecken.[1] Am gewaltigen Bau des Zeughauses rührt der plastische Schmuck in seiner Hauptsache von Schlüter her, namentlich schuf er die 24 berühmten Masken sterbender Krieger. Von dem Teile des Schlosses, den er in einem sonst nirgends

Umbau des Schlosses

angewandten, altertümlich gewaltigen Barockstil umbaute, erhält man den großartigsten Eindruck, wenn man im zweiten Schloßhof die drei mächtigen Innenseiten vor sich hat. Unter den von Schlüter ausgestatteten Festräumen legen von seinem sicheren Kunstverständnis das glänzendste Zeugnis ab namentlich der Schweizer- und der Rittersaal mit den Marmorfiguren an der trotz aller Fülle nicht überladenen Decke. Nicht ohne seine Schuld stürzte der übermäßig hohe Münzturm nach dem Lustgarten hin zusammen. Nun verdächtigte man den Künstler, dessen großartige Pläne über einen Schloßbau weit hinausgingen, bei seinem Könige, von dem Friedrich II. geurteilt hat, er sei groß nur in kleinen,

[1] Die vier heftig bewegten Sklavengestalten an den Seiten des (1896 erneuerten) Sockels sollen nicht nur die vom Großen Kurfürsten überwundenen äußeren Gewalten, sondern auch die seiner sittlichen Willensstärke schon früh gelungene Bezähmung der Leidenschaften bedeuten.

klein aber in allen großen Dingen gewesen. Schlüter mußte 1706 dem Schützling der Königin, Eosander, weichen, und dieser klebte dann dem Schlosse die gesteigerte Nachbildung des Triumphbogens des Septimius Severus als Portal vor (Tafel V, 12).

Akademie der Künste unter Friedrich I.

Friedrich III. gründete 1696 auf Vorschlag des holländischen Malers Terwesten nach französischem und römischem Vorbilde die Akademie der Künste, die nicht nur als Aufsichtsbehörde für das Kunstleben gelten und die Künstler fördern, sondern vornehmlich das Kunsthandwerk heben sollte. Nach des ersten Königs Tode aber wurde sie vernachlässigt infolge der bereits (S. 124) geschilderten Eigenart seines Nachfolgers; er entzog Schlüter die Hofbildhauerstelle und verkaufte die Gipsabgüsse nach Dresden, dessen Hofleben den denkbar größten Gegensatz zum Berliner bildete. Denn Friedrich Wilhelm I., ein überaus praktischer und zumeist sehr sparsamer Herrscher, empfand keine Freude am Schönen, sondern nahm die Künste vom Nützlichkeitsstandpunkt, verwandelte den vor dem Schlosse vom Großen Kurfürsten angelegten, später mit Orangerien und Wasserkünsten ausgestatteten Lustgarten (der dem Zwinger in Dresden, dem Hofgarten in München entsprach) in einen Exerzierplatz, beließ zwar den ersten Hofmaler seines Vaters, Antoine Pesne, in Berlin, gab ihm aber nur Bildnisse und allenfalls Jagdstücke in Auftrag, fesselte den König Gicht ans Zimmer, so befaßte er sich höchsteigenhändig, aber sehr eigenartig mit Abkonterfeien „langer Kerle". Eine pommersche Sau ließ er malen, um sie als Vorbild für Schweinezucht zu benutzen. Bei seiner Leidenschaft für alles Hochragende befahl er, viele hölzerne und dann überkupferte Kirchtürme zu errichten; der Parochialkirchturm steht noch, der neben der Petrikirche sollte „womöglich noch höher werden als der Münsterturm zu Straßburg", stürzte aber zusammen und blieb unvollendet. Hier und da ließ er korinthische Säulen aufpflanzen: sie machten den Eindruck von Kanonenrohren, in deren Mündungen Sträuße stecken. Denn die Baukunst erniedrigte er fast zum Handwerk, wie sich bereits bei der hastigen Vollendung des vom Vater unfertig hinterlassenen Schlosses zeigte, dessen in verschiedenen Zeiten entstandene Teile bis 1716 zu einem Ganzen verbunden wurden; ebenso zeigte es sich bei der Vollendung des Zeughauses, später noch mehr bei den ausschließlich mit Rücksicht auf Zweckmäßigkeit zum Teil auf seinen Befehl — „der Kerl hat Geld, muß bauen" — und oft mit Beihilfe aus der Staatskasse in so großer Zahl errichteten Bürgerhäusern, daß nach seinem Tode viele um einen Spottpreis verkauft wurden. Während im Beginn des 18. Jahrhunderts Ausländer, z. B. der weitgereiste irische Philosoph Toland, der 1703 in Berlin weilte, die neuen Häuser als „schön

Die Künste unter Friedrich Wilhelm I.

Bauten zur Zeit Friedrich Wilhelms I.

ausgeziert" gerühmt hatten, machten die unter Friedrich Wilhelm I. ausgebauten Straßenfluchten namentlich in der Friedrichstadt, durch deren Tore die meisten
Einförmigkeit Fremden in Berlin einzogen, durchweg einen steifen, einförmigen, zopfstilmäßigen Eindruck, abgesehen von der Farbe der Wohnhausfassaden. Nur darin nämlich ließ der König den Bürgern Freiheit: sie durften durch beliebigen Anstrich ihr Haus von dem des Nachbarn unterscheiden. So erblickte man denn zuweilen unmittelbar nebeneinander die grellsten Farben in schreiendem Gegensatz. Und der preußische Adel? Er begann in der Wilhelmstraße Paläste zu erbauen (das jetzige Reichskanzlerpalais ließ 1736 bis 1739 Graf Schulenburg errichten), an denen noch ein anderer Geschmack als der königliche sich zeigte, und in denen es auch an Luxus nicht fehlte, abgesehen von Badeeinrichtungen, die nicht vermißt wurden.
Zustände 1740 Berlin trug 1740 noch den Charakter einer Landstadt an sich; innerhalb der Mauern gab es 99 Scheunen, zahlreiche Gärten mit Lusthäusern, Weinberge und Wiesen. Das Leben hatte, im großen Gegensatz zu Wien, im allgemeinen einen herben, strengen Zug an sich; griff doch Friedrich Wilhelm I. rücksichtslos selbst in kleine persönliche Angelegenheiten der Bürger ein, so daß sich manche beeilten, von der Straße zu verschwinden, wenn sie ihn mit seinem spanischen Rohr auf das Pflaster trommeln hörten.

Friedrich II. Dem Regierungsantritt Friedrichs II. 1740 sahen die Kunstfreunde mit den höchsten Erwartungen entgegen und wurden darin nicht enttäuscht. Kurz nach seiner Thronbesteigung schrieb er: „Ich arbeite mit beiden Händen: mit der einen für die preußische Armee, mit der anderen für die schönen Künste." Er war darauf bedacht, Berlins Stadtbild dem der berühmten europäischen Großstädte gleichwertig zu machen auch durch imposantere Architektur, während die Malerei hier bis in die neueste Zeit hinter den übrigen bildenden Künsten zurückstand im Unterschied von anderen Residenzen, namentlich München und Dresden. Kaum hatte er die
Knobelsdorff Regierung angetreten, so ließ er durch seinen kunstbegeisterten Freund Knobelsdorff, einen Offizier, Architekten und Maler, den schon in Rheinsberg geplanten Bau des Opernhauses beginnen, und bereits am 7. Dezember 1742 ward es, obschon
Opernhaus unfertig, eingeweiht. Während die innere Ausstattung in dem abwechslungsreichen Rokokostil dem Könige durchaus zusagte, nahm er, der stets besonders auf wirkungsvolle Fassaden Wert legte, Anstoß an der griechischen Tempelform, in der das Äußere gehalten war. Die unbefangene und großartige Auffassung des Altertums, wie sie zuerst Winckelmann 1755 in seinen „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke" lehrte, kam dann später auch in der Wissenschaft (durch W. von Humboldt) gerade in Berlin viel freier zur Geltung als in anderen

deutschen Großstädten. Der Platz, auf dem sich das Opernhaus, das erste Gebäude Berlins im klassischen Stil, erhob, bildete den Eingang zu der unter dem Großen Kurfürsten angelegten Lindenallee, war jedoch, da die Wälle und sonstigen Befestigungswerke hatten niedergelegt werden müssen, unbebaut und zum Teil wüst; deshalb plante Friedrich hier die Anlage eines großen „Forums" mit Monumentalbauten, dessen Ausführung sich aber nicht nach seinen ursprünglichen Absichten gestaltete, weil er sich mit Knobelsdorff entzweite und später bei seinen architektonischen Neuschöpfungen Potsdam bevorzugte. Dennoch begann nach einem Entwurf Knobelsdorffs kurz nach 1745 Boumann der Ältere dem Opernhause gegenüber mit dem Bau des Palastes für Prinz Heinrich (der heutigen Universität), der erst 1766 beendet wurde. Seit 1747 entstand an der westlichen Seite des Opernplatzes die katholische St. Hedwigskirche, ein Zentralbau, der in seiner Hauptanlage dem Pantheon in Rom nachgebildet wurde, und seit 1774 ward unter Leitung Boumanns des Jüngeren die Königliche Bibliothek errichtet — im Volksmund die Kommode genannt.[1] Diese vier Monumentalbauten bilden den Hauptschmuck des Opernplatzes, den Nicolai in seiner Beschreibung Berlins 1786 „einen der schönsten Plätze der Welt" nannte; 1806 machte er auf Napoleon bei seinem Einzuge großen Eindruck und stellt noch immer einen Glanzpunkt der Berliner Architektur dar.

Palast des Prinzen Heinrich

Hedwigskirche

Bibliothek

Im Lustgarten wurde als Ersatz für den baufälligen mittelalterlichen Dom auf dem Schloßplatze, der abgebrochen werden mußte, ein schlichter Neubau mit nur einem Turm nach einem Entwurf des älteren Boumann 1747 bis 1750 aufgeführt; nachdem Schinkel ihn im Anfang des 19. Jahrhunderts im Innern und äußerlich umgebaut hatte, blieb er bis 1894 unangetastet.

Dom

Friedrich II., der beim Regierungsantritt eine beträchtliche Zahl wohlgepflegter Gärten in seiner durch Blumenzucht berühmten Hauptstadt vorfand, machte den Tiergarten sofort allgemein zugänglich und ließ ihn durch Statuen am „Großen Stern" sowie durch Wege und Plätze verschönern, die Knobelsdorff mit feinem Natursinn anlegte. Im Norden am Siebenkurfürstenplatz fanden an Sommernachmittagen Militärkonzerte statt, bei denen die vornehme Welt gern zusammenkam; daher durften hier seit 1745 in „Zelten" Erfrischungen feilgeboten werden, und so blieb dieser Gegend die Bezeichnung „Unter den Zelten". Das durch Knobelsdorff im Innern umgestaltete Charlottenburger Schloß verödete, weil der

Tiergarten

[1] Der Sage nach hatte auf Friedrichs Wunsch eine Rokokokommode als Muster gedient, in Wirklichkeit hatte Unger mit ziemlichem Geschick eine für die Wiener Hofburg von Fischer von Erlach entworfene Fassade sich zum Vorbild genommen.

König seit 1744 „Sanssouci" bei Potsdam größtenteils nach seinen eigenen, nicht nach Knobelsdorffs Plänen ausführen ließ.

Fassaden an Wohnhäusern

Nach dem Siebenjährigen Kriege nahm Friedrich seine Bemühungen, Berlin durch Verschönerung des Stadtbildes den Glanz und die Pracht eines Königssitzes zu verleihen, in noch umfassenderem Maßstabe wieder auf. Zunächst widmete er seine besondere Aufmerksamkeit der Straße Unter den Linden und gab ihr in kurzer Zeit vor allem dadurch ein großstädtisches Ansehen, daß er Häuser mit künstlerischen Fassaden meist nach Ungers Plänen zum Teil auf Staatskosten errichten ließ; ebenso verfuhr er in der Leipziger- und in der Königstraße sowie am Dönhoffplatze. Es kam vor, daß zwei oder drei Grundstücke eine Fassade nach italienischer Art erhielten, und daß dann die Besitzer der einzelnen Grundstücke

Gendarmenmarkt

ihren Anteil mit ihrer Lieblingsfarbe anstreichen ließen. Dem Gendarmenmarkt, so benannt, weil Friedrich Wilhelm I. um die dort errichteten zwei kleinen Kirchen hatte Ställe für das Regiment Gens d'armes erbauen lassen – diesem großen, aber gänzlich schmucklosen Platze gab Friedrich ein wahrhaft monumentales Gepräge durch sehr stattliche Wohnhäuser, durch das 1774 erbaute französische Komödienhaus und ganz besonders durch die von Gontard an den beiden Kirchen errichteten Kuppeltürme, zwei Prachtschaustücke, die noch heute den Blick fesseln. Von Gontard, dem bedeutendsten damaligen Baukünstler neben Knobelsdorff, ließ Friedrich außer dem Marmorpalais auch die malerische Königsbrücke mit den Kolonnaden 1777–80 aufführen, eine der hervorragendsten Schöpfungen der Berliner Architektur des 18. Jahrhunderts. So legte der unumschränkte Herrscherwille den Grund zu der damals vielbewunderten Schönheit Berlins.

Akademie der Künste

Auf die Akademie der Künste „warf der große König in den Tagen seines ruhigen Alters ein gnädiges Auge", wie es in ihrem für die öffentliche Ausstellung Frühjahr 1786 veröffentlichten Verzeichnis heißt. Friedrich ordnete eine Neuorganisation der Akademie an, und Staatsminister von Heinitz führte sie später durch; er suchte „das Interesse der Kunst mit dem ungleich wichtigeren des Staatsinteresses zu verbinden" dadurch, daß er die Akademie zur „Beförderin des guten Geschmacks in allen Branchen der Nationalindustrie" machte, um dieser zum Auf-

Kunstausstellungen

schwung zu verhelfen. Der König selbst hatte zu der Kunstausstellung 1786 die Anregung gegeben, und eine solche veranstaltete seitdem die Akademie fast regelmäßig in ihren Räumen. War doch die Zahl der einheimischen Kunstfreunde und Kunstverständigen während der Regierung des Alten Fritz bedeutend gewachsen, auch der eigenartige Realismus des Zeichners und Radierers Chodowiecki fand in Berlin viel Anklang, nur nicht beim Könige und bei Ausländern. Immerhin

bekundete sich an der Spree ein regeres Interesse für Theater als für bildende Kunst, daher blieb der Kunsthandel ziemlich unbedeutend. Vielfach keimte das Kunstinteresse auf dem Boden der in den ästhetischen Tees (s. S. 129) gepflegten literarischen Bildung; wie zu Weimar in Goethes Tagen und in Dresden zur Zeit der Romantik, wurde in Berlin von Dichtern die bildende Kunst gepriesen.

Schon zu des großen Königs Zeit trat seine Hauptstadt vor allem durch die Bauten Gontards mit an die Spitze der deutschen Architektur. Die letzte große Bauschöpfung des 18. Jahrhunderts in Berlin war das in freier Nachbildung der Propyläen 1788–93 von Langhans errichtete und in die Lücke der Stadtmauer eingefügte Brandenburger Tor (Tafel VI, 14), kein Triumphbogen, sondern ein wirkliches Tor, das mit seinem Viergespann zu einem der volkstümlichsten Baudenkmäler Berlins geworden ist, besonders seitdem der Einzug der siegreichen Truppen 1864, 1866 und 1871 durch dies Tor erfolgte. Schöpfer des Viergespanns der Siegesgöttin war der Bildhauer Gottfried Schadow (1764 bis 1850), der Berlin während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zum Hauptsitz der deutschen Bildhauerei machte. Auf ihre Entwicklung übte sein durch Naturgefühl belebter Klassizismus großen Einfluß; vor Übertreibungen bei der Nachahmung der griechischen Vorbilder bewahrte ihn sein heller Wirklichkeitssinn. Die Vorderseite der Preußens Ruhmeslaufbahn verherrlichenden Siegesgöttin war ursprünglich dem Tiergarten zugekehrt; sie zog gleichsam zum Siege hinaus; nachträglich brachte der Künstler verschiedene Veränderungen an. Bekanntlich ließ Napoleon das Viergespann[1] nach Paris schaffen; als es dann zum zweitenmal in Berlin aufgestellt wurde, fügte man in die Standarte der Siegesgöttin das Eiserne Kreuz ein. Die Hauptwerke Schadows sind die preußischen Fürsten- und Heldenstandbilder, die sich ebenso durch Wahrheit wie durch Lebendigkeit auszeichnen.

Brandenburger Tor

Schadow und seine Bedeutung

Schadows bedeutendster Schüler, Christian Rauch (1777–1857), war in seiner Jugend Kammerdiener der Königin Luise; ihr 1815 im Charlottenburger Mausoleum aufgestelltes Marmorbild ist wohl das Lebensvollste, was er geschaffen hat: der Anblick der weich hingegossenen, hoheits- und zugleich anmutsvollen Gestalt wirkt in der matten Beleuchtung tief ergreifend und zeigt, wie klassisches Schönheitsgefühl, deutsche Innigkeit und Berliner Wirklichkeitssinn bei Rauch

Rauchs Schöpfungen

[1] Das Modell zum Viergespann mit den zwölf Fuß hohen Rossen und der sechzehn Fuß hohen Siegesgöttin fertigte Schadow in Eichenholz an, und danach wurden die einzelnen Teile durch zwei geschickte Handwerker, die den Gedanken des Künstlers Verständnis entgegenbrachten, in Kupferblech gehämmert.

völlig ineinander aufgingen. Unbestritten war er der größte Bildhauer, dessen Standbilder die Zeit der Freiheitskriege meisterhaft zur Anschauung brachten: 1822 wurden die Scharnhorsts und Bülows zu beiden Seiten der Neuen Wache enthüllt, 1826 das Blüchers gegenüber am Opernplatz, und 1840 ward der Grundstein zu dem weltbekannten Denkmal Friedrichs II. gelegt — majestätisch erhebt sich der königliche Reiter über dem großstädtischen Treiben.

Von Drake, einem der besten Schüler Rauchs, rühren her die in der Vorhalle des Alten Museums aufgestellte meisterhafte Marmorbüste Rauchs und das lebenswahre Denkmal Friedrich Wilhelms III.[1] im Tiergarten.

Schinkels Bedeutung

Wie Berlin den hervorragenden Werken dieser drei Künstler einen Höhepunkt in der Bildhauerei verdankte, so auch in der Baukunst der Wirksamkeit Gottfried Schinkels (1781–1841), durch den das ganze damalige Berliner Leben seine eigenartige künstlerische Gestaltung erhielt. Den preußischen Königen, die in ihrer Hauptstadt bauen mußten, um des Staates Ansehen zu heben, standen dafür nur bescheidene Mittel zur Verfügung. Aus dieser Not machten sie eine Tugend, und durch die einfache, von Schwulst und Prunk freie Schönheit seiner Bauten gewann Berlin architektonisch den ersten Rang in Deutschland. Das ist Schinkels Verdienst, der ein außerordentlich feines Gefühl für die maßvolle Schönheit der griechischen Kunst besaß und sich an sie anlehnte, ohne seine künstlerische Selbständigkeit aufzugeben. Nicht alle die großen Pläne, mit denen er Berlins Nüchternheit in Schönheit zu verwandeln gedachte, wurden ausgeführt, doch legte er in edlen Linien einen preußischen Stil fest durch seine beiden bedeutendsten und

Altes Museum

ansehnlichsten Bauten: das Alte Museum, in dessen großartiger, von 18 jonischen Säulen getragener Vorhalle zehn in der Kunstgeschichte berühmte Männer durch Marmorstandbilder verewigt sind (gleich beim Eintritt übt die Rotunde eine wunderbare, mit den einfachsten Mitteln — nur 800000 Mark standen für den ganzen Bau zur Verfügung — erreichte Wirkung), und durch das an der Stelle des

Schauspielhaus

französischen Komödienhauses auf dem Gendarmenmarkt errichtete Schauspielhaus, das E. Th. A. Hoffmann als „kolossal und genial gedacht" rühmt.

Schinkels Tod 1841 hemmte die Weiterentwicklung Berlins als preußischer Kunststadt, weil nur dieser Meister den in die weitesten Fernen schweifenden Geist Friedrich Wilhelms IV. (1840–61), der München überbieten wollte, zu zügeln

[1] An dieses knüpft sich eine weitverbreitete Legende. Eine Stelle in dem einen Stiefel wurde schadhaft und mußte durch ein Stück Marmor verdeckt werden; dem Künstler schob man nun die Absicht unter, er habe durch diesen Flicken auf die hausväterliche Sparsamkeit des Königs hindeuten wollen!

vermochte. Das Versprechen, das der König einmal als Kronprinz gegeben hatte: „Kopf hoch, Schinkel! Wir wollen dereinst zusammen bauen", konnte nicht erfüllt werden. Den Werken Schlüters und Schinkels, die den architektonischen Charakter Berlins bisher bestimmt hatten, ebenbürtige zur Seite zu stellen, das überstieg die Kräfte Stülers, den der König bei seinen Bauplänen zu Rate zog. Seine beste Leistung ist die gewaltige Schloßkuppel über dem Portal Eosanders (Tafel V, 12). Gänzlich mißglückte das Unternehmen des Königs, einen prächtigen Dom zum würdigen Abschluß des Straßenzuges vom Brandenburger Tor zu errichten. Nach vielen Entwürfen kam nichts zustande als der in die Spree hineingeschobene Unterbau der Chorabschlüsse. Neben dem Dom sollte eine Königsgruft erstehen, um ihre Wände mit biblischen Fresken zu schmücken und um in Berlin die monumentale Malerei einzubürgern, wurde Peter Cornelius aus München berufen, weil aber des Königs Plan scheiterte, so verließ er schließlich voll Erbitterung die preußische Hauptstadt. Hier fand dann ein anderer Münchener Maler zehn Jahre lang sehr großen Beifall, Wilhelm Kaulbach († 1874), der die geschichtlichen Wandgemälde in dem riesigen Treppenhause des Neuen Museums anbrachte. Dieser Bau Stülers steht in scharfem Gegensatz zu der Kunst Schinkels, weil er mehr gelehrte Pracht als ruhige Schönheit zeigt und nirgends dem Auge ein Gesamtbild darbietet; auch unter Kaulbachs Bildern kann nur den beiden ersten, Hunnenschlacht und Zerstörung Babylons, die geschlossene Einheit der dramatischen Handlung nachgerühmt werden, die im „Zeitalter der Reformation" gänzlich vermißt wird.

Bauplane Friedrich Wilhelms IV.

Kaulbachs Gemälde im Neuen Museum

Wilhelm I. (1861–88) beharrte zeitlebens bei der äußersten Einfachheit, die auf innerster Vornehmheit beruht; mit seinem Wesen stand sein vom jüngeren Langhans erbautes Palais im Einklang, dessen einzigen Schmuck schöngeschnittene Fenster und preußische Adler am Dachfirst bilden. In den ersten Zeiten seiner Regierung baute man auch die Wohnhäuser noch anspruchslos, aber zweckmäßig; die Berliner Bildhauerschule hielt an Rauchs Grundsätzen fest; eine neue Kunst war die Malerei Menzels: zurückschauend verherrlichte er Friedrich den Großen, ohne dessen Taten Berlin niemals hätte Reichshauptstadt werden können. Doch dem kriegerischen und staatlichen Aufschwunge Preußens, der den bildenden Künsten ein weit ausgedehnteres und lohnenderes Arbeitsfeld als früher eröffnete, entsprach die Weiterentwicklung Berlins als Kunststadt zunächst nicht. Die Preußen überließen ihre Hauptstadt deren eigenem, übermäßigem Wachstum, und Berlin verleugnete seine preußische Vergangenheit etwas in der Zeit, als Stadtviertel neben Stadtviertel entstand: sehr kostbare Bauten fielen unter der Spitzhacke, sogar an Schinkel

Entwicklung der Künste in der Reichshauptstadt

Architektonischer Mischmasch

vergriff man sich, jedem Stile von der Gotik bis zur Sezession ward jede Freiheit gestattet, so daß es zu einem architektonischen Mischmasch kam, eine unpreußische Willkür griff Platz, als man nach neuen Formen bei neuen Bauaufgaben suchte. Dabei büßte Berlin den ernsten Charakter der Architektur, durch den es sich ausgezeichnet hatte, mehr oder weniger ein. Die Wohnhäuser wurden oft mit schablonenmäßigem äußerem Prunk überladen und erhielten seltsam geformte Erker und Giebel, überragt von unverhältnismäßig hohen Türmen. So gelangte die

Neudeutsche Renaissance

neudeutsche Renaissance in Berlin zur Herrschaft, auch unter dem Einfluß Münchens und anderer süddeutscher Großstädte. Während diese sich aber bald edleren Formen zuwandten, hielt in der Reichshauptstadt die üppige Blüte des vielfach derben, meist willkürlichen Stils ziemlich lange an, bis Messel (vgl. S. 80) der privaten Bautätigkeit, die mit der Schönheit die Behaglichkeit zu verbinden sucht, ungeahnte Bahnen eröffnete durch seine Tiergartenvillen; auch Albert Geßner schuf ein schönes Vorbild für Wohnhäuser mit Haustüren, die kleine Kunstwerke sind, mit reizvollen Aufgängen und freundlichen Fenstern.

Reichstagsgebäude

Die Reichshauptstadt sah eine große Zahl öffentlicher Bauten erstehen. Das Reichstagsgebäude (Tafel VI, 15) Paul Wallots, der hauptsächlich das Frühbarock kraftvoll vertrat, gibt dem damals für Deutschland neuen monumentalen Gedanken einen würdigen Ausdruck (alle Absichten des Künstlers wurden nicht ausgeführt) und zeigt sichere Beherrschung des Raumes sowie selbständige Verwendung von Stilformen aus ganz verschiedenen Zeiten, ohne daß sie sich gegenseitig beeinflussen oder stören; eigenartig war die Umrißlinie der aus Glas und Eisen aufgeführten Kuppel, und eigenartig wurden Flächen und Wände besonders

Andere Bauten des Reichs

im Innern geschmückt. Andere vom Reiche aufgeführte Bauten sind das Reichsamt des Innern, das Hauptpostgebäude, die Admiralität, die Kaserne des 4. Garderegiments und der ebenso geräumige wie prächtige Anbau an das von Schinkel herrührende schlichte und einfache Haus der Kriegsakademie. Der Gegensatz zwischen den beiden Hälften dieses Gesamtgebäudes veranschaulicht so deutlich, wie es wohl bei keinem anderen öffentlichen Bau der Fall ist, den durch ruhmreiche Kämpfe herbeigeführten Aufstieg der staatlichen Macht Preußens während der beiden letzten Jahrhunderte.

Städtische Bauten

Die Stadt Berlin machte 1897 zum Leiter ihres Bauwesens Ludwig Hoffmann, der bei seinem Streben nach Zweckmäßigkeit und Schönheit zwischen Altem und Neuem bedachtsam und gerecht vermittelte, das Hauptgewicht auf eine in sich geschlossene Einfachheit legte und die im Rahmen der Überlieferung sich bewegenden Verzierungen, z. B. an den Gesimsen, bis ins kleinste durchdachte. Unter den

neuen städtischen Gebäuden sind besonders hervorzuheben Krankenhäuser, namentlich das nach Virchow benannte, Gemeindeschulen, z. B. der Doppelbau in der Wilmsstraße, Markthallen, der Zentral-Vieh- und Schlachthof und aus jüngster Zeit das 1902–11 von Ludwig Hoffmann aus grauem Muschelkalk erbaute Stadthaus (Tafel VII, 16 und 17), eine Ergänzung zum „Roten" Hause, dem alten Rathause. Jenes liegt ebenfalls in der Altstadt auf einer Grundfläche von 11588 qm an einer Stelle, wo seine wuchtige Palastfassade in etwas düsteren Renaissance- und Barockformen nicht völlig zur Geltung kommt, enthält im Innern aber nicht nur durchaus zweckmäßige Arbeitsräume, sondern auch drei feingestaltete Zierstücke: den Bärenhof, die mächtige Festhalle, in der das einzige Farbige der Fußboden aus rötlichem Veroneser Marmor ist – einen ähnlich würdigen Raum für ernste Feiern besitzt Berlin nicht –, und den etwa 80 m hohen Turm, durch Säulenstellungen gegliedert, die sich in zwei sich verjüngenden Geschossen aufbauen; von der Spitze der Kuppel schaut die Glücksgöttin hernieder. Auf dem Gebäude liegt wie eine feste, überragende Kappe die schwer lastende, doch edel gezeichnete Bedachung. Stadthaus

Der Preußische Staat erbaute, um die neuen künstlerischen Bestrebungen zu fördern, das Kunstgewerbemuseum (1881) und das Museum für Völkerkunde (1886), ferner die Akademie der Tonkunst, den Landesausstellungspalast, zwei Landtagsgebäude, die neue Landwirtschaftliche Hochschule, die Technische Hochschule, die Bergakademie, die Turnlehrerbildungsanstalt, mehrere Universitätskliniken und kleinere Bauten. Im Schlosse erhielt der wegen des ursprünglichen weißen Anstrichs so benannte Weiße Saal, der erst 1844 künstlerisch ausgeschmückt wurde, durch weißen Marmor Verzierungen. Jüngst (1914) ist nach zehnjähriger Arbeit der Neubau der Königlichen Bibliothek und der Akademie der Wissenschaften unter Leitung Ernst Ihnes vollendet worden, eine ungewöhnlich prunkvolle Stätte der Wissenschaft, wie es kaum eine zweite in einer Großstadt gibt. Alle praktischen Forderungen sind glänzend erfüllt, und die gewaltige Kuppel über dem Lesesaal ist ein technisches Meisterwerk. Preußische Staatsbauten

Dies Gebäude befindet sich in der Straße Unter den Linden, die lange fast unverändert blieb und bis vor etwa drei Jahrzehnten die einzige durch ihre Breite und die vierfache Baumreihe höchst eindrucksvolle Prachtpromenadenstraße für die vornehme und elegante Welt war. Jetzt macht sich hier wie in anderen Teilen Berlins, namentlich in der Friedrichstadt, eine Neigung zu überladenem Prunk geltend. Im allgemeinen sind die neueren Bauten in frei behandeltem Renaissance- oder Barockstil gehalten und an den Außenseiten oft aus Sandstein oder Kalkstein hergestellt. Bei einigen Bauten hat man nach dem von Schinkel gegebenen „Unter den Linden"

Ziegelrohbauten

Vorbilde verschiedenfarbige Ziegel verwendet, meist in Verbindung mit Hausteinen und Terrakotten. Hervorragende Ziegelrohbauten sind der Anhalter Bahnhof, dessen mächtige Halle Heinrich Seidel konstruiert hat, der obenerwähnte Anbau der Kriegsakademie, das Rathaus, das Kunstgewerbemuseum und die Lutherkirche.

Kirchen

In den beiden letzten Jahrzehnten sind besonders dank der Tätigkeit eines Kirchenbauvereins 25 evangelische und 9 katholische Kirchen entstanden, unter denen die 1895 eingeweihte Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche durch sehr reichen Schmuck hervorragt. Der von Raschdorf 1894–1904 am Lustgarten erbaute Dom mit seinen Kuppeln wirkt wie „eine Enzyklopädie der italienischen Hochrenaissance", gegen deren Masse das Schloß und das Museum nicht aufkommen. Um 1860

Denkmäler

standen in Berlin, abgesehen von der Schloßbrücke, 18 große öffentliche Denkmäler, unter ihnen zwei, deren Ruhm die Welt erfüllte, das einzige aus Privatmitteln errichtete Denkmal von Bedeutung war das oben (S. 138) erwähnte Friedrich Wilhelms III. im Tiergarten. Unter Wilhelm I. erhielt Berlin 17 große Denkmäler, sechs von ihnen auf Kosten des Staates, darunter die auf dem Königsplatz 1873 errichtete Siegessäule mit Reliefs und Mosaikgemälden verschiedener Künstler. An den Bildern und Statuen der Ruhmeshalle im Zeughause, für die Wilhelm I. besonderes Interesse zeigte, arbeiteten die namhaftesten Künstler der Zeit. Außerordentlich viele Denkmäler sind dann seit 1888 errichtet worden, teils aus Privatmitteln Wilhelms II., teils auf Kosten des Reiches und Preußens, teils aus Sammlungen, die in ganz Deutschland veranstaltet wurden. Für das unten (S. 143) kurz gewürdigte Nationaldenkmal Wilhelms I. konnte ein recht beschränkter Raum nur mit Hilfe einer Lotterie gewonnen werden, die es ermöglichte, die ganze Schloßfreiheit niederzulegen. Auf der zum Lustgarten führenden Schloßterrasse, an deren Ende eine adlergekrönte Säule sich fast bis zum Eckfenster jenes Stockwerks erhebt, wo Napoleon 1806 wohnte, ließ Wilhelm II. fünf Standbilder oranischer Fürsten errichten. Rund 150 Denkmäler und andere Bildwerke, deren

Siegesallee

große Mehrzahl seit 1898 entstand, befinden sich jetzt im Tiergarten, in der Siegesallee sind 96 Personen in Standbildern und Büsten, außerdem noch drei in Reliefs dargestellt, so daß die Berliner von einem „Marmormeer" witzeln. Unter den vielen neuen Denkmälern in der Stadt sind nicht wenige an und für sich wohl gelungen, manche stehen aber nicht im Einklang mit der Umgebung und beeinträchtigen dann den allgemeinen Eindruck des Straßenbildes. Dabei macht sich

Mangel großer freier Plätze

der Mangel großer freier Plätze empfindlich bemerkbar, die nicht nur Kreuzungspunkte mehrerer Straßen (wie der Potsdamer Platz), sondern geschlossene Organismen für sich bilden (wie der Pariser Platz oder der Gendarmenmarkt) – solche

sind in Berlin selten, obschon öffentliche Plätze 1574 ha, d. h. den vierten Teil des Berliner Weichbildes, einnehmen. In welchem Maße alle die auf Wilhelms II. Geheiß oder Anregung entstandene Pracht die künftige preußische Kunstrichtung beeinflußt, kann nur die Zeit lehren; darüber jetzt schon ein Urteil zu fällen, wäre voreilig.

Künstlerisch wertvolle Brunnen besaß Berlin vor der Zeit des jetzigen Kaisers überhaupt nicht; der erste war der ihm von der Stadt Berlin beim Antritt der Regierung geschenkte, vor dem Schloß errichtete Neptunbrunnen (Tafel VII, 18) von Reinhold Begas, dem Schöpfer des Schillerdenkmals (1871) vor dem Schauspielhause, einer der größten Brunnen der Welt, der weiteste Abstand zwischen zwei gegenüberliegenden Ausbuchtungen des Beckens beträgt 18 m, die Höhe bis zur Dreizackspitze 10 m. Unzweifelhaft machen die gewaltig rauschenden Wassermassen einen großartigen Eindruck; ob aber das Kunstwerk mit Rücksicht auf die gegenüberliegende ernste Fassade des Schlosses nicht zu überladen ist, kann zweifelhaft erscheinen. Begas ist derjenige Bildhauer, der im Unterschied von Rauch in der Plastik Berlins einen Umschwung zugunsten des theatralischen Barocks herbeigeführt hat. Von ihm stammt das Nationaldenkmal Wilhelms I. (Tafel V, 12) vor dem Schlosse, das Bismarckdenkmal (Tafel VI, 15) vor dem Reichstagsgebäude und auf diesem Gebäude die Giebelgruppe der Germania zu Roß. Bei dem zuerst genannten Denkmal in eingeklammerter Lage fehlt zwar der ruhige Hintergrund, doch die reich geschmückte, in freien jonischen Formen gehaltene Säulenhalle aus gelbem Sandstein steht mit dem Portal Eosanders in Einklang. Zwei herrliche in Kupfer getriebene Viergespanne, von zwei heldenhaften Frauengestalten geführt, bilden den Hauptschmuck des Denkmals, an dem vier bronzene Löwen die Siegesbeute bewachen; zwei kräftige Jünglingsgestalten in dreifacher Lebensgröße verkörpern den Krieg und den Frieden. — Ein an Geschlossenheit, Anmut und Festigkeit unübertroffenes Bildwerk ist Tuaillons große eherne Amazone zu Pferde neben der National-Galerie; in seiner Vergrößerung auf einem runden Platz im Tiergarten kommt das Bildwerk noch besser zur Geltung. Unter den neuesten Brunnen zeichnet sich durch sinnige Eigenart aus der Märchenbrunnen (Tafel VII, 19).

Neptunbrunnen

Begas' Bedeutung

Tuaillons Amazone

Märchenbrunnen

Das Kunstgewerbe nahm im letzten Menschenalter solchen Aufschwung in Berlin, daß 20 Jahre nach Errichtung des stattlichen Kunstgewerbemuseums ein (1905 vollendeter) großer Neubau für die Unterrichtsanstalt und die Bibliothek nötig wurde, das alte Gebäude reicht für die Sammlungen kaum aus. Verschiedene Architekten haben jüngst mit Erfolg das Innere der Gebäude künstlerisch

Kunstgewerbe

ausgestattet. Jede Kunstrichtung ist jetzt in Berlin nicht nur in den vielen Ateliers
Ausstellungen und Schulen von Künstlern, sondern auch auf den Ausstellungen vertreten, die seit 1893 von der Akademie der Künste gemeinsam mit dem Verein Berliner Künstler veranstaltet wurden. Eine Anzahl von diesen tat sich 1899 nach dem Vorgange Münchens zu einer Sezession zusammen und eröffnete eine Sonderausstellung, die 1905 zuerst in einem eigenen Gebäude stattfand. Eine ebenfalls 1905 veranstaltete Ausstellung ließ das gesamte, im Heimischen wurzelnde Schaffen Adolf Menzels überblicken, des größten Berliner Malers, der den Realismus auf die denkbar höchste Stufe erhob und durch stete schärfste Beobachtung der Wirklichkeit auch zur Erkenntnis der eigenartigen neuen Reize des Großstadtlebens gelangte.

Museen Zahlreich sind die Museen in der Reichshauptstadt, und den verschiedensten Zwecken dienen sie; es gibt auch ein Post- und ein Verkehrsmuseum. Die 1876 vollendete Nationalgalerie im Korinthischen Tempelstil bietet in ihrer Gemäldesammlung treffliche Gelegenheit, die Entwicklung der deutschen Malerei während des 19. Jahrhunderts mit dem Gegensatz zwischen Romantik und Realismus zu verfolgen; die Daseinsberechtigung beider Auffassungen ergibt sich aus den hohen künstlerischen Leistungen, die beide aufzuweisen haben. Auch das von Ihne im Barockstil aufgeführte Kaiser-Friedrich-Museum enthält wertvolle Kunstschätze. Der Altertumskenntnis dient das Olympiamuseum; der Fries vom Zeustempel in Pergamon, eine der künstlerischen Sehenswürdigkeiten Berlins, befindet sich in der Säulenhalle an der Nationalgalerie.[1] Die Museumsgegend wird gänzlich umgestaltet durch einen nach Messelschen Entwürfen in der Ausführung begriffenen gewaltigen Bau, dessen Säulenfronten sich neben der Umgebung fast wie Zyklopenbauten ausnehmen, und durch eine ihrer Vollendung entgegengehende Brücke mit zwei nach dem Lustgarten hinabführenden Treppen. Andere bedeutende Museumsbauten sind bereits erwähnt worden. Berlin wird zwar kein Wallfahrtsort für Kunstfreunde, wie Rom oder Paris, doch kann es von diesen Kunststätten lernen, wie man nicht die fremden Schätze vor den heimischen in den Vordergrund stellt, sondern diese möglichst zugänglich macht.

Die Reichshauptstadt in dem Zustande, wie er sie gegen Ende der Regierung Wilhelms I. sah, nennt der englische Schriftsteller Sidney Whitman, der jahrzehntelang in Deutschland geweilt hat, „eine der schönsten Städte der Welt". Trifft dies Urteil noch jetzt zu? Die Fülle der verschiedenen Bauten und Denk-

[1] 1886 wurde es durch Zusammenarbeiten der Baumeister, Bildhauer, Gelehrten und Maler möglich, die erste Nachbildung der östlichen Giebelhalle des olympischen Zeustempels und die Reliefbilder des pergamenischen Altars in ursprünglicher Größe auszustellen.

Aufn. E. von Branclütsch, Berlin

16. Vorhalle des Stadthauses an der Kloſterſtraße

Aufn. E. von Branclütsch, Berlin

17. Vorhalle des Stadthauses an der Judenſtraße

Aufn. Gebr. Haeckel, Berlin

18. Märchenbrunnen am Friedrichshain

19. Neptunbrunnen von Begas

mäler, an denen der Kunstkenner je nach seinem Standpunkt dieses oder jenes loben und bemängeln wird, schließt sich selten zum harmonischen Ganzen zusammen, und darin besteht ein wesentlicher Unterschied der neuen deutschen Kaiserstadt von der alten an der Donau. Unterschied zwischen Berlin und Wien

In dem oben (S. 106) angeführten Vergleich zwischen Berlin und Wien heißt es auch: „Wien hat keinen Palast aufzuweisen oder ein öffentliches Gebäude, welches man mit dem Schlosse oder mit dem Opern- und Zeughause, mit dem Heinrichschen Palais und anderen in Berlin zusammenstellen könnte. Mit einem Wort: Wien ist in Rücksicht der Bauart, der Regularität und Breite der Straßen mit Berlin gar nicht zu vergleichen und wird dadurch weit übertroffen." Diese Sätze sind 1800 geschrieben. 1848 kam in Wien der freie Wettbewerb bei öffentlichen Bauten zur Geltung, seit 1857 fielen rings um die Stadt die Tore und die hohen mit schattigen Bäumen bestandenen Basteien. Nun war die Bahn für das neue Wien frei gemacht, dessen Ostseite etwas verkümmerte, während in den alten Stadtteilen die krummen Gassen zunächst ganz unverändert blieben. Nach einem künstlerischen Hauptplan wurde auf der Ringstraße allmählich alle Pracht der modernen Großstadt vereinigt. Zu den Barockpalästen, die sich einst der Geburtsadel im alten Wien errichtet hatte, kamen die Renaissancebauten des neuen Geldadels, der in Wien früher als in Berlin zum Aufschwung der Luxusindustrie und des Kunsthandwerks beitrug. Neben diesen Palästen entstanden an der Ringstraße große öffentliche Bauten, die durch Künstler sehr verschiedener Richtung zu dem schönsten neueren Stadtbild vereinigt wurden: Hofoper, Burgtheater, Hofburg, Universität, die in reiner, zarter Gotik aufragende Votivkirche, Rathaus, Parlamentsgebäude. Auf weiten Plätzen errichtete man großartige, der Umgebung durchaus angepaßte Denkmäler, deren Wirkung durch einen ununterbrochenen Kranz herrlicher Parkanlagen gehoben wird. Solchen auf eine einzige Prachtstraße beschränkten künstlerischen Reichtum hat Berlin nicht aufzuweisen, dafür besitzt es andere wichtige Vorzüge namentlich auf verkehrstechnischem Gebiete. In den modernen Großstädten, diesen steinernen Meeren, sind selten in gleichem Maße Schönheit und Zweckmäßigkeit zu finden; diese überwiegt in Berlin, jene in Wien. Vor allen anderen Großstädten der Welt hat Wien jedoch eins voraus, was für seinen Wert als Wohnstätte außerordentlich wichtig ist: klares, kühles Hochquellwasser in reichster Fülle. Die alte 1873 eröffnete Leitung versorgt die Stadt mit 1 Million hl vom Schneeberge und von der Rax her; am 62. Jahrestage seines Regierungsantritts, 2. Dezember 1910, trank der Kaiser Franz Josef im Festsaale des Rathauses den ersten Becher Prachtstraße im neuen Wien

Wiens Hochquellwasser

steirischen Hochquellwassers, das Wien in einer Menge von 1½ Million hl durch die neue, 170 km lange Leitung erhält — solchen Bau hat kaum eine andere Großstadt jetzt aufzuweisen. Berlin dagegen mußte 1873 einer englischen (!) Gesellschaft ihr 1852 übertragenes, bis 1881 währendes Vorrecht der Wasserversorgung für 14 Millionen Mark abkaufen, weil sich Mißstände hinsichtlich der Beschaffenheit und der Menge des zugeführten Wassers herausgestellt hatten. Nun wurden Tiefbrunnen nahe beim Tegeler- und beim Müggelsee angelegt, die gutes und reichliches Wasser liefern; 1910 ist mit dem Bau eines neuen Wasserwerks am Heiligen See begonnen, und ein viertes Tiefbrunnenwerk wird in der Wuhlheide geplant. —

Bühnenkunst in Berlin seit Friedrich II.

Auf dem Gebiete der Bühnenkunst gewann Berlin erst seit der Thronbesteigung Friedrichs II. größere Bedeutung, dessen Interesse für das Theater bis ins letzte Jahrzehnt seines Lebens rege blieb. Opernvorstellungen fanden in der Regel nur im Dezember und Januar Dienstags und Freitags statt und galten, wie in allen damaligen Residenzen, als Hofveranstaltungen, die ausschließlich dem Kunstgenuß des Fürsten und seiner Umgebung dienten. Eintrittskarten wurden also nicht verkauft, sondern nur Einladungen erlassen. In die Oper fuhr der König, der sich sonst in Berlin meist zu Pferde zeigte, stets mit großem Gepränge; dem entsprachen die Kosten der im italienischen Stil gehaltenen Aufführungen. Für das von ihm so hochgeschätzte französische Schauspiel wurde erst 1774 ein eigenes Haus in der Jägerstraße erbaut; doch schon vier Jahre später entließ der König die Truppe, weil er keine rechte Freude mehr am Theater empfand, auch an Opern nicht. Um die Entwicklung des deutschen Theaters im allgemeinen kümmerte er sich ebenso wenig wie um einzelne hervorragende Berliner Aufführungen, unter denen 1768 die der „Minna von Barnhelm" durch den Schauspielunternehmer Döbbelin große Erfolge erzielte. Ohne die Einwirkung

Deutsches Schauspiel in Berlin

Friedrichs nahm das deutsche Schauspiel in Berlin seit 1775 einen erfreulichen Aufschwung, auch deshalb, weil das Publikum sich für die Bühne weit mehr interessierte als für die bildende Kunst. In der Behrenstraße lag das erste deutsche Schauspielhaus, wo Lessings „Nathan der Weise" die Uraufführung erlebte und wo besonders Fleck, der berühmte Darsteller des Wallenstein, große Triumphe feierte. Friedrichs II. Nachfolger überwies dann das leerstehende französische Komödienhaus an Döbbelin, erklärte dessen Bühne zum Deutschen Nationaltheater — „Wir sind Deutsche und wollen Deutsche bleiben", sagte er zu ihm — und nahm es später in königliche Verwaltung. 1796 kam es unter die

Iffland

Leitung des in jeder Beziehung tüchtigen Schauspielers Iffland und erhielt im

Beginn des 19. Jahrhunderts ein neues, von Langhans erbautes Gebäude. Schillers Wünschen, der 1804 im Mai mehrere Wochen in Berlin weilte, kam Iffland stets nach Möglichkeit entgegen und regte auch Verhandlungen wegen Übersiedlung des Dichters nach Berlin an, doch dessen Erkrankung verhinderte deren Abschluß. In der trübsten Zeit Berlins, unter der Franzosenherrschaft, die zur sofortigen Verabschiedung des gesamten Opernpersonals Veranlassung gab, hielt der tatkräftige Iffland nur mit Mühe und Not seine Truppe zusammen. Damals erhielt durch den nächst Schiller bedeutendsten deutschen Dramatiker, den größten preußischen Dichter, Heinrich von Kleist, die Verbindung deutschen Geisteslebens mit dem preußischen Staatsgedanken den ersten edlen dichterischen Ausdruck, doch weder die „Hermannschlacht" noch der „Prinz von Homburg" wurden gedruckt oder aufgeführt! Erst 1821 gingen sie über die Bretter, als Iffland bereits sechs Jahre tot und die Leitung des Theaters, die Generalintendantur, als ein Hofamt dem Grafen Brühl übertragen worden war. Unter den damaligen Schauspielern ragte der früher (S. 129) erwähnte L. Devrient hervor. Aufgeführt wurden viel häufiger als die Dramen unserer Klassiker die Stücke Kotzebues und Ifflands sowie die jetzt längst vergessenen Werke Raupachs, deren Handlung im Mittelalter spielt; denn im Gegensatz zur Aufklärung und zum Klassizismus hatte auch in Berlin die romantische Richtung besonders durch die stark besuchten Vorlesungen A. W. Schlegels viele Anhänger gewonnen.

Heinrich von Kleist

Im Opernhause übte seit 1820 der Generalmusikdirektor Spontini, stets von der Sonne königlicher Gunst bestrahlt, zwanzig Jahre lang eine unumschränkte Herrschaft,[1] die wirklich einheitliche Aufführungen ermöglichte; auf seine eigenen Opern verwandte er aber ungleich mehr Sorgfalt als auf die deutschen, unter denen der am 15. März 1821 zuerst in Berlin aufgeführte „Freischütz" Webers die größte Begeisterung erweckte. Berlin war außer Wien bis 1828 die einzige Stadt, wo die 1823 vollendete Neunte Symphonie Beethovens gespielt wurde. Die beiden in ihrer Art bedeutendsten aus Berlin stammenden Musiker, Mendelssohn und Meyerbeer, suchte Friedrich Wilhelm IV. vergeblich in ihrer Vaterstadt zu halten: jener geriet in Zwistigkeiten mit den königlichen Musikbehörden, weil ihm kein bestimmter Wirkungskreis angewiesen war; diesen aber zog die Weltstadt Paris an sich, wohin seine „großen" Opern besser paßten als in die deutsche Groß-

Spontini

Mendelssohn und Meyerbeer

[1] Als kurz nach des Königs Tode 1840 Spontinis Machtbefugnis etwas eingeschränkt werden sollte, erließ der darüber maßlos aufgeregte Italiener eine öffentliche Erklärung in französischer Sprache; dies führte dann zu so heftigen Kundgebungen im Opernhause, daß er flüchten mußte.

stadt. Mendelssohn dagegen zeigt durch die Verbindung klassischer und romantischer Motive besonders deutlich die Einflüsse seiner Berliner Heimat.

Die Führerrolle auf dem Gebiet des Schauspiels mußte Wien eine Zeitlang an Berlin abtreten, weil hier seit 1888 das junge Geschlecht eine natürliche, wahre und sinnenfrohe Theaterkunst im Gegensatz zur kalten Virtuosität erstrebte und 1889
Freie Bühne die „Freie Bühne" begründete, die den für das ganze Berliner Theaterleben der nächsten Jahrzehnte bedeutsamen Naturalismus eines Gerhart Hauptmann u. a. auf den Schild hob; daneben verblaßte der Ruhm des alten Wiener Burgtheaters, bis auch dieses wie die übrigen Großstadttheater sich der „Moderne" öffnete. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts, als die raffinierte Ausstattungskunst der Berliner Theater in vielen Großstädten nachgeahmt wurde, entstanden in Berlin für
Schillertheater alle Stände Bühnen. Das erste Schillertheater wurde 1894 in den Räumen des alten Wallnertheaters eröffnet und führt zu möglichst niedrigen, den unteren Volksschichten angemessenen Preisen Stücke auf, die „edle Gedanken in schöner Form" enthalten; das Kapital ist von einer Gesellschaft aufgebracht, die den eine fünfprozentige Verzinsung übersteigenden Gewinn nur zu Zwecken der Volksbildung verwendet. Dieser Gesellschaft überließ die Stadt Charlottenburg 1907 das von Littmann sehr zweckmäßig mit einheitlichem amphitheatralischem Zuschauerraum eingerichtete Schillertheater, wohl das schönste unter allen neueren Theatern. Während das Königliche Schauspielhaus den Spielplan verflachen ließ, hat von
Reinhardt 1900 an Reinhardt die Regiekunst völlig umgewandelt und dadurch, daß er vom Kernpunkt des Stückes aus die ganze Aufführung gestaltete und sehr geschickt Massenwirkungen erzielte, die Bühnenkunst überhaupt neu belebt. Sein Deutsches Theater übt eine ebenso große Anziehungskraft aus wie das 1913 eröffnete, mit
Deutsches Opernhaus allen modernen Mitteln außerordentlich praktisch eingerichtete Deutsche Opernhaus in Charlottenburg, dessen Leistungen denen der besten Großstadtbühnen durchaus gleichwertig sind. Der Weltkrieg beeinflußte nur anfangs das Berliner Theaterleben merklich; im Winter 1915/16 fanden auf etwa 30 Bühnen durchschnittlich gut besuchte Vorstellungen statt, in denen das Verschiedenartigste zur Aufführung kam, wie es das Publikum jetzt verlangt; auch ernste Stücke wurden vor vollem Zuschauerraum gespielt. Dem ausschließlich der Kunst dienenden Verein „Neue
Neue Freie Volksbühne Freie Volksbühne" gewährte die Stadt Berlin 1913 ein hypothekarisches Darlehen von zwei Millionen Mark für die Errichtung eines Volkskunsthauses größten Stils, bis zu dessen Fertigstellung allabendlich, außerdem nachmittags an Sonn- und Feiertagen abwechselnd an fast allen besseren Bühnen Berlins nur für die Mitglieder gespielt wird.

Musikalische Bedeutung

Vor August 1914 strebte jeder namhafte ausländische Musiker danach, das Ohr Berlins zu gewinnen, ein Beweis für die auch von Fremden anerkannte musikalische Bedeutung der Reichshauptstadt, die auf diesem Gebiet allerdings hinter Wien zurücksteht. Hier haben ihre letzte Ruhestätte gefunden Beethoven, Mozart, Haydn, Schubert, Brahms, Brückner, Mahler, Hugo Wolf und Lanner — welche Schar tonkunstmächtiger Männer wußte Wien wie mit Zaubergewalt an sich zu fesseln!

Berlin keine Stadt der Dichter

Eine Stadt der großen Dichter ist Berlin nie gewesen, und sein Gegensatz zu Weimar wurde sehr lebhaft in den Tagen unserer Klassiker empfunden. „Der prosaische Geist scheint sich am meisten in Berlin zu offenbaren; patriotische Kunst und patriotische Wissenschaft gehören der ganzen Welt an" — gegen diese Worte Goethes wandte Schadow ein: „Im Vaterländischen liegt das Allgemein-Menschliche, aber umgekehrt liegt im Allgemein-Menschlichen das Vaterländische." Um die Mitte des Jahrhunderts wurde Berlin eine Hochburg des „Jungen Deutschland", das einen gewaltigen literarischen Umschwung herbeiführte; sein journalistischer Hauptvertreter Gutzkow, in einer Bedienstetenwohnung des Königlichen Marstalls geboren, stellte Berlin in den Mittelpunkt seines neunbändigen Romans „Die Ritter vom Geiste" (1850/51), ließ aber zum Schluß die preußische Hauptstadt hinter Weimar zurückstehen. Auch das „Jüngste Deutschland" ging Anfang der achtziger Jahre von Berlin aus, wo eine Anzahl junger Schriftsteller, voran die Gebrüder Heinrich und Julius Hart, in ihren „Kritischen Waffengängen" durch Rückkehr zur Wirklichkeit die nationale Kultur zu vertiefen oder zu erneuern suchten; sie wandten sich jedoch nicht an das ganze deutsche Volk, sondern hauptsächlich an dessen unterste Schichten, und drangen nicht in die Tiefen des deutschen Wesens ein, sondern holten sich ihre Vorbilder aus der Fremde. Seinen dauernden Wohnsitz hat auch jetzt keiner der bedeutenden deutschen Dichter in Berlin.

Das „Junge Deutschland"

Das „Jüngste Deutschland"

Einfluß Berlins auf Deutschland

Wie groß ist der Einfluß, den die Reichshauptstadt auf Deutschland ausübt? Der 1862 gestorbene schwäbische Dichter Justinus Kerner verkündete:

Dem deutschen Körper gab zum Kopfe Gott Berlin,
Als Herz doch legt' er Wien, das herzliche, in ihn.

Bis 1866 nahm jedoch Berlin nicht einmal diejenige Stellung in jeder Beziehung ein, die der größten Stadt des Großstaates Preußen gebührte, sondern war nur für die alten Provinzen in vollem Sinne Hauptstadt, während der Westen ein ziemlich gesondertes Dasein führte. Wien aber wurde von vielen noch um

1860 als die deutsche Hauptstadt betrachtet, als Zentralsonne, an der sich Deutschlands gesamtes Leben entzündete. Da wußte Berlin, das einst als eine kleine Nebensonne aus dem Dunst sumpfiger Sandniederung emporgetaucht war, „so geschickt das Licht der vielen deutschen Kultursonnen aufzusaugen, daß es schließlich selbst als eine Art Zentralsonne dasteht und die anderen zu überstrahlen beginnt." In welchem Maße tritt nun hier das Gesamtleben des Reiches in die Erscheinung? Sicherlich vernehmen wir den Herzschlag des deutschen Volkes in Berlin auch dann deutlich, wenn kein so gewaltiger Sturm durch das Land zieht wie im August 1914, und sicherlich wirken jetzt die von Berlin ausgehenden Antriebe in höherem oder geringerem Grade auf das ganze Reich ein, mögen auch einzelne heftig dagegen ankämpfen. Eine staatlich und wirtschaftlich geeinte Nation bedarf eben eines Mittelpunktes, wo die wichtigsten geistigen und materiellen Strömungen zusammenfließen, und einen solchen bildet unzweifelhaft die Reichshauptstadt, die größte deutsche Industriestadt: hier finden deutscher Geist und deutsche Bildung ihren natürlichen Mittelpunkt. Doch zu weit gehen würde der Anspruch, daß in Berlin die sämtlichen Strahlen des so reichen und vielgestaltigen deutschen Lebens sich sammeln müssen, daß also die Reichshauptstadt ein vollkommen getreues Spiegelbild ganz Deutschlands darstellt. Wer an der Spree von „Provinz" spricht und damit alle sonstigen Teile des Reiches etwas geringschätzig zusammenfaßt, der vergißt dabei, daß in dem Bundesstaat Deutschland die Hauptstadt nicht solche Bedeutung erlangen kann wie in den Einheitsstaaten Frankreich und England. Paris und London muß man kennen, um über französische und englische Kultur richtig zu urteilen; wer Berlin nicht kennt, jedoch viele andere deutsche Großstädte in allen Teilen des Landes, der hat von deutscher Kultur zwar kein vollständiges, aber ein durchaus zutreffendes Bild gewonnen. Denn der infolge unseres alteingewurzelten Hanges zum Sondertum (vgl. S. 53) immer wirksam bleibende Gegensatz zwischen den verschiedenen deutschen Landesteilen hat zur Folge gehabt, daß es neben der Reichshauptstadt noch viele ältere Kulturmittelpunkte gibt, die sich ihre selbständige Eigenart durchaus bewahren und sich nicht ins Schlepptau nehmen lassen; namentlich die kunstfrohen Residenzen der drei außerpreußischen Königreiche werden immer ein kräftiges Gegengewicht gegen Berlinisierung Deutschlands bilden, obschon in ihnen die gewaltige Bedeutung, die Preußens geräuschvolle Hauptstadt für das Reich gewonnen hat, ebenso wenig verkannt wird wie von unbefangenen Berlinern die berechtigte Eigenart anderer deutscher Großstädte, die stillere Stätten künstlerischen Wirkens sind.

Berlin kein Spiegelbild ganz Deutschlands

Dem Österreicher ist seine Kaiserstadt ans Herz gewachsen, und seine Augen

leuchten auf, wenn er von Wien spricht; der Deutsche dagegen erkennt zwar an, daß Berlin die große Aufgabe, die ihm in unserem nationalen Staatswesen zufällt, glänzender erfüllt, als selbst hochgespannte Ansprüche erwarten ließen, aber er liebt seine Reichshauptstadt im allgemeinen wenig. Dies hängt mit der früher (S. 110) geschilderten Eigenart des Berliners zusammen. Wer gern unter einer lebensfrohen und freundlichen Bevölkerung lebt, wird sich in Wien wohlfühlen, wo heiterer Glanz und feine alte Kultur sich im Stadtbilde ausprägen. Und wie nahe an der von Hügeln umrahmten Stadt grünt der singvogelreiche Wiener Wald! Gleiches bietet Berlin nicht, trotz der prächtigen Urwüchsigkeit seines Tiergartens, der Lunge der Großstadt, die jetzt von mächtigen steinernen Rippen eingeschnürt ist, weil man den Waldbestand bei Berlin im letzten Jahrzehnt um etwa ein Siebentel verringerte. Wer aber auf mustergültige Einrichtungen, auf Ordnung und Sauberkeit in schnurgeraden Straßen Wert legt, wird Berlin der österreichischen Kaiserstadt vorziehen, obwohl der echte Durchschnittsberliner höchst unverfroren in selbstbewußtem Überlegenheitsgefühl alles besser wissen will und seinen schlagenden, oft kecken Witz gern an allem ausläßt. Doch zu leicht verurteilt man „den" Berliner nach dem Durchschnittsmaß, das auf manchen einzelnen wenig oder gar nicht paßt, und läßt dann der Haupteigenschaft „des" Berliners nicht volle Gerechtigkeit widerfahren.

Unbeliebtheit Berlins

Während Wien den ruhigen Stolz einer alten Vornehmheit pflegt, rühmt sich Berlin, auf einem von der Natur wenig begünstigten Boden außerordentlich schnell zum Kaisersitz und zu einer Weltstadt emporgeblüht zu sein, die den gewaltigen staatlichen und wirtschaftlichen Aufschwung am sichersten verkörpert. Wie erklärt sich solche Entwicklung? In ziemlich gleichem Maße kommen geschichtliche und geographische Einflüsse in Betracht, nämlich die zur unausgesetzten Arbeit nötigende Beschaffenheit des Bodens, dessen Form eine unbeschränkte Ausdehnung gestattete, die Lage im Mittelpunkt des norddeutschen Tieflandes, die auch durch Kanäle eine Versorgung mit Baustoffen ermöglichte, das Erstarken des Staates im allgemeinen sowie die stete Obhut und Fürsorge sehr verschiedengearteter Herrscher; hauptsächlich jedoch wuchs die wesentlich künstliche Schöpfung selbständig weiter durch die Tüchtigkeit, den Tätigkeitstrieb und das Organisationsgeschick der geweckten und regsamen Berliner Bürger. Den durch alle diese Kräfte herbeigeführten fast unvergleichlichen Aufstieg Berlins, auf den jeder Deutsche stolz sein kann, hat bei einem Fest deutscher Ingenieure ein wackerer Schwabe, der seine Leier ebenso trefflich handhabte wie seine Dampfpflüge, Max Eyth, besungen.

Ursachen des Aufschwungs

Es sah die Welt erst zweifelnd, dann verwundert,
Wie du, Berlin, aus märk'schem Sande stiegst,
Und wie du rastlos, zäh, durch ein Jahrhundert
Fortschreitend, jedes Hindernis besiegst . . .
Auch wir — fast ist es sinnlos, dran zu mahnen —
Kanäle bauend, Straßen, Eisenbahnen
Und ungezählte dampfende Fabriken,
Wir halfen redlich mit, dich zu beglücken.

Und nun, was wurde deinem Mut zum Lohne?
Was deiner Arbeit wohlverdienter Preis?
Drei Perlen schmücken heute deine Krone,
Die keine Stadt, wie du, zu tragen weiß.
Hell schimmern sie im Spiegel deiner Spree
Und strahlen leuchtend über Land und See,
Daß tausend Herzen freudig sie erkennen.
Wohlan, ich will euch diese Perlen nennen.

Die erste ist dein heilig großes Recht,
Des Deutschen Reiches Krone zu bewahren,
Die deines Königs kaiserlich Geschlecht
Gerissen aus den blutigsten Gefahren.
Sie ist geborgen. Niemand, der's vergißt,
Daß unser Kaiser heut dein Bürger ist.
Was einst geblitzt von Staufens Zinnenkranze,
Strahlt jetzt aus dir, Berlin, mit neuem Glanze.

Die zweite ist — man hört es allerorten,
Mit Freude manchmal, manchmal auch mit Neid:
Du bist das Herz des Vaterlands geworden!
Wer denkt der Qualen der Vergangenheit?
Vergessen ist der siebzigjähr'ge Schmerz,
Es schlägt für alle wieder nur ein Herz.
Wir fühlen's, wenn du jubelst, wenn du duldest,
Vergiß die Wärme nicht, die du uns schuldest.

Die dritte ist — heut nenn' ich sie die größte,
Sie strahlt mit ernstem, aber hellstem Licht:
Die Arbeit ist es, die die Welt erlöste,
Die, wenn auch langsam, ihre Ketten bricht.
Der Trägheit lipp'ger Wahnsinn ist dahin!
Der Arbeit Söhne grüßen dich, Berlin!
Du Stadt des Schaffens ruheloser Säfte,
Du Stadt der Arbeit, voll lebend'ger Kräfte!

2. Hamburg

An der Spitze der deutschen Großstädte steht, was überseeischen Handel und Verkehr betrifft, Hamburg. Wie die vereinte Kraft des neuen Deutschen Reiches der altberühmten Hansastadt zugute gekommen ist, so hat diese ihrerseits sehr viel dazu beigetragen, daß Deutschland sich zu einer auch im Ausland einflußreichen wirtschaftlichen Macht entwickelte. Die Verflechtung unseres Vaterlandes in das Getriebe der Weltwirtschaft und den Pulsschlag des deutschen Welthandels kann man nirgends so vernehmlich spüren wie dort, wo Hamburg, die einzige in den Marschen gelegene Großstadt Deutschlands, jetzt eine Millionenstadt, die Wacht an des deutschen Meeres Bucht hält, wo in seinem Hafen mit den unzähligen Masten, Schornsteinen und Speichern unablässiges, den Binnenländer geradezu verblüffendes Leben und Treiben herrscht. Welch unvergleichliches Bild bietet sich hier dem vom Meere Herauffahrenden! Vorn die langgestreckte Landungsbrücke mit dem stattlichen Empfangsgebäude, zur Linken die massige Patinakuppel der Einfahrtshalle zum Elbtunnel, darüber der abwechslungsreiche Bau der Seemannsschule und als Gegenstück die stimmungsvolle Seewarte, auf einem Hügel gelegen, an den sich die Hochbahn anschmiegt; ernst schaut der Roland Bismarck als Beschirmer Deutschlands (Titelbild) über das Getriebe an und auf dem durch Fahrzeuge jeglicher Art belebten Strome, und im Hintergrund grüßen die himmelanragenden Türme der Kirchen und des Rathauses. Dieses moderne Elbpanorama mit seiner außerordentlichen Mannigfaltigkeit der Erscheinungen darf man getrost dem ganz anders gearteten, vom Hauch der Geschichte umwobenen Elbpanorama in Dresden an die Seite setzen. Auch jenes ist schon oft von Malern dargestellt und von Dichtern geschildert worden, doch in seiner ganzen Eigenart läßt es sich nicht getreu wiedergeben. Herrlich ist der Anblick des Hafens, wenn bei linder Luft am lichten Sommerhimmel glänzendweiße Wolkengebilde langsam dahingleiten, aber an einem Wintertage, wenn die Kiele sich unter lautem Knirschen mühsam durch die Eisschollen den Weg bahnen und ein schneidender Ostwind die Wimpel gegen die im Frost knarrenden Masten schlägt, dann macht das Zusammenwirken all der unendlich vielen Maschinen und Menschenkräfte einen großartigeren, gewaltigeren Eindruck, dann ist's, als tönte es immer wieder: Arbeit, Arbeit!

Hamburgs Hafen u. seine Eigenart

Mannigfaltigkeit des Elbpanoramas

Berlin und Hamburg sind in ganz besonderem Maße Großstädte der Arbeit, des Handels und des Kapitalbesitzes, und beide tragen einen ausgeprägt internationalen Charakter. Die Reichshauptstadt aber mit ihren unzähligen Behörden und ihrer gewaltigen Garnison bietet ein durchaus anders geartetes Bild als die alle Lebenskraft mit großartiger Einseitigkeit auf den Welthandel und die Kolonien vereinende Elbstadt, die jetzt der drittgrößte europäische Handelsplatz ist, wo die bekannte „Hapag" mit dem Wahlspruch „Mein Feld ist die Welt" ihren Sitz hat.

Natürliche Grundlage des Hafens

Durch die Arbeit vieler Menschengeschlechter ist der Hamburger Hafen zum größten Handelshafen geworden, den das Deutsche Reich, ja das festländische Europa überhaupt besitzt. Auf einer ziemlich dürftigen natürlichen Grundlage ist er allmählich entstanden, nachdem der nördliche Arm der Elbe an die uralte, der Sage nach von Karl dem Großen begründete Hammaburg (d. h. Geestwaldburg) herangezogen war. Dann erst konnte die eigenartige Lage der Stadt in jeder Beziehung gehörig ausgenutzt werden. Am linken Ufer tritt die Geest — der trockene, zumeist sandige hochgelegene Boden — zwischen den oberhalb und unterhalb liegenden fruchtbaren Marschniederungen auf einer kurzen Strecke unmittelbar an die Elbe heran, so daß sie schon von den ältesten Ansiedlern während jeder Jahreszeit bequem zu erreichen war. Am rechten Ufer konnten leicht Binnenhäfen angelegt werden, in denen sich keine Schlickbildung ablagert, sondern nur obere Sandgeschiebe; diese werden mit jeder Ebbe durch die toten Elbarme hinweggefegt, mit der Flut dagegen kommen, obschon Hamburg 107 km vom Meer entfernt liegt, auch die größten Handelsschiffe herauf (die mächtigen Schnelldampfer allerdings nicht). Der weiche Marschenboden innerhalb des Inselgewirrs ermöglichte die Anlage von Kanälen und Häfen beliebiger Tiefe mit verhältnismäßig geringen Kosten. Der größte Teil der jetzt etwa 700 ha umfassenden Hafenfläche war ursprünglich Anger; dort, wo heute mächtige Dampfer vor Anker liegen, da weideten noch vor einem Menschenalter Rinderherden.

Anfänge der christlichen Kultur an der Alster

Auf den prächtigen, sechs Meter hohen Wandgemälden Hugo Vogels in dem großen Hamburger Rathaussaale werden fünf verschiedene Kulturzeitalter, wie sie sich an und auf der Elbe abgespielt haben, in typischen Vorgängen vor Augen geführt. Durch alle fünf Bilder zieht sich der Strom als Horizontlinie hindurch. Auf dem größten, im Mittelpunkt der Längswand, sind die Anfänge der christlichen Kultur dargestellt: im heiligen Hain sehen wir die heidnischen Fischer und Viehzüchter sich vor dem Kreuz Christi beugen, das die fränkischen Eroberer ihnen

durch Karl den Großen

weisen. Karl der Große nämlich gründete eine Kirche bei der mehrere Seemeilen vom nördlichen Elbarm gelegenen Hammaburg zwischen Alster im Norden und

Bille im Süden; diese beiden kleinen Querflüsse ergießen sich von rechts in die Norderelbe etwas unterhalb der Stelle, wo der Strom sich inselbildend in die beiden Hauptarme teilt. Auf dem Geestrücken, der sich zwischen Alster und Bille gegen die Elbe vorschiebt, ließen sich schon früh Sachsen nieder, erbauten Blockhäuser und zogen zu deren Schutze wahrscheinlich einen Quergraben von der Alster zur Bille, dort, wo später jahrhundertelang die Befestigung der mittelalterlichen Stadt sich befand. Einen Deich anzulegen, lohnte sich nicht, weil der Marschstreifen zu schmal war. Für Karl den Großen gab dann zum Vordringen in diese Gegenden nicht die Elbe und noch weniger die Nähe der Nordsee den Ausschlag, sondern einzig und allein der Umstand, daß an der Alster eine völlig geschützte Bucht sich fand, die als Ausgangspunkt der Mission, als Bollwerk zur Sicherung der Grenzen gegen die Einfälle der Wenden dienen konnte. Wir müssen uns die Hammaburg zur Zeit des großen Frankenfürsten denken als eine durch Graben, Wall und Pallisaden geschützte Festung, die zunächst nur für die Besatzung und für die Geistlichen Raum bot. Auch die Kirche war aus Holz gebaut, erst um 1040 wurde eine neue aus Stein errichtet.

Sitz eines Bischofs wurde Hamburg erst 831 unter Karls des Großen Sohn und Nachfolger, Ludwig dem Frommen; der erste Bischof und zugleich die erste bedeutende Persönlichkeit in der Geschichte Hamburgs war Ansgar, den der Papst Gregor IV. 834 zum Erzbischof und zum Legaten für die nordische Mission ernannte. Wegen der gefährlichen Einfälle der Wenden und namentlich der Normannen, die zuerst 845 einbrachen, wurde 848 Hamburg mit Bremen zu einem Erzbistum vereinigt und dessen Sitz nach Bremen verlegt. Hier starb Ansgar 865. Unter ihm begann Hamburg Kulturmittelpunkt für den europäischen Norden zu werden und hat diese seine Bedeutung im allgemeinen, wenn auch in verschiedenem Maße, bis etwa zur Mitte des 18. Jahrhunderts zu behaupten gewußt. In Hamburg wurde unter Ansgar der Dom erbaut, aus Holz natürlich, und um ihn ließen sich dann alsbald unter dem Schutz von Krummstab und Schwert die vom Bischof abhängigen Bewohner nieder, während sich auf den Alsterwerdern südlich und östlich der Stadt zunächst die alteingesessene Bevölkerung, später auch zuwandernde Schiffer, Fischer und Kaufleute ansiedelten. Otto der Große, der den Erzbischof von Bremen durch Verleihung des Marktrechts zum Stadtherrn machte (965), sicherte auch die Niederlassung an der Alster und Bille, so daß fortan der Marktverkehr innerhalb der Umwallung stattfinden konnte. Die Abodriten machten jedoch wiederholt Einfälle und zerstörten Hamburg von Grund aus, zuletzt 1072. In diesem Jahre starb in Bremen der gewaltige Erzbischof

Erzbischof Ansgar

Wiederholte Zerstörung Hamburgs

Adalbert, der vergeblich dem hohen Ziel nachgestrebt hatte, sein Erzstift in ein nordisches Patriarchat zu verwandeln.

Adolf I. von Holstein

An Stelle der Erzbischöfe wurden seit 1111 die Grafen von Holstein die einflußreichsten Persönlichkeiten in Hamburg. Adolf I. stellte die Befestigungen wieder her und erbaute aufs neue einen Dom sowie auf dem rechten Alsterufer eine Burg, daher wurde er der zweite Gründer Hamburgs genannt. Sein Enkel Adolf III. erweiterte die schon 1060 gegründete Neustadt auf den Gehängen der Geest am rechten Alsterufer planmäßig und befestigte sie. Durch Abdämmung der Alster gewann man Schutz im Nordwesten und zugleich die für Mühlenbetrieb nötige Wasserkraft. Die Einwanderer aus dem Westen, besonders aus Holland, Friesland und Westfalen, erhielten freie Bauplätze, einen eigenen Markt und eine eigene Kirche. Da diese dem heiligen Nikolaus, dem Schutzherrn der Schiffer und Seefahrer, geweiht wurde, so darf man annehmen, daß schon damals die Hamburger eifrig auf den Handel bedacht waren, der für Karl den Großen bei der Befestigung der Hammaburg nicht in Betracht kam. Doch größere Bedeutung für den Handel erlangte Hamburg erst dann, als dorthin ein Teil der Bewohner des zerstörten Bardowik an der unteren Elbe übergesiedelt war, um die Mitte des 12. Jahrhunderts, und gegenüber dem benachbarten Lübeck und selbst gegenüber Bremen blieb die Elbstadt klein, auch nachdem die Landwirtschaft vor dem Zwischenhandel in den Hintergrund getreten war.

Einwanderungen

Adolf III. von Holstein

Für die Neustadt und die Altstadt zusammen erwirkte Adolf III. 1189 von Friedrich Barbarossa, ehe er mit ihm den Kreuzzug antrat, den berühmten, für die weitere Entwicklung Hamburgs außerordentlich wichtig gewordenen Freibrief. Er befreit die Bürger vom landesherrlichen Heerbann sowie von Zoll und Ungeld auf der Elbe bis zum Meer und zurück für Schiff, Waren und Leute, sichert sonstige Verkehrserleichterungen sowie Fischereirechte zu und bestimmt, daß zwei Meilen im Umkreis um die Stadt kein festes Schloß erbaut werden darf. Diese außerordentlichen Vergünstigungen sich zu sichern, blieb das Hauptbestreben der Hamburger in den folgenden wirren Zeiten.[1] Da im 13. Jahrhundert die Einwanderung in die rechtselbischen Lande fortdauerte, so mußte die geeinte Stadt in

[1] 1203 erlangten die Dänen während des Bürgerkrieges in Deutschland die Herrschaft über Holstein und behaupteten sie bis 1227: da wurde sie ihnen von Adolf IV. durch die Schlacht bei Bornhöved (südlich von Kiel), in der auch Hamburger mitfochten, wieder entrissen. Ein Jahr darauf ließ sich Adolf vom Erzbischof die Rechte an die Altstadt abtreten und ermöglichte dadurch die Vereinigung beider Gemeinwesen zu einer Stadt. Sie erfolgte tatsächlich 20 Jahre später, rechtlich aber erst 1292, wie man gewöhnlich annimmt, schon 1241 gab es indes ein großes Stadtsiegel mit der dreitürmigen Burg.

ihrem östlichen Teil wesentlich erweitert werden; es geschah jedoch nicht so planmäßig wie früher. Damit das für den Mühlenbetrieb nötige Wasser immer in ausreichender Menge vorhanden war, staute man um 1250 die Alster künstlich auf durch einen zweiten Damm, den Reesendamm, den jetzigen Jungfernstieg. So entstand das Alsterbecken, das jahrhundertelang für die Wehrkraft Hamburgs nicht geringe Bedeutung besaß, in der Neuzeit aber ein eigenartiger Schmuck der Stadt wurde (Tafel VIII, 20), der ihr zu dem Beinamen „Das nordische Venedig" ganz besonders verhalf. Und in der Tat, wundervoll sind in den verschiedenen Jahreszeiten alle die verschiedenen Alsterbilder: das Lichtmeer an Sommernachmittagen, das im Wasser sich spiegelnde Lichtermeer des Abends, wenn je nach der Jahreszeit zum Schlittschuhlaufen oder bei den Wettfahrten prächtig geschmückter Boote und Gondeln frohe Musik ertönt.

Erweiterung der Stadt

Das Alsterbecken u. seine Schönheit

Adolf IV. ließ in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts zum Schutz der geeinten Stadt zunächst im Osten steinerne Festungswerke errichten; gegen Ausgang des 13. Jahrhunderts wurden solche auch im Westen und Süden angelegt, und den damals gewonnenen Umfang behielt Hamburg während mehrerer Jahrhunderte bei. Die Verwaltung der so gesicherten Stadt lag bereits damals, wie auch das Vorhandensein des Stadtsiegels beweist, in den Händen des Rates. Aus den reichen Kaufmannsgeschlechtern ergänzte er sich, die zu Ämtern — so hießen in Hamburg die Zünfte — vereinten Handwerker bevormundete er und hielt die Zügel fest in der Hand. Schon Ende des 13. Jahrhunderts übte er tatsächlich die ursprünglich dem gräflichen Vogte zustehende richterliche Gewalt aus und erhielt auch das Recht, Verfügungen zu erlassen. Im Grunde genommen war also bereits damals Hamburg eine freie Stadt, obschon die holsteinische Lehnshoheit fortbestand. Immer aufs neue versuchte der Rat sie abzuschütteln, zumal seit 1460, nachdem der dänische König Christian I. Graf von Holstein und Schleswig geworden war. Die Dänen gingen von Anfang an darauf aus, sich die Stadt zu unterwerfen, und verlangten deshalb Erbhuldigung. Diese ward jedoch nur in der Form der „Annehmung", wie man sich ausdrückte, geleistet, durch Handschlag des Bürgermeisters. Dänemark aber ließ nicht ab von den Versuchen, sich die Stadt einzuverleiben, auch nachdem sie 1510 durch Beschluß des Augsburger Reichstags zur freien Reichsstadt erklärt worden war. Urkundlich läßt sich zuerst 1421 Hamburgs Vertretung auf einem Reichstage nachweisen, und aus dem folgenden Jahre ist die Berufung urkundlich erhalten; doch können diese Tatsachen nicht die Reichsfreiheit Hamburgs beweisen, für die sie später ins Feld geführt worden sind. Namentlich Christian IV. (1588–1648) wandte alle Mittel

Befestigungen

Der Rat

Hamburgs Reichsfreiheit

Verhältnis zu Dänemark

an, um Hamburg zu unterwerfen. Als ungeachtet seines Einspruchs das Reichskammergericht 1618 die Reichsunmittelbarkeit der Stadt anerkannt hatte, errichtete er 1630 eine Zollstelle für Hamburger Schiffe bei Glückstadt, das von ihm 1617 als „zweites Hamburg" begründet worden war. Die Gefahr, von Dänemark unterdrückt zu werden, wurde endgültig beseitigt, als 1645 das bisher dänische Bremen und Verden sowie der Hamburger Dom in Schwedens Hände kamen.[1] Anspruch stand gegen Anspruch. 1686 rief bei den noch zu erwähnenden Verfassungskämpfen (s. S. 159) die auf den Rat erbitterte Bürgerschaftspartei König Christian V. herbei, und er erschien mit 16000 Mann vor der Stadt. Aber sein Anschlag auf Hamburg ward vereitelt — eines der wenigen Ereignisse des 17. Jahrhunderts, bei denen ein gesamtdeutsches Interesse hervortrat. Namentlich dem Großen Kurfürsten hatte die Stadt es zu verdanken, daß der König nach Empfang einer bedeutenden Kriegsentschädigung wieder abzog; der Kurfürst rühmt damals Hamburg als „vornehmes emporium (d. h. Handelsplatz) und Schlüssel des Reiches". Erst 1768 schlossen Dänemark und Hamburg den endgültigen Vergleich in Gottorp: die Stadt erhielt gegen Erlaß von vier Millionen Talern Darlehen vier Elbinseln, die für die Vergrößerung des Hafens sehr wichtig werden konnten, und wurde als ein von Holstein unabhängiger Reichsstand mit Sitz und Stimme auf dem Reichstage anerkannt. Dies war für die Entwicklung Hamburgs von großer Bedeutung. Denn die Geschichte der Stadt bis zum 19. Jahrhundert ist im allgemeinen mehr politischer Natur. Wegen der seit dem Untergang der Staufer ständig zunehmenden Ohnmacht des alten Reichs nämlich mußte der Senat vor allem darauf bedacht sein, die politische Selbständigkeit der Stadt zu sichern, die wirtschaftlichen Verhältnisse kamen erst in zweiter Linie. Im 19. Jahrhundert gaben dann umgekehrt diese Verhältnisse den Ausschlag bei der politischen Tätigkeit des Senats.

Gottorper Vergleich

Verfassungsentwicklung

Die Verfassungsentwicklung Hamburgs kann an dieser Stelle nur gestreift werden. Schon gegen Ausgang des Mittelalters gab es im Rate kaum noch ein altbefestigtes, auf einzelne Familien gestütztes Patriziat, wohl aber bestanden bereits freie Genossenschaften für öffentliche Verkehrs- und Bildungszwecke. Wie

[1] Auch äußerlich bekundete damals die Stadt, daß sie die dänischen Ansprüche nicht gelten ließ. Bei einem Anbau an das Rathaus nämlich brachte man 21 Kaiserbilder an und verdeckte das am älteren Bau befindliche holsteinische Wappen durch das hamburgische mit den drei Türmen. 1670 schreibt ein Ostfriese namens von Werdum in seinem Tagebuch: „Hamburg hält sich vor ein freye Reichsstadt, der König von Dennemark aber wolte gern eine gräfliche ... Landstadt davon haben. Hamburg huldigt dem König, doch mit Vorbehalt ihrer Rechten und Privilegien. Darüber sie gemeinlich mit dem königlich Dänschen Hoff in Zwiespalt gerathe."

anderwärts, so übte auch in Hamburg die Reformation nicht nur auf das Geistesleben — darauf wird unten (S. 167 f.) näher eingegangen werden —, sondern auch auf die staatlichen Zustände Einfluß aus. Bei den vielfachen Verhandlungen nämlich zwischen Rat und Bürgerschaft wegen Einführung der neuen Lehre bildete sich von selbst aus den Verwaltern der Armen- und Gemeindekassen eine Art von Bürgervertretung, und sie erhielt bald politische Rechte.[1] Der demokratische Charakter der Verfassung ward 1563 verschärft. Denn die auf ihren Reichtum stolze, tatkräftige Bürgerschaft erzwang die Einsetzung einer Finanzdeputation von acht Bürgern auf sechs Jahre, der die Verwaltung der öffentlichen Gelder unterstellt wurde; auch im Bauwesen erhielten neben zwei Ratsherren zwei Bürger die Entscheidung. Weitere Verfassungskämpfe blieben natürlich nicht aus. Nach dem Dreißigjährigen Kriege wurde der Handel Hamburgs durch die Verödung des Hinterlandes schwer geschädigt und ging teilweise an die Holländer über. Da trotzdem der Rat die Abgaben nicht verminderte, so lehnte sich die Bürgerschaftspartei gegen ihn auf, und die mannigfachen Unruhen kamen erst durch den Hauptrezeß 1712 zum Abschluß. Die höchste Staatsgewalt ruhte fortan beim Rat (der aus 4 Bürgermeistern und 24 Ratsherren bestand) und bei der erbgesessenen Bürgerschaft; beide Körperschaften waren gleichberechtigt. Diese Verfassung betrachten noch heutzutage alte Hamburger als die beste, die jemals in der Stadt gegolten hat. Die aristokratische Richtung des Rates[2] und die demokratische der Bürgerschaft blieben in lebendigem Wetteifer, und infolgedessen schloß sich das Patriziat in Hamburg nicht so streng ab, wie es in Bremen und Lübeck der Fall war.

Der Hauptrezeß 1712

Der Beziehungen zu Lübeck ist etwas näher zu gedenken, wenn ein Überblick über die Entwicklung des Hamburger Handels gewonnen werden soll. Im 13. Jahrhundert erst nahm er einen bedeutenden Aufschwung, doch nicht nach Osten hin; hier war eben Lübeck die Herrscherin, und die Glanzzeit der Travestadt, nicht die Hamburgs, fällt mit der Glanzzeit der Hansa zusammen. Die Elbstadt schließt sich zwar dem Städtebunde an, weiß sich aber stets ihre Sonder-

Entwicklung des Handels

[1] 1529 wurde durch den sogenannten „Langen Rezeß" mit seinen 132 Artikeln die Verfassung auf eine mehr demokratische Grundlage gestellt: außer dem 24 Mitglieder zählenden Rat nahmen fortan auch drei Bürgerkollegien an der Gesetzgebung teil, zur Kriegserklärung aber sowie zu neuen Steuern war die Zustimmung der erbgesessenen Bürgerschaft selbst erforderlich.

[2] Aus dem Jahre 1602 ist eine für die „freie" Reichsstadt recht bezeichnende Kundgebung des Rates überliefert: den Untertanen gebühre es nicht, gegen die Obrigkeit, auch wenn sie ungesetzlich sei, sich aufzulehnen, sondern „sie sollen diese Ungesetzlichkeit vielmehr als eine Strafe des Allmächtigen erkennen, welche die Untertanen mit ihrer Sünde verwirkt haben".

stellung in berechtigtem Selbstinteresse wohl zu wahren, und je nachdem dieses berührt wird, beteiligt sie sich an den politischen Unternehmungen der Hansa.

Vertrag mit Lübeck

Zuerst 1241 schloß Hamburg mit Lübeck einen Vertrag (der lange fälschlich als Beginn der Hansa galt) zur Sicherung der Handelswege; 1255 kam zwischen beiden Städten ein förmliches Schutz- und Trutzbündnis zustande, und infolgedessen bildete Hamburg, das die ersten Werftanlagen 1250 auf dem Grasbrook am rechten Elbufer errichtet hatte, bald den Nordseehafen für Lübeck. Schon 1266 bestand eine Hansa, d. h. Genossenschaft, hamburgischer Kaufleute in England; der Handel nach Flandern, wo ein internationaler Warenaustausch stattfand, blieb allezeit rege. Auch nach Norwegen und nach Island knüpften schon im 13. Jahrhundert die Hamburger Kaufleute Handelsbeziehungen an. 1299 errichteten sie auf der Insel Neuwerk an der Elbmündung einen festen Leuchtturm. Im 14. Jahrhundert bemühte sich die Stadt, bei der Schutzlosigkeit von oben her, durch Landfriedensbündnisse mit den Fürsten in der Nähe sowie durch weitere Verträge mit den benachbarten Gemeinden die Handelswege zu sichern; denn selbst die bestellten Geleitsmänner der Warenzüge versagten zuzeiten.

Das Pfundzollbuch von 1369

Eine wichtige Quelle für die Geschichte des Hamburger Handels ist das Pfundzollbuch von 1369, weil sich daraus die Ausfuhr der Stadt genau nachweisen läßt. Der Pfundzoll war nämlich eine von Schiff und Ladung nach der Pfundwährung erhobene Steuer zur Bestreitung der Kosten für den 1367 von der Hansa beschlossenen Krieg gegen Waldemar IV. von Dänemark. Es wurden damals aus Hamburg auf nicht sehr großen Schiffen — Dreimaster bildeten eine Ausnahme — ausgeführt Getreide, Holz, Salz, Schweinefleisch, Butter, Honig, Nüsse, Gewebe

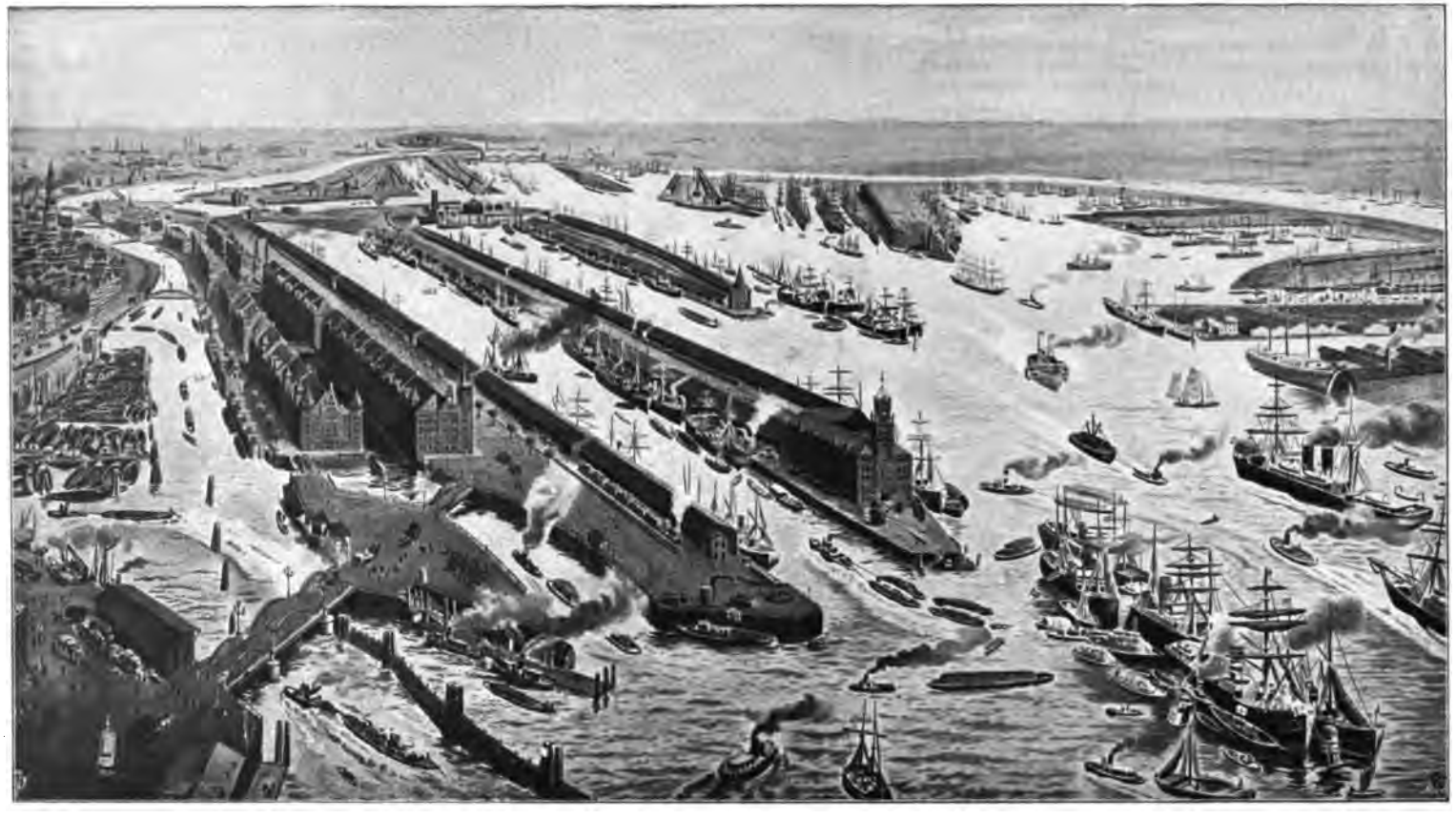
Bierbrauerei

aus Leinen und Wolle, dann besonders Bier. Der Wert des 1369 ausgeführten Bieres übertrifft den aller anderen Ausfuhrgegenstände zusammengenommen; in den folgenden Jahren wurde die Bierbrauerei und mit ihr auch das Böttcherhandwerk immer wichtiger. 1371 gab es 181 Braumeister, dabei zählte die Stadt kaum 10000 Einwohner (genauere Angaben sind unmöglich). Sie hieß damals „das Brauhaus der Hansa"; denn das Hamburger Bier hatte an der Nordsee, namentlich in Holland und Friesland, dieselbe Bedeutung erlangt wie in Süddeutschland während der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts das Münchener Bier. Fast jedes Wohnhaus in Hamburg besaß zu jener Zeit die Braugerechtigkeit und konnte leicht für das Braugewerbe eingerichtet werden (vgl. S. 165). Um 1400 hatte der Ausfuhrhandel der Stadt einen Wert von etwas über drei Millionen Mark unseres Geldes.

Mit allen Kräften ließ Hamburg sich die Bekämpfung der Seeräuber an-

Aufn. A. Büttner, Hamburg

20. Alsterbassin mit dem Jungfernstieg



21. Gesamtbild des Hafens

(Verkleinerung von Ad. Lehmanns geograph. Charakterbildern aus F. E. Wachsmuths Verlag, Leipzig)

gelegen sein. Der Schiffshauptmann Simon von Utrecht zeichnete sich 1401 durch die Gefangennahme des berüchtigten Störtebeker (d. h. der den Becher stürzt) und seiner Raubgenossen besonders aus. Simon war 1425 Ratsherr und 1432 Bürgermeister, fünf Jahre darauf starb er.[1] Fast während des ganzen 15. Jahrhunderts fanden noch Kämpfe mit den Seeräubern statt, und es ist kein geringes Verdienst Hamburgs um das damalige deutsche Seewesen überhaupt, daß endlich dem Piratentum auf der Elbe ein Ende bereitet wurde, ein Erfolg, der nur mit großen Mühen und Kosten erreicht werden konnte. Auch den Landräubern und Wegelagerern gingen die Hamburger entschlossen zu Leibe. Weitere Fortschritte machte ihr Handel dadurch, daß sie besondere Vertretungen der Kaufmannschaft einsetzten, die stets die für den Handel ersprießlichen Maßnahmen zu ergreifen hatten. So wurde Hamburg im Beginn des 16. Jahrhunderts der wichtigste Elbstapelplatz.

Bekämpfung der Seeräuber

Hamburg der wichtigste Elbstapelplatz

Während des 16. Jahrhunderts vollzogen sich nicht nur im geistigen und politischen Leben, sondern auch auf dem Gebiet des Handels so bedeutende Veränderungen, daß um 1600 die Stadt in das volle Licht der europäischen Zusammenhänge treten konnte. Die Bahnen des Welthandels nämlich verschoben sich allmählich seit 1492, die binnenmeerische Schiffahrt verwandelte sich in überozeanische, die Macht der Hansa sank, England und Holland, ebenso die nordischen Reiche, gingen selbständig vor. Da vollzog Hamburg einen Wechsel in seinen Handelsbeziehungen und schlug eine andere Richtung ein als Lübeck, mit dem es seit 1241 so oft gemeinsame Sache gemacht hatte. Statt vergeblich für die Erhaltung der alten Handelswege zu kämpfen, suchte zuerst Hamburg die neuen auf, trennte sich rechtzeitig von der in innerem Zerfall begriffenen Hansa und wandte sich der aufgehenden Sonne Englands zu. Da die Reichsstadt beim Reiche gar keine Hilfe fand, sondern ganz allein auf sich selbst angewiesen war, so läßt sich ihre kühle und kühne Selbstsucht durchaus rechtfertigen, ja, sie erwies sich auch für Deutschland als segensreich. Denn Hamburg ward allmählich ein Glied des neueren großen westeuropäischen Wirtschaftslebens und zugleich eine allgemein-deutsche

Wechsel in den Handelsbeziehungen

[1] Die ihm von der Stadt ausgesetzte Rente bestimmte der alte Seeheld zum Bau von Barken und bewährte dadurch noch sterbend seine Vaterlandsliebe, die auch im Liede verherrlicht worden ist:

Simon von Utrecht, du trägst zum Lohn
Keinen Königsdank, keine Grafenkron',
Daß alle die Räuber gestorben.
Eine Bürgerkrone aus Treue und Trutz
Hast du als Preis dir erworben.

Handelsstadt, die für die Niederländer und die Engländer die Pforte zu Deutschland bildete. Während die meisten anderen Reichsstädte nach und nach in einen Dornröschenschlaf versanken, blieb Hamburg wach, ließ neues Blut in seine Adern strömen und erhielt dadurch den Organismus frisch und leistungsfähig, machte im 17. Jahrhundert allerdings fast den Eindruck einer fremden Kolonie an der deutschen Küste.

Nach mittelalterlichen Grundsätzen suchten auch die Bürger Hamburgs möglichst lange die fremden Kaufleute fernzuhalten und ihren eigenen Handel mit allen Mitteln rücksichtslos zu stärken, der Rat aber brach weiten Blicks mit solchen engherzigen Anschauungen. In einem an die Königin Elisabeth gerichteten Schreiben lud er 1564 die englische Gesellschaft der »merchant adventurers«, der „wagenden Kaufleute", ein, den Tuchhandel von Antwerpen, das seine führende Stellung im Welthandel einbüßte, nach Hamburg zu verlegen. Nachdem den Engländern besondere Vorrechte eingeräumt worden waren, leisteten sie 1567 dem Rufe Folge. Ihr Einzug ward von vielen Bürgern sehr ungern gesehen, da er in einer für sie zunächst unangenehm fühlbaren Weise den wichtigen hamburgischen Handel mit englischen Tuchen beeinflußte (1578 wichen die Engländer dem Einspruch der Hansa und des Kaisers, kehrten aber 1611 zurück).

Einwanderungen
1. der Engländer

2. der Holländer

1567 wurde auch der erste Holländer aufgenommen, dessen Einwanderung überliefert ist, Hermann Rodenberg, ein reicher Tuchmacher aus Amsterdam. Wegen des Krieges gegen Spanien flüchteten in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts manche Holländer nach Hamburg und brachten nicht nur Geld in die Stadt, sondern übten auch günstigen Einfluß auf die Handelsverbindungen und auf das Gewerbe. Besonders nach der zweiten Einnahme Antwerpens 1585 kamen viele Holländer in die Elbstadt. Sie sind für das Hamburger Bürgertum im allgemeinen unzweifelhaft erheblich wichtiger geworden als die Engländer. Einen dritten fremden Bestandteil der Bevölkerung Hamburgs bildeten die im 16. Jahrhundert aufgenommenen portugiesischen Juden, durch die überhaupt zum erstenmal das jüdische Element stärker zur Geltung kam. Auch sie erschlossen den Hamburgern manche Handelsbeziehungen. Holländer und Juden brachten in das Handelsleben der Elbstadt einen großartigen Zug und trugen wesentlich dazu bei, daß Hamburgs Bedeutung als Handelsstadt im 17. Jahrhundert stieg, nachdem der Grasbrook durchstochen und dadurch die aus geringen Anfängen an der Alster und der Bille allmählich sich entwickelnden Hafenanlagen bis an die Vorderelbe, die ziemlich weit entfernt vom Mittelpunkt der Stadt floß, herangeführt worden waren (1604). Durch diese Maßregel bekundeten die Hamburger deutlich, daß sie erkannten, in

3. der Portugiesen

welch hohem Grade die natürliche Lage ihrer Stadt für den Handel nutzbar gemacht werden konnte. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts stand Hamburg mit fast allen europäischen Häfen in Verkehr, war ein Hauptsitz des nordeuropäischen Zwischenhandels und wurde von keiner deutschen Stadt an Wichtigkeit für Ausfuhr deutscher und Einfuhr fremder Waren übertroffen; nur Hollands weltumfassender Handel stellte den Hamburgs in den Schatten. Bald regelten die Hamburger ihren Geldverkehr[1] selbständig, was sonst in Deutschland nicht der Fall war, und gründeten 1619 nach dem Muster der Amsterdamer die Hamburger Bank, die keine Noten ausgab, also nicht dem Kredit-, sondern nur dem Zahlungsverkehr diente: ihre Keller bargen den ganzen Geldvorrat Hamburgs in Silberbarren. Bis zum Aufgehen in der deutschen Reichsbank 1876, also zwei Jahrhunderte, ist durch die Hamburger Bank der gesamte Geldverkehr in mustergültiger Weise vermittelt worden — ein Beweis für die Leistungsfähigkeit und den tatkräftigen Gemeinsinn der dortigen Kaufmannschaft.

Die Bank

Der Einfluß der Holländer hat sich in Hamburg auch auf anderen Gebieten als dem des Handels geltend gemacht. Ganze Industrien sind durch sie entweder neu eingeführt oder zu hoher Blüte gelangt, so die Zuckersiederei, die während zweier Jahrhunderte neben der Brauerei zu den einträglichsten Industriezweigen in Hamburg gehörte, die Töpferei — namentlich blauweiße Fayencekrüge — und manche andere Kunstgewerbe.[2] Auf die Holländer geht auch die Einführung des Maklertums und der zunächst privaten Versicherung zurück; ferner haben sie das Kommissions- und Speditionsgeschäft zur Entfaltung gebracht (beim Kommissionsgeschäft werden für fremde Rechnung an auswärtigen Plätzen Waren gekauft und verkauft); holländischer Einfluß ist endlich auch bei den verschiedenartigsten Bauten am Strome und im Hafen sowie bei den Befestigungswerken maßgebend gewesen; wie die Grachten in den Städten Hollands, so wurden in Hamburg die Fleete (Tafel IX, 24) angelegt, schiffbare Kanäle, auf denen die Waren zu Wasser bis an das Kaufmannshaus herangeführt werden konnten. Das Erlahmen des Rheinhandels durch die niederländisch-spanischen Kämpfe, der Niedergang Stettins, die Unsicherheit auf der Ostsee — alles dies kommt Hamburg zugute. 1615 erhält es die erste Reichspost, und nicht lange danach wird die Stadt auf dem von Kerius

Einfluß der Holländer

Fleete

[1] Bereits 1558 war die Hamburger Börse als erste in Deutschland eröffnet worden, sie fand jedoch anfangs nur auf einem offenen Platze auf der Trostbrücke an der Alster statt, der erst 1578 teilweise überbaut wurde, und zwar auf Kosten der Gewandschneider, d. h. der Tuchkaufleute — auch diese Tatsache beweist, daß der Handel mit englischen Tuchen damals sehr einträglich war.

[2] Aus dem 15. Jahrhundert ist bemerkenswert, daß die Stadt häufig bemalte Glasfenster als Festgabe stiftete; daraus hat man eine hohe Blüte dieser Technik gefolgert, und wohl mit Recht.

angefertigten großen Plane Saxoniae inferioris emporium nobilissimum, Hanseaticarum urbium princeps (Niedersachsens bedeutendster Handelsplatz, der Hansastädte Haupt) genannt. An Lübecks Stelle war Hamburg die führende Handelsstadt des deutschen Nordens geworden, aus der besonders Getreide, Leinwand, Holz und (bis 1618) Wolle ausgeführt und in die aus England, den Niederlanden und Portugal hauptsächlich Tuche, Bier (die eigene Brauerei ging allmählich zurück) und Kolonialwaren eingeführt wurden.

Hamburg die führende Handelsstadt des deutschen Nordens

Da kam der Dreißigjährige Krieg 1618–1648, doch im Gegensatz zu den anderen Großstädten nahmen Zahl und Wohlstand der Einwohner Hamburgs während des Krieges sogar zu (als volkreichste Stadt ganz Deutschlands galt Hamburg 1648) durch die kluge Politik des Senats, die bedeutenden Geldmittel, den Neid der Gegner – keiner gönnte dem anderen die reiche Stadt –, nicht zum mindesten auch durch den Schutz der starken Befestigungswerke.[1] Seit 1531, nach Durchführung der Reformation, wurde an den Festungswerken 20 Jahre hindurch gearbeitet, nicht nur zu ihrer Verstärkung, sondern auch zur Erweiterung. Man zog die Elbseite, den Brook, mit in die Befestigung hinein und ging an der rechten Alsterseite zum erstenmal über den Umfang der mittelalterlichen Stadt hinaus: ein neuer Wall ward aufgeführt bis zur Mitte des Reesendammes. Das 1546 vollendete Tor erhielt die beiden Inschriften: Da pacem, Domine, in diebus nostris (Gib Frieden, Herr, in unseren Tagen) und: Libertatem, quam peperere majores, digne studeat servare posteritas (Die Freiheit, die unsere Vorfahren erworben haben, mögen die Nachfahren würdig zu wahren suchen). Als die überflüssig gewordenen inneren Befestigungswerke abgetragen waren, konnte sich in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts die längst als nötig empfundene Bautätigkeit lebhaft entwickeln, namentlich an der Elbseite. In den Jahren 1620–1626 erbauten holländische Ingenieure, vor allen der Hauptmann Johann van Valckenburg, einen neuen starken, noch heute deutlich erkennbaren Mauerring nach einem großartigen, einheitlichen Plane bis auf die Geest des rechten Alsterufers hinaus, so daß sich der Umfang Hamburgs fast verdoppelte. 22 Bastionen wurden im ganzen Umkreise der Stadt errichtet, hohe Erdwerke aufgeführt, in den breiten Gräben davor das Wasser aufgestaut und der ganze Wall mit Geschützen besetzt (im Jahre 1642 waren es 167, ebenso viele standen in den Zeughäusern). So wurde Hamburg

Neue Befestigungen

[1] Am Ende des 15. Jahrhunderts hatte man sich bei einem durch die Anwendung von Feuergeschützen nötig gewordenen Ausbau der Mauern durchaus in den alten Grenzen gehalten; ein Festungsturm, der später sogenannte „Isern Hinnerk", d. h. Eiserne Heinrich, ward am Ende des Reesendammes dort errichtet, wo heute der Alte und der Neue Jungfernstieg zusammenstoßen.

Festung allererſten Ranges und hat als ſolche die Stürme des Dreißigjährigen Krieges verhältnismäßig leicht überſtehen können, zumal weil Magdeburgs Zerſtörung zum Vorteil Hamburgs ausſchlug. Im alten Feſtungsgraben liegt heutigestags der Hauptbahnhof; manche Straßennamen erinnern noch an die Wälle, die nach Aufgabe der Befeſtigung 1820 zum Teil zu Promenadenanlagen umgeſtaltet wurden.

In dieſem Zuſammenhange ſei auch des Wohnungsbaues und der darin eingetretenen Veränderungen kurz gedacht. Alle Häuſer Hamburgs gehen auf ein und dieſelbe urſprüngliche Form mit hoher Diele, d. h. großer Halle, des Erdgeſchoſſes ohne eigentliche Wohnräume zurück; auf der Diele verſammelten ſich am Herde die Hausbewohner; das Licht fiel vom Hofe durch breite und hohe Fenſter hinein; in der Mitte ſtand frei der ſtarke Dielenpfeiler aus Eichenholz und trug das ſichtbare Gebälk der Decke. In den alten Kaufmannshäuſern erhob ſich das Erdgeſchoß nur wenig über die Straßenfläche, damit die Waren bequem hineinbefördert werden konnten. Die weiten und hohen Dielen waren ſehr geeignet, um die zur Bierbereitung nötigen Braupfannen und großen Bottiche übereinander aufzuſtellen. Der Dielenraum erfuhr zuerſt im Kleinbürgerhauſe des 16. Jahrhunderts durch die Einrichtung einer Stube, ſpäter auch eines Zwiſchengeſchoſſes, eine Beſchränkung; im Kaufmannshauſe blieb die Diele längere Zeit ungeſchmälert, weil ſie für das Aufſpeichern von Waren auch dann nötig war, als zu dem nämlichen Zwecke die Böden benutzt wurden; es befand ſich in dieſen eine Luke, d. h. ein Loch, durch das man vermittelſt einer Winde die Waren hineinbeförderte. Seit dem Ende des 17. Jahrhunderts ging der Warenvertrieb nicht mehr im eigentlichen Wohnhauſe vor ſich, und erſt ſeitdem konnte auch die Diele künſtleriſch ausgeſchmückt werden. Wohnungsbauten

Anfangs führte man meiſt leichte Fachwerkbauten (Tafel IX, 25) auf, für die der Marſchenboden geeigneter war als für die ſchweren Steinbauten. Daß man die Feuergefährlichkeit des Fachwerks durch Brandmauern etwas mindern konnte, daran dachte im 16. Jahrhundert niemand; es bedeutete ſchon einen großen Fortſchritt, daß 1547 die Dachbedeckung mit Stroh verboten wurde. Eine Feuerverſicherung kam 1677 als erſte in Deutſchland zuſtande. Der Fachwerkbau erwies ſich beſonders verhängnisvoll bei dem furchtbaren Brande 1842, deſſen Folgen ſpäter zu erwähnen ſind. Ende des 19. Jahrhunderts mußten gerade die intereſſanteſten Teile der Altſtadt wegen des Zollanſchluſſes, von dem noch näher die Rede ſein wird, niedergelegt werden. Doch auch aus den ſehr wenigen Bauten, die aus alter Zeit erhalten ſind, läßt ſich die innere und äußere Einrichtung des Hamburger Kaufmannshauſes im 17. und 18. Jahrhundert klar erkennen. Die Pfeiler Fachwerkbauten

jener alten Fachwerkhäuser waren meist durch viele schöne Holzschnitzereien verziert.

Verzierungen

Von der Diele führte eine ebenfalls oft mit Schnitzwerk versehene Wendeltreppe auf die Galerie, an der die oberen Räume lagen. Solange noch die Deckenbalken sichtbar blieben, wurden sie, ebenso wie die Balkenfelder, schön bemalt, und zwar oft von holländischen Künstlern. Später stellte man eine ebene Decke mit Verschalung her und verzierte sie kunstreich mit weißem Stuck, der einen wirkungsvollen Gegensatz zu dem dunklen Eichenholz bildete, aus dem die schöngeschwungenen Treppengeländer und die Paneele hergestellt wurden.

Neben die alten, bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts beibehaltenen hohen, wegen der Schmalheit der Grundstücke nach der Tiefe hin ausgebauten Wohnhäuser traten seit dem Eindringen der Renaissance im 17. Jahrhundert breitere Gebäude mit nur wenigen Stockwerken und ohne hohen Giebel. Später wurde

Steinbauten

der künstlerische Wert der Holzbauten immer geringer, weil der Steinbau[1] im 16. Jahrhundert sich einzubürgern begann, und zwar zunächst in den großen Kaufmannshäusern, während die in der Neustadt sich ansiedelnden kleinen Leute ihre Wohnungen zumeist aus Fachwerk errichteten. 1685 schreibt der Breslauer Ratsherr Sachs von Löwenheim in sein Tagebuch: „Hamburg ist eine sehr große Stadt mit feinen gemauerten, auf holländische Art gebauten Häusern, nur daß sie wegen so vieler Fenster auf die niedersächsische Struktur inklinieren." Von hohem Werte sind die in verhältnismäßig großer Zahl erhaltenen Bauten aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts: ihre malerischen Giebel ragen hoch empor, bei fast allen Architekturgliedern wird der belebende helle Sandstein verwendet, die Zimmerausstattung durch Stuck, besonders an den Decken, durch Paneele und Holzvertäfelungen mit Schnitzwerk ist sehr beliebt, infolgedessen steht das Kunstgewerbe in hoher Blüte, auch die Töpferei, deren schönste Erzeugnisse blaugemalte Fayence-Öfen waren. Seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts legten die Wohl-

Landsitze

habenden auf Landsitze nach englischem Vorbilde großen Wert. Sommerwohnungen werden übrigens schon im 17. Jahrhundert erwähnt; „der Billwärder glänzet nach der Länge und Breite von schönen Lust-Höfen", heißt es z. B. 1674. In jeder Woche brachten die Wohlhabenden einige Zeit an den reizvollen Elbufern oder in

[1] Über seine Anfänge herrscht noch keine Klarheit. Bei dem wiederholt schon im 13. Jahrhundert vorkommenden Ausdruck domus lapidea (steinernes Haus) ist meist wohl nur an ausgemauertes Fachwerk zu denken, obschon die häufigen verheerenden Feuersbrünste die Errichtung auch massiver Wohnhäuser, nicht nur öffentlicher Bauten, nahelegen mußten. Deshalb meinen manche Forscher unter Berufung auf das älteste Stadterbebuch von 1248–1272, schon um 1250 hätte es in den Hauptstraßen auf jedem größeren Grundstück wenigstens ein steinernes Gebäude gegeben.

den anmutigen ländlichen Gegenden zu, ein Beweis für die Behaglichkeit hamburgiſcher Lebensführung. Bei den von ausgedehnten Parks umgebenen Landhäuſern mit ſchlichtem Fachwerk und hohen Dächern ward durch die einfachen Mittel hübſcher Gruppierung und farbiger Gegenſätze eine ſchöne Wirkung erzielt. Vor allen deutſchen Städten zeichnete ſich gegen Ende des 18. Jahrhunderts Hamburg durch ſeine Landſitze aus, auf denen prächtige Gartenfeſte mit großen Feuerwerken gefeiert wurden.

Geiſtiges Leben im 16. Jahrhundert

Zu jener Zeit bildete die Elbſtadt auch einen Mittelpunkt geiſtigen Lebens, und um Hamburgs Bedeutung in dieſer Beziehung richtig zu würdigen, müſſen wir auf die Reformation zurückgehen. Luthers Freund Johannes Bugenhagen, der Reformator Niederdeutſchlands, weilte im Winter 1528 und während des nächſten Frühjahrs in Hamburg, verfaßte eine neue Kirchenordnung, regelte das Schulweſen, eröffnete am 24. Mai 1529 die Gelehrtenſchule des Johanneums und veranlaßte, wie man annehmen darf, die Berufung des Mannes, der im zweiten Viertel des 16. Jahrhunderts — 1553 ſtarb er — als oberſter Leiter der hamburgiſchen Kirche auf den Fortgang der Reformation auch außerhalb der Stadt, ſogar in England, großen Einfluß geübt hat: Aepinus (eigentlich hieß er Hoeck). Beſonders an ſeine Wirkſamkeit dachte wohl Melanchthon, als er am 27. September 1542 dem Hamburger Rate ſchrieb, die einzige Stadt, „zu Saxen, Pomern und andern Landen umbher, die etwas merkliches zur Verſorgung der Kirchen, Schulen und Studien wendet", ſei Hamburg.

Akademiſches Gymnaſium

Nach den von Bugenhagen aufgeſtellten Grundſätzen wurde 1613 als eine Zwiſchenſtufe zwiſchen Gelehrtenſchule und Univerſität das Akademiſche Gymnaſium gegründet, und 270 Jahre hindurch hat es viele geiſtige Anregung gegeben.[1] Neben dieſer wiſſenſchaftlichen Bildungsanſtalt, die als eine der beſten in Deutſchland galt, übte die vom Bürgermeiſter von Bergen 1610 begründete Stadtbibliothek günſtigen Einfluß auf das Geiſtesleben Hamburgs und kam auch dem Buchhandel zugute, deſſen hamburgiſche Vertreter ſogar während des Dreißigjährigen Krieges wiederholt die Frankfurter Meſſe beſuchten. Hamburg war auch neben Straßburg und Nürnberg eine der erſten Städte, in der (ſeit 1616) eine „wochentliche Zeitung" erſchien, und zum Ruhme der Elbſtadt, die doch ſo rege Beziehungen nach England unterhielt, muß hervorgehoben werden, daß in ihr die Roſen- oder deutſchgeſinnte Geſellſchaft 1643 entſtand.

[1] Der erſte hervorragende Gelehrte, der an der Anſtalt wirkte (1629–1657), war Joachim Jungius, Mathematiker, Naturforſcher und Philoſoph, deſſen Bedeutung Goethe hoch angeſchlagen haben.

Im ganzen genommen zeigt das Hamburger Wesen im 17. Jahrhundert eine eigenartige Mischung von Krähwinkelei und Großzügigkeit; die führenden Kaufherren waren halb mittelalterliche Krämer, halb moderne Großhändler und Staatsmänner, die das mittelalterliche Monopol des örtlichen Marktes und das moderne der Versorgung ganz Deutschlands zugleich haben wollten. Weltoffen und äußerlich wie innerlich regsam blieb die alte Hansastadt, daher machten sich seit etwa 1650 allmählich immer mehr neue Kräfte in ihr geltend, durch deren Einfluß sich im 18. Jahrhundert weltmännische und gelehrte Bildung in Hamburg in einem solchen Maße durchdrangen wie wohl in keiner anderen Stadt Deutschlands. Die Hamburger Handelsakademie, auf der Alexander von Humboldt studiert hat, war die erste derartige Bildungsanstalt in Deutschland; seit 1768 wurde sie fast dreißig Jahre lang von Johann Georg Büsch geleitet, von dem zahlreiche und wertvolle handelswissenschaftliche Schriften herrühren. Im Beginn des 18. Jahrhunderts erschienen in Hamburg die „Moralischen Wochenschriften", an denen die bedeutendsten Männer mitarbeiteten; allmählich verfielen sie aber in spießbürgerliches Moralisieren und in öde Zänkerei. „Arbeitsame Kaufleute verbinden mit ihrer weitläufigen Handelskorrespondenz eine beständige literarische Unterhaltung", heißt es in einer Schilderung 1785. Die literarische Bedeutung der Elbstadt wird besonders durch die Namen Brockes, Reimarus, Klopstock und Lessing gekennzeichnet. Aus der Tatsache, daß diese Männer in Hamburg wirkten, darf sicherlich der Schluß gezogen werden, daß der geistige Standpunkt der Bewohner im allgemeinen ein ziemlich hoher war; denn unzweifelhaft stehen Dichter und Künstler unter dem Einfluß ihrer Umwelt; in welchem Maße dies der Fall ist, läßt sich allerdings nicht genau feststellen. Das reiche Hamburg, das schon in der Mitte des 17. Jahrhunderts unter allen deutschen Städten als Pflegestätte der Literatur und Wissenschaft hervorgeragt hatte, zeichnete sich auch im 18. auf diesem Gebiete aus wie einst Straßburg und Nürnberg; bei Klopstocks Begräbnis 1803 läuteten die Glocken von allen Kirchtürmen, und alle Schiffe im Hafen hatten halbmast geflaggt. Doch mit dieser Totenfeier war die literarische Glanzzeit Hamburgs endgültig vorüber; denn in jüngster Zeit konnte sie auch Detlev von Liliencron (von Gustav Frenssen ganz zu schweigen) nicht wieder heraufführen.

Handelsakademie

Literarische Glanzzeit

Auf künstlerischem Gebiete hatte sich gegen Ende des 14. und am Beginn des 15. Jahrhunderts ein Meister Bertram vor allem als Holzschnitzer an Altarwerken hervorgetan, die durch ihre Lebenswahrheit einen überwältigenden Eindruck machen; im ersten Drittel des 15. Jahrhunderts malte Meister Francke, der Wegweiser der Renaissance in Hamburg, ein Bild allererstenRanges von wahrhaft

Meister Bertram

Meister Francke

hinreißender Kraft: Christus als Schmerzensmann. Doch der von ihnen ausgestreute Same konnte nur wenige Früchte tragen. Erst nach dem Dreißigjährigen Kriege erwuchs neues Leben in der Kunst an der Elbe, und davon blieb das übrige Deutschland nicht unberührt. Eine anfangs von Holland beeinflußte Genremalerei entwickelte sich, wie sie in ähnlicher Art gegen Ende des 17. Jahrhunderts wohl in keiner anderen deutschen Stadt gepflegt wurde. Wichtiger war, daß im 17. Jahrhundert Hamburg einen Mittelpunkt musikalischer Kunstübung für Norddeutschland bildete; die Kirchenkonzerte galten als mustergültig, und die von 1678 bis 1738 bestehende Nationaloper, der vom kunstsinnigen Senator Gerhard Schott ein eigenes Heim erbaut wurde, machte wenigstens den Versuch, sich den damals an allen Hofopern herrschenden italienischen Einflüssen zu entziehen. Händel begann als zweiter Geiger an der Hamburger Oper unter Reinhard Keiser seine glänzende Laufbahn; sein berühmtestes Oratorium, der Messias, ward am 21. Mai 1772 in Hamburg zuerst aufgeführt. Hier fand auch Gluck, der auf dem Gebiete der Oper neue Bahnen einschlug, begeisterte Anerkennung, namentlich bei Klopstock. Bekannt ist der verunglückte Versuch, in Hamburg ein deutsches Nationaltheater zu begründen, das Lessing so lange für unmöglich erklärte, als es der sittliche Charakter der Deutschen sei, keinen eigenen Charakter haben zu wollen. So nahm Hamburg eine Zeitlang im Kulturleben Deutschlands eine führende Stellung neben Leipzig ein und war unzweifelhaft Norddeutschlands geistige Hauptstadt.

Genremalerei

Musikalische Bedeutung

Nationaltheater

Wie fast alle Großstädte Europas, so wurde auch Hamburg von der Französischen Revolution und ihren Folgen aufs nachhaltigste berührt. Die übertriebenen Freiheitsgedanken, aus denen die gewaltige Volksbewegung entsprang, fanden bei den doch so welterfahrenen und geschäftsklugen Hamburgern anfangs lebhaften Widerhall, bald indes trat Ernüchterung ein, und die „edle" Stadt — so nannte sie Theodor Körner — sah während des ganzen 19. Jahrhunderts ihre Hauptaufgabe in der Entwicklung des Handels, so daß ihre Bedeutung für das geistige Leben sehr in den Hintergrund trat. Werfen wir einen Rückblick auf die Handelsgeschichte des 18. Jahrhunderts, so ist erwähnenswert, daß Hamburg dem alten Brauche, Handelsfahrzeugen durch Kriegsschiffe Geleit (Convoi) geben zu lassen, 1747 entsagen mußte, weil diese Geleitschiffe nicht mehr den erforderlichen Schutz gewährten; man suchte seitdem durch Verträge dem Handel Sicherheit zu verschaffen, wobei nach Büschs Ansicht „der mächtigere Staat das, was er einräumte, als Gnade zuteilte und eben deswegen auch bei der Erneuerung solcher Verträge oft nahm, was er schon gegeben hatte". Trotzdem überflügelte Hamburg gegen Ende des 18. Jahrhunderts alle anderen deutschen Häfen im

Aufschwung des Handels im 18. Jahrhundert

der hauptsächlich als Zwischenhandel zum Teil mit eigenem Kapital und auf eigene Gefahr betrieben wurde, so daß viel Spekulation dabei stattfand; unmittelbar aus Amerika kamen „sowohl der Kaffee wie auch die mehresten der übrigen westindischen Produkte", wie 1792 im Senat ausdrücklich erklärt wurde. Die Zahl der aus den Vereinigten Staaten in Hamburg eintreffenden Schiffe stieg von 1784 bis 1799 von 6 auf 192, und der Schiffsverkehr nach England vermehrte sich von 1789 bis 1800 etwa um das Vierzehnfache, nämlich von 28 Schiffen auf 377, besonders deshalb, weil Hollands Handel größtenteils an Hamburg überging, nachdem 1795 das Land von den Franzosen besetzt worden war. Auch mit diesen stand die Hansastadt in regen Handelsbeziehungen und erfuhr deshalb lange Zeit großes Entgegenkommen; erst 1795 mußte sie, um ihre Neutralität zu wahren, erhebliche Geldopfer bringen. Der Rastatter Kongreß sicherte dann die Unabhängigkeit des Freistaates nach Zahlung von vier Millionen Gulden an Frankreich. Zäh und vorsichtig waren die Hamburger in ihrer Politik immer; denn es galt, das Staatsschiff durch viele Fährnisse hindurchzulavieren im Anschluß bald an diese, bald an jene Macht, um die weitreichenden und leicht verletzbaren Handelsbeziehungen unabhängig von den Welthändeln zu behaupten; daher suchten die Hamburger möglichst die Neutralität zu wahren und auch in Kriegszeiten mit allen Handel zu treiben, sogar mit den Reichsfeinden. An Wagemut fehlte es dieser Politik in der Regel ganz, so daß die Gegner, sowohl Dänemark wie Napoleon, Hamburg erst zu bedrohen und dann zahlen zu lassen pflegten, und mit diesem Verfahren fand sich die Stadt ab. Früher und länger als auf anderen norddeutschen Gebieten lastete Napoleons schwere Hand auf Hamburg; doch die Einsicht in die allgemeine Handelsbedeutung der Stadt hielt ihn von ihrer Vernichtung zurück. Durch die wiederholten Elbblockaden 1801–1806 und namentlich durch die in diesem Jahre erlassene Festlandssperre wurde Hamburgs Handel schwer geschädigt; 1804–1813 lief kein einziges Schiff ein! Obwohl die Stadt damals als französisches Gebiet galt, blieben für sie dennoch lästige Zollvorschriften bestehen, und die Handelsherren opferten für Bestechungen große Summen (der französische Gesandte in Hamburg, Bourienne, begünstigte den Schmuggel). Vom 19. November 1806 bis 31. Mai 1814 ist Hamburg mit Ausnahme weniger Monate ununterbrochen von Franzosen besetzt gewesen. Die Einwohner kamen fast an den Bettelstab. Wieviel Privatkapital Hamburg während der napoleonischen Zeit überhaupt eingebüßt hat, läßt sich nicht genau berechnen; die Schätzungen schwanken zwischen 80 und 150 Millionen.

Hamburgs Neutralitätspolitik

Schädigung des Handels durch Frankreich

Die schlimmste Leidenszeit für Hamburg begann im Frühjahr 1813, nachdem der Einzug der Russen unter Tettenborn am 18. März ein kurzes Strohfeuer der Begeisterung für den Freiheitskampf gegen Napoleon entfacht hatte: kaum 4000 Mann stellten sich zur hanseatischen Legion. Das russische Hauptquartier kam der Stadt viel teurer zu stehen als das französische. Ende Mai zogen dann wiederum die Franzosen mit dänischer Hilfe in Hamburg ein, und von ihrem Oberbefehlshaber Davout wurden, Napoleons Befehlen gemäß, der unglücklichen Stadt ungeheure Kriegszahlungen als Strafe für die zeitweilige Befreiung auferlegt, selbst das in der altberühmten Hamburger Bank, dem — wie man glaubte — sichersten Platz der Welt, aufbewahrte Privatvermögen fand keine Schonung. Man berechnet den Gesamtverlust, den Hamburg in der Schreckenszeit erlitt, auf 230¼ Millionen Mark unserer Währung. Weil die Zunahme der Einwohnerschaft eine Erweiterung der Stadt nötig machte, hatte man 1804 begonnen, die Befestigungen zu schleifen. Davout aber ließ sie, um die Belagerung aushalten zu können, sofort wieder instand setzen, das ganze Vorland freilegen und die Stadt soviel als möglich verproviantieren, alles unter gewaltigen Opfern der unglücklichen Bewohner, die zu Hunderten in der Christnacht aus der Stadt und in den Tod getrieben wurden, man bestattete sie in einem Massengrab dicht bei der Gruft Klopstocks, der 1789 die französische Freiheit verherrlicht hatte. Ein halbes Jahr lang, bis 31. Mai 1814, währte die Belagerung: da zogen die Russen wieder in die von allen Kriegsgreueln furchtbar heimgesuchte Stadt und verweilten in ihr noch geraume Zeit nach dem Friedensschluß, unter dem Vorwande, die Hansastädte gegen Preußen schützen zu müssen. Leidenszeit 1813

Nur wenige der alten angesehenen Kaufmannsfamilien überstanden die verhängnisvollen napoleonischen Jahre. Wegen des Geldmangels belebte sich der Handel erst ganz allmählich, und trotzdem konnte mit ihm die Reederei (Vereinigung von Schiffseigentümern zu gemeinsamem Erwerb durch Seefahrt) lange Zeit nicht Schritt halten. 1816 besaß Hamburg 101, zehn Jahre später erst 123 Schiffe, halb so viel, als es 1798 gehabt hatte. Noch in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts verglich ein nordamerikanischer Präsident die Hanseaten mit Spatzen, denen man gestatten könne, Hafer an der Krippe des amerikanischen Pferdes zu picken. Einen bedeutenden Aufschwung nahm die Reederei erst dann, als 1831 von Sloman die erste regelmäßige Schiffahrtslinie nach Neuyork und 1848 die erste deutsche Dampferlinie nach London eingerichtet worden war. 1847 wurde die später so berühmt gewordene Hamburg-Amerikanische-Paketfahrt-Aktien-Gesellschaft, die „Hapag", gegründet, die im ersten Jahrzehnt nur aus Sege- Aufschwung der Reederei seit 1831

schiffen bestand und neben der Beförderung von Auswanderern sich vor allem auf Güterverkehr einrichtete, um dem Handel unmittelbar zu dienen. Die Dampfschiffahrt ermöglichte es dann, die schon im 18. Jahrhundert angebahnten wichtigen überseeischen Verbindungen zu erweitern, und zwar wuchs der Außenhandel verhältnismäßig rascher mit den außereuropäischen Ländern, namentlich mit Süd- und Mittelamerika, mit der Südsee und mit Westafrika, als mit den Ländern Europas.

Entwicklung zur Welthandelsstadt

Die Beziehungen zum Auslande standen für die großen Handelshäuser der Hamburger „Königlichen" Kaufherren Laeisz, Godeffroy, Woermann u. a. etwa bis zur Mitte des Jahrhunderts an allererster Stelle, und bereits damals war die Entwicklung Hamburgs zur Welthandelsstadt abgeschlossen. Die schon 1840 vergrößerten Hafenanlagen wurden 1855 bedeutend erweitert. Man erkannte den großen Nutzen fester Anlegestellen für die Schiffe, die den direkten Verkehr vom Schiff zum Land ermöglichen, und legte nach diesem Gesichtspunkte 1866 den Sandtorhafen und 1877 den Grasbrookhafen an. Kais, d. h. Uferdämme aus Steinen, wurden aufgeführt, eine Brücke nach Harburg 1864 erbaut — so lange hatte sich Hannover dagegen gesträubt —, neue wichtige Eisenbahnverbindungen zuerst nach Osten (Lübeck), dann nach Westen (Bremen) eröffnet und dadurch die Grundlagen für einen schnellen Aufschwung des Binnenhandels gewonnen. Wie der Wagemut der auch im Auslande ihre Kraft selbständig betätigenden Hamburger Kaufleute die Anfänge deutschen Kolonialbesitzes ermöglichte, und wie Hamburgs Bedeutung für das wirtschaftliche Leben Deutschlands immer größer wurde, so kam anderseits die Entwicklung der Industrie im neuen Deutschen Reiche der altehrwürdigen Elbstadt mehr und mehr zugute. Für diese Industrie traf bald der Wahlspruch der „Hapag" zu: „Mein Feld ist die Welt". Daher mußte auch Hamburg als Hauptträger des deutschen Welthandels sich schließlich der deutschen Zollgemeinschaft eingliedern. Dagegen aber sträubten sich weite und einflußreiche Kreise der Bürgerschaft.

Abneigung gegen Preußen

In der kaufmännischen Republik Hamburg herrschte nämlich schon sehr lange ein Vorurteil gegen den Militär- und Beamtenstaat Preußen, zumal da Friedrichs II. Wirtschaftspolitik Hamburgs Handel und Industrie, namentlich die Kattundruckereien und Zuckersiedereien, erheblich schädigte. 1797 berichtete der französische Gesandte, man vernehme in Hamburg den Wunsch, lieber dänisch als preußisch zu sein. In den vierziger Jahren fürchtete man „durch Anschluß an den Zollverein von der Stellung als Welthandelsplatz zu der eines ausschließlichen Hafens und Marktes für einen großen Teil von Deutschland herabgedrückt zu werden", wie der Senat im Jahre 1847 an die Kommerz-Deputation

schrieb.[1] Die Abneigung gegen Preußen verschärften die Kämpfe 1864 und 1866 bei den meisten Hamburgern, gar zu gern wären sie neutral geblieben; manche fürchteten sogar, „verschluckt" zu werden; doch hieß es, Rußland und England würden dies nicht dulden. Widerstand gegen die Eingliederung in den Norddeutschen Bund versuchte zwar keiner, aber von Freudigkeit konnte um so weniger die Rede sein, da auf einzelnen Gebieten erhebliche Opfer zu bringen waren. Besonders peinlich ward die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht empfunden, weil sie es den jungen Kaufleuten unmöglich machte, nach beendeter Lehrzeit völlig ungehindert über See zu gehen; auch mußten wegen des Zeugnisses für den einjährigen Dienst die Privatschulen – es gab nur eine Staatsschule, das Johanneum – mit großen Kosten umgestaltet werden. Die Freihafenstellung Hamburgs blieb zwar bestehen, doch den Absatz der Waren in den Nachbarländern beeinträchtigte der Umstand, daß Holstein und Mecklenburg in das Zollvereinsgebiet aufgenommen wurden. Um Hamburgs Beziehungen dorthin aufrechtzuerhalten, richtete der Senator (später Bürgermeister) Versmann eine Zollvereinsniederlage innerhalb des Freihafengebietes ein. Über die norddeutsche Flotte urteilten die Hamburger Reeder ziemlich abfällig, da das Hamburger Banner mit den drei weißen Türmen im roten Felde seit einem halben Jahrhundert alle Meere ungehindert habe befahren können. Unbedingte Anerkennung fanden nur die neuen Posteinrichtungen. Bei der Erhebung gegen Frankreich 1870 aber regte sich in Hamburgs Bevölkerung eine Begeisterung, wie sie seit 1813 nicht geherrscht hatte; manche verübelten es sogar dem Senat, daß er (einer Weisung aus Berlin folgend) den französischen Generalkonsul nicht sofort auswies.

Eingliederung in den Norddeutschen Bund und ihre Folgen

Als Einzelstaat im neuen Deutschen Reiche nahm dann Hamburg von Anfang an, unter geschickter Leitung seines Senats, die ihm gebührende Stellung ein; es erhielt eine Stimme im Bundesrat, und dem regierenden Bürgermeister werden bundesfürstliche Ehren erwiesen. Nur wegen der Zollgemeinschaft erhoben sich große Schwierigkeiten. Bismarck hielt es für unbedingt nötig, die Hansastädte in den nationalen Zollverein einzubeziehen; dagegen sträubte sich aber in Hamburg

Zollanschluß ans Deutsche Reich

[1] Böses Blut machte folgendes Vorkommnis, das lange nachwirkte. 1857 geriet die Hamburger Börse in große Aufregung, weil eine Anzahl schwedischer Geschäftshäuser, denen man zuviel Vertrauen geschenkt hatte, die Zahlungen einstellte. Der Senat versuchte vom preußischen Ministerium ein Darlehen von drei Millionen Taler zu erhalten, wurde jedoch abgewiesen wegen „tiefer Verschuldung" der Hamburger Kaufherren, denen man in Berlin handelspolitische Lehren glaubte erteilen zu sollen. Ganz anders verfuhr der österreichische Finanzminister: sofort brachte ein Sonderzug die nötigen Silberbarren, und schon nach einem halben Jahre wurde der Betrag nebst Zinsen zurückgezahlt.

eine Mehrheit, weil der Freihandel wesentlich zur Blüte der Stadt beigetragen hatte, und der Kanzler ging nun mit rücksichtsloser Schroffheit vor, so daß es einen Augenblick schien, als ob seine gigantische Faust die Fäden zerreißen würde, die Hamburgs Handel mit aller Welt verknüpften. Dem Vertreter der Stadt fiel es schwer, „würdige Selbstbehauptung gegen den Gewaltigen in Berlin und die Durchsetzung besonnener Nachgiebigkeit in Hamburg miteinander zu vereinen." Sobald Bismarck aber eine solche Nachgiebigkeit sah, zeigte er volles Verständnis dafür, daß man der Schiffahrt, dem Handel und der Industrie der Elbstadt die weitestgehende, von keinen Zollschranken beengte Bewegungsfreiheit sichern, also einen Freihafen belassen müsse, der die nicht für Hamburg und das Reich, sondern für das Ausland bestimmten zollfreien Waren aufnimmt. Der Senator Versmann, der Hamburg in der Zollanschlußfrage im Bundesrat und im Reichstag zu vertreten hatte, brachte 1881 die Verhandlungen zum Abschluß; den Vertrag genehmigte die Bürgerschaft jedoch mit nur fünf Stimmen Mehrheit über die erforderlichen zwei Drittel. Der Freihafenbezirk, der nur durch überwachte Tore zugänglich ist, aber auf einem „Zollkanal" umgangen werden kann, umfaßt 1085 ha, davon 519 Wasser; zu den neuen Hafen- und Speicheranlagen zahlte das Reich vierzig Millionen Mark. Am 15. Oktober 1888 erfolgte endlich der Zollanschluß.

Aufschwung des Handels

Seitdem trug Hamburgs Entwicklung im Unterschied von der älteren Zeit einen überwiegend wirtschaftlichen Charakter, und die politische Tätigkeit des Senats blieb hauptsächlich darauf gerichtet, die wirtschaftlichen Interessen zu fördern. Der Handel nahm trotz einzelner ihn schwer gefährdender Ereignisse, namentlich der Cholera 1892 und der beiden Hafenstreiks 1897/98 und 1906, dennoch einen ungeahnten Aufschwung, und Hamburg war 1912 nach dem Umfange seines Verkehrs der drittgrößte Hafen der Welt, an den kein englischer heranreichte (an erster Stelle stand Neuyork, an zweiter Antwerpen); 1913 kamen 15073 Schiffe im Hafen an; 16627 liefen aus. Der Schiffsverkehr hat sich seit 1871 mehr als versechsfacht, die Einfuhr mehr als versiebenfacht, die Ausfuhr aber verzwölffacht. 1912 fielen 40 v. H. des Wertes der deutschen Ausfuhr und 45 v. H. der Einfuhr auf den Hamburger Hafen. Dem Raumgehalt der Schiffe nach war Deutschland schon 1888 die zweite Handelsmacht der Welt, und Hamburg daran mit 31 v. H. beteiligt (Bremen mit 26), 1903 sogar mit 53 v. H. (Bremen mit 28).

Bevölkerungszuwachs

Die Bevölkerung Hamburgs, die von 1811 bis 1871 um 128 v. H. gestiegen war, nämlich von rund 107 auf 244 Tausend, vermehrte sich seit 1871 um fast 300 v. H., betrug 1900: 698363 und überschritt 1913 durch Eingemeindungen die Million. Im Laufe des 19. Jahrhunderts hat sie sich verfünffacht (die Berlins

dagegen verzwölffacht); kein anderer deutscher Bundesstaat weist eine so dichte Einwohnerschaft auf wie Hamburg; hier kommen nämlich 2275 Bewohner auf das Quadratkilometer (in Preußen etwa 100).

„Venedig des Nordens"

Als „Venedig des Nordens" wird Hamburg, wie bereits (S. 157) erwähnt, vielfach bezeichnet; denn der Einfluß des Hafenlebens erstreckt sich bis tief in die Stadt hinein; auf den weitverzweigten „Fleeten" (Tafel IX, 24) können die „Schuten", längliche, mit flachem Kielboden versehene Frachtfahrzeuge, bequem die Waren vom und zum Hafen befördern. Die Bauern aus den Vierlanden, einem eigenartigen, zum Staate Hamburg gehörigen Landbezirke, bringen ihre Gemüse auf den „Ewern" heran, breiten Kähnen, deren Führer neben den Schauerleuten die bekanntesten Persönlichkeiten des Hafens bilden.

Hafenanlagen

Seit 1886 hat Hamburg auf die Regulierung der Elbe etwa 240 Millionen Mark verwandt, in den letzten zehn Jahren durchschnittlich jedes Jahr 13 Millionen; zur Uferbefestigung sind auf der kurzen Strecke von den Elbbrücken bis St. Pauli 250000 der stärksten Fichtenstämme eingerammt. Kein deutscher Handelsplatz läßt sich, was die technischen Hilfsmittel zum Laden, Löschen, Lagern und Weiterbefördern betrifft, mit Hamburg vergleichen. Die Schuppenlänge seines Gesamthafens beträgt 13,8 km; unter den etwa 800 Kränen der verschiedensten Art befindet sich der größte, der überhaupt in einem Hafen der Welt vorkommt: er kann 150000 kg heben. An der Hinterseite der Kais laufen Schienengleise hin, die mit den Bahnhöfen in unmittelbarer Verbindung stehen, so daß die auf der einen Seite des Schuppens gelöschten Güter auf der anderen Seite sofort, ohne Verzögerung, nach dem Inlande weiterverfrachtet werden können; Waren z. B., die von London nach Wien gehen sollen, brauchen nur ein einziges Mal umgeladen zu werden. Wegen dieser mustergültigen Einrichtungen leitet man selbst solche Einfuhr- und Ausfuhrgüter nach Hamburg, für die eine Verschiffung eigentlich einen Umweg bedeutet. Da die Großschiffahrtsstraße der Elbe bis nach Böhmen reicht, so führt Wien viele Güter über Hamburg aus und ein, obwohl die Elbstadt 400 km weiter entfernt ist als Triest.

Elbregulierung

Träger der Hamburger Schiffahrt ist die Norderelbe; doch haben Hamburg und Preußen durch den sogenannten Köhlbrand-Vertrag gemeinsam die Regulierung des gesamten Unterlaufs der Elbe übernommen, und dadurch ist der Stadt die dauernde Verbindung mit ihren Zukunftshäfen am südlichen Elbufer gesichert. Verschiedene Elbinseln sind zu neuen Hafenbecken umgewandelt und durch Veränderung der Richtung eines Elbarmes bessere Strömungsbahnen geschaffen. Ein „Leitdamm" vertieft das ganze Strombett bis an die Mündung. Da der

Unterschied zwischen Hoch- und Niederwasser im Hafen nur etwa 1,50 m beträgt, so ist man bei dem System der offenen Hafenbecken geblieben. Jetzt befinden sich an der Norderelbe nicht weniger als 14 Häfen, Sackgassen ähnlich, zwischen denen sich die Kais hinziehen, die Schiffe können also nach ihrer Art und Bestimmung streng gesondert und von der Strom- und Hafenpolizei scharf überwacht werden. Die ältesten Häfen sind die rechtselbischen, ihnen gegenüber öffnen sich fächerähnlich die oberen linkselbischen: der Segelschiffhafen (1888), der sich jetzt ziemlich in der Mitte der ganzen Hafenanlagen befindet und auch anderen Schiffen dient, westlich davon der Hansahafen (1893) und Kuhwärderhafen (1902), südlich der Kaiser-Wilhelm-Hafen (1903). Jetzt umfassen die Häfen Hamburgs über 5 qkm Wasserfläche, und eine neue Gruppe von vier großen Hafenbecken wird angelegt. Die Kaistrecken für die Seeschiffahrt umfassen 35 km. Am Kaiserkai befindet sich der große Staatsspeicher mit 19000 qkm Lagerfläche, ihn krönt als Wahrzeichen des Hafens ein weithin sichtbarer Turmbau mit dem hochschwebenden Zeitball, der kurz vor Mittag aufgezogen und von der Sternwarte aus genau um 1 Uhr nach mitteleuropäischer Zeit fallen gelassen wird, zur Richtschnur für alle auf den Schiffen befindlichen Zeitmesser. Das Gesamtbild des Hafens (Tafel VIII, 21) mit den geräumigen Kais und riesigen Lagerschuppen bietet beim ersten Anblick eine Menge fast unübersehbarer, scheinbar regelloser Einzelheiten, die sich aber bei näherer Betrachtung in die strengste Ordnung auflösen. Den stattlichsten Anblick bietet der Segelschiffhafen: seit geraumer Zeit bilden die großen Segler eine besondere Zier des Elbhafens.

Die verschiedenen Häfen

Stadt Hamburg an der Elbe Auen,
Wie bist du herrlich anzuschauen
Mit deiner Türme Hochgestalt
Und deiner Schiffe Mastenwald!

Doch dieser Wald kann jetzt dem Stadtbilde nicht mehr zum Schmucke dienen, da der Segelschiffhafen zu weit entfernt liegt, die Auen aber sind bei der Erweiterung der Hafenanlagen und der Wohnstadt größtenteils bebaut worden. Sehr wichtig ist es, daß seit 1880 im Hafenverkehr (Tafel IX, 22) keine Unterbrechungen wegen Eisganges vorgekommen sind, während aus diesem Grunde von 1821 bis 1880 insgesamt 384 Tage hindurch der Verkehr stockte, am häufigsten 1826 bis 1830 an zusammen 72 Tagen. Jährlich fahren etwa 40000 Seeschiffe ein und aus, ungefähr 350 können gleichzeitig abgefertigt werden. Täglich sind etwa 8500 Arbeiter im Hafenbetriebe beschäftigt, und ungefähr 100 Seeschiffe mit 1700 Mann Besatzung bewegen sich im Hafen hin und her. Der Seeverkehr

Schiffsverkehr

Aufn. Hans von Seggern, Hamburg

22. Teilbild des Hafens

(Aus „Die Schöne Heimat. Bilder aus Deutschland". Verlag von Karl Robert Langewiesche, Königstein i. Taunus)

Aufn. Glückstadt & Münden, Hamburg

23. Mönckebergstraße

24. Altes Fleet

(Aus „Die schöne deutsche Stadt. Norddeutschland".
Verlag von R. Piper & Co., München)

25. Fachwerkhäuser

(Aus „Die schöne deutsche Stadt. Norddeutschland".
Verlag von R. Piper & Co., München)

Hamburgs ist vorwiegend europäisch, nämlich mit 57 v. H. (am lebhaftesten war er mit dem englischen Hafen Newcastle, von wo Kohlenschiffe ihre für das niederelbische Gebiet sehr wichtige Ladung nach Hamburg brachten, um dann leer wieder zurückzufahren), auf Amerika entfallen 27 v. H., auf Asien 8, auf Afrika 7, auf Australien 1 v. H. Die Einfuhr überwiegt die Ausfuhr um das Doppelte; unter den Einfuhrgegenständen sind an erster Stelle Kolonialwaren zu nennen, namentlich Kaffee (den Hamburg für den ganzen Norden und Osten Europas vermittelt), dann Getreide, Petroleum und Reis, während in Baumwolle und Tabak Bremen den Vorrang behauptet; im Holzhandel sind vielleicht einige Ostseehäfen der Elbstadt überlegen. In der Ausfuhr ist Hamburg Hauptplatz für den Rübenzucker des Elb- und Odergebietes.

Tunnel unter der Elbe

Zu den Hafenanlagen, die während der letzten beiden Menschenalter mit einem Kostenaufwande von etwa 1200 Millionen Mark erbaut worden sind, gehört seit September 1911 ein Ingenieurwerk, wie es sich in keiner anderen deutschen Großstadt findet: der 6 m hohe und 450 m lange Tunnel unter der Elbe, die 10 m tief ist: 6 m Erdreich ließ man unberührt, damit der Tunnel nicht durch Schiffsschrauben verletzt werden kann. Bei dem Werke führte die Technik einen gefährlichen, durch Terrakottafriese über der Schachtsohle veranschaulichten siegreichen Kampf gegen die vier Urelemente. Von den St.-Pauli-Landungsbrücken bis zum jenseitigen Elbufer bei dem industriereichen Steinwärder konnten vor Vollendung der unterirdischen Straße nur Personen und allenfalls kleine Stückgüter mittelst Dampf- oder Ruderbootes gelangen, der ganze Wagenverkehr aber mußte den Umweg über die in weiter Entfernung elbaufwärts gelegene große Elbbrücke nehmen; für diesen Wagenverkehr ist nun durch den Tunnel, der bei einer Bauzeit von vier Jahren 11 Millionen Mark gekostet hat, der Weg um beinahe 12 km verkürzt worden. Neben den Landungshallen in St. Pauli erhebt sich der mächtige, den Einfahrtsschacht überwölbende Kuppelbau, an dessen Front sich vier Einfahrtstore für die Wagen und an dessen Seiten sich kleinere Eingänge für die Fußgänger öffnen. Die Fahrstühle, durch die man zu den Schächten befördert wird, können fast 7000 Menschen in 30 Minuten hinab- oder hinaufbringen. So wird der Strom der Hafen- und Werftarbeiter jeden Morgen nach Steinwärder hinüber- und abends wieder zurückgeleitet. Denn am linken Elbufer ist Freihafengebiet, und dort gibt es keine Wohnungen. Unter dem Elbspiegel überschreitet man die Zollgrenze des Deutschen Reiches. Steht man in der Mitte des Tunnels, so sieht man nach beiden Seiten an den mit weißen Porzellanplatten bekleideten, durch humo[illegible] Darstellungen von allerlei Wassergetier geschmückten

Wänden in schnurgerader Linie die endlos scheinende Kette der elektrischen Flämmchen flimmern, während darüber unsichtbar und unhörbar der gewaltige Strom mit seinem Weltverkehr braust.

Als dieser Tunnel 1911 eröffnet wurde, gab es in Hamburg rund 400 Reedereien, darunter 360 Privatfirmen. Zu mindestens drei Vierteln ist die Reederei in den Händen von Aktiengesellschaften, deren man jetzt 16 zählt. Unter ihnen ist

Die „Hapag"

die erste die bereits erwähnte „Hapag",[1] die seit ihrer Gründung 1847 etwa 5½ Millionen Passagiere befördert hat, die meisten nach Neuyork; ihre Flotte mit der blauweißen Flagge umfaßte 1914 ungefähr 190 Ozeandampfer und 230 andere. Die Hapag hat sich ein wohlbegründetes Anrecht auf ihren Wahlspruch „Mein Feld ist die Welt" erworben, hat auch viel für Erhaltung und Kräftigung des Deutschtums im Auslande geleistet und ist der Stolz Hamburgs; denn nicht einmal England besitzt eine Schiffahrtsgesellschaft, die über solchen Schiffsbestand verfügt wie die Hapag. Sie unterhält 66 regelmäßige Linien nach mehr als 400 der bedeutendsten Welthandelshäfen und hat zuerst unter den Dampfergesellschaften Vergnügungs- und Erholungsfahrten nach Süden und nach Norden sowie Reisen um die Welt veranstaltet. Mehr als andere Unternehmungen durch den Weltkrieg lahmgelegt, zeigt sie ihre wirtschaftliche Kraft durch umfassende Fürsorgetätigkeit auf den verschiedensten Gebieten. Von dem obersten Beamten der Hapag, Albert Ballin, gilt das, was man im 16. Jahrhundert über Jakob Fugger (s. S. 29) schrieb: „Sein Name ist in allen Landen, auch in der Heidenschaft, bekannt gewesen, Kaiser und Könige haben zu ihm ihre Botschaft geschickt." Klug, kühn und unermüdlich wußte Ballin alle technischen Fortschritte zu benutzen und der Hapag die angesehene Stellung im Weltverkehr zu sichern. Als ihr Betrieb 1906 durch Streik und Aussperrung schwer gefährdet wurde, erklärten sämtliche Beamten vom Prokuristen abwärts sich bereit, auch die Dienste der Hafenarbeiter zu verrichten, und stellten damit der Leitung der Hapag ein glänzendes

Bismarck in Hamburg

Vertrauenszeugnis aus. Fünf Jahre nach Bismarcks Sturze (so berichtet sein Nachfolger, Fürst von Bülow) machte Ballin mit ihm eine Rundfahrt im Hamburger Hafen, den der achtzigjährige Altreichskanzler seit langem nicht gesehen hatte, und führte ihn schließlich auf einen der neuen transatlantischen Dampfer. Als Bismarck ihn betreten hatte, stand er geraume Zeit still, schaute sinnend auf das Riesenschiff, die vielen Dampfer ringsum, das mächtige Hafenbild und sagte endlich:

[1] Diese nach englischem Brauche verkürzte Bezeichnung nahm die Börse nicht an, sondern sagte einfach: Paketfahrt, eine Benennung, der das englische packet d. h. Boot zugrunde liegt. Vor einigen Jahren hat die Hapag ihren Namen in Hamburg-Amerika-Linie geändert.

„Sie sehen mich ergriffen und bewegt. Ja, das ist eine neue Zeit, eine ganz neue Welt." So erkannte in Hamburg der größte deutsche Staatsmann an seinem Lebensabend die neue weltpolitische Aufgabe seines Vaterlandes, dem er in Europa eine Vormachtstellung errungen hatte.

Außer im Hafen kommt die mit dem Welthandel zusammenhängende unermüdliche Tätigkeit der Hamburger am sichtbarsten in der Börse zum Ausdruck, einem staatlichen Gebäude, das täglich von mehr als 9000 Geschäftsleuten besucht wird; durch mosaikartige Zeichnung des Fußbodens und Bezifferung der Säulen ist der Raum so eingeteilt, daß jeder regelmäßige Besucher leicht auf seinem bestimmten Platze gefunden werden kann.[1] Die Schiffahrtsbörse ist natürlich besonders wichtig: täglich treffen die Reeder, umgeben von Schiffsmaklern und Vertretern der Versicherungsgesellschaften, Abmachungen über Schiffsbefrachtungen. Börse

Hamburgs wirtschaftlicher Aufschwung während des letzten Menschenalters mußte schon wegen der damit Hand in Hand gehenden Bevölkerungszunahme zu einer Erweiterung und Veränderung des Stadtbildes führen. Eine solche hatte bereits um die Mitte des Jahrhunderts stattgefunden als Folge des oben (S. 165) erwähnten viertägigen Brandes 4.–8. Mai 1842, der sich deshalb gewaltig ausbreitete, weil die Fachwerkbauten wenig widerstandsfähig waren. Auf einer Fläche von 310 ha, etwa dem Viertel der ganzen Stadt, äscherte er im ganzen 4219 Feuerstellen ein, darunter drei Kirchen, das Rathaus, die alte Börse, den Marstall und 1749 Häuser, machte etwa 20000 Menschen obdachlos und verursachte einen Gesamtschaden von fast 90 Millionen Mark. Als nationales Unglück wurde der Brand empfunden, und die in ganz Deutschland stattfindenden Sammlungen bewiesen trotz der staatlichen Zersplitterung das Gefühl der Zusammengehörigkeit. Da ein schneller Wiederaufbau nötig war, so wurden die altheimischen Backsteinbauformen künstlerisch nicht weiterentwickelt, wohl aber nach einem neuen Bebauungsplane die Straßen verbreitert, die Fleete reguliert und teilweise zugeschüttet, die Binnenalster auch an der Ostseite durch eine Uferstraße begrenzt und dadurch erst zu einem eigenartigen, oben (S. 157) näher geschilderten Schmucke Hamburgs gemacht, wie ihn ähnlich keine andere Großstadt besitzt. Einige Jahre nach dem furchtbaren Brande begann auch der Bau der Petri- und der Nikolaikirche; jene Viertägiger Brand 1842

[1] Um 1½ Uhr beginnt die Börse, ¼ Stunde später ziehen die Diener eine Kette vor die Eingänge, und jeder dann Erscheinende muß 30 Pfennig Sperrgeld zahlen (etwa 300000 Mark kommen auf diese Weise jährlich ein und werden der Handelskammer überwiesen); um dies Sperrgeld zu sparen, beschleunigt manch reicher Kaufmann in größter Eile seine Schritte und geht bald darauf vielleicht ein Geschäft ein, bei dem es sich um Millionen handelt.

lehnt sich an die gotischen Formen an, und ihr erst 1878 vollendeter, 133 m hoher Turm (Tafel IX, 23) gehört ebenso zu den würdigen Wahrzeichen der Stadt wie der eindrucksvolle Turm der 1661 eingeweihten, viel bewunderten Michaeliskirche. Als diese 1906 durch Brand zerstört wurde, beschloß man daher, die alte Turmform beizubehalten; in Gegenwart des Kaisers wurde die erneuerte Kirche am 19. Oktober 1912 eingeweiht.

Veränderung des Stadtbildes

Nachdem 1860 endlich die alte Torsperre aufgehoben und Hamburg zur offenen Stadt geworden war, breiteten sich die Wohngebiete rasch über die Tore hin aus, zunächst um die Ufer der Außenalster. Doch noch in den siebziger Jahren trugen die Vororte einen ausgesprochen ländlichen Charakter voll Ruhe und Stille, die nur selten durch Geräusch in öffentlichen Gärten gestört wurde. Eine tiefgreifende Veränderung des Stadtbildes trat erst dann abermals ein, als für den Freihafen Raum gewonnen werden mußte: über 500 uralte, von etwa 24000 Menschen bewohnte Häuser wurden niedergerissen, und dem wirtschaftlichen Leben fiel manches eigenartige Baudenkmal zum Opfer. Daher sind verhältnismäßig sehr wenig Bauten aus alter Zeit in Hamburg erhalten, im Unterschied von anderen Hansastädten, namentlich von Lübeck und Danzig. Der räumlichen Ausdehnung nach ist Hamburg während des letzten Menschenalters kaum auf das Zweiundeinhalbfache angewachsen und steht unter den sieben größten Städten an vorletzter Stelle (Breslaus Anwachsen war noch geringer). Die letzten Reste der ältesten Stadtteile verschwanden, nachdem 1892 von August bis Oktober 8605

Cholera 1892

Menschen an der Cholera gestorben und 16956 erkrankt waren. Darauf erfolgte die längst nötige gründliche Besserung der Trinkwasserverhältnisse, und auch das Baupolizeigesetz wurde nach den für einen Welthandelsplatz angemessenen modernen Grundsätzen geändert. Ein Teil des Stadtbildes erhielt ein anderes Aussehen, als 1912 die Hoch- und Untergrundbahn fertiggestellt war, durch die eine namentlich für die Arbeitermassen sehr notwendige schnelle Verbindung der Altstadt mit dem Wohngebiete geschaffen ist.

Gegensatz zwischen Geschäfts- und Wohnstadt

Die Altstadt nämlich ist in Hamburg jetzt Geschäftsstadt (city) geworden und von der Wohnstadt so vollständig getrennt wie in keiner anderen deutschen Großstadt. Kontor und Schreibstube wurden von den Speichern und Warenlagern völlig geschieden und in besondere Häuser verlegt, die von Kontorschluß bis zur Kontoröffnung dunkel und leer dastehen. Diese Kontorhäuser in der Geschäftsstadt reichen vom Zollkanal bis zum Hauptbahnhof und bis zur Binnenalster; manche von ihnen zählen zu den hervorragendsten Schmuckbauten, das größte ist das 200 Kontore enthaltende „Kaufmannshaus". Jedes Kontorhaus hat nämlich

nach mittelalterlichem Brauch seinen besonderen Namen, z. B. Seeburg, Schiffahrtshaus, Mönckeberghaus. Nach dem Bürgermeister Mönckeberg ist auch eine der großartigen neuen Geschäftsstraßen (Tafel IX, 23) benannt, die vom Hauptbahnhofe sich nach dem Rathausplatze hinzieht. Das Gegenstück zum Kontorhaus bildet das Einfamilienhaus, das wie für Bremen, so auch, obschon in geringerem Maße, für Hamburg einst bezeichnend war, jetzt aber in der zur Geschäftsstadt umgewandelten Altstadt fast gänzlich geschwunden ist. Nur fünf vom Hundert aller Hamburger Wohnungen sind Einfamilienhäuser, das Mietshaus überwiegt also, und zwar kommen etwa 25 Personen auf ein Haus (in Bremen 10, in Berlin 50). Doch Hamburg kann noch immer als eine Gartenstadt Gartenstadt bezeichnet werden, die sich unter allen deutschen Großstädten durch die meisten Alleestraßen auszeichnet: 245 km lang sind sie (in Berlin 125, in Köln 175, in Dresden 230). Ein Schmuckstück in der Alsterstadt ist die seit 1837 nach englischem Vorbilde mit Landhäusern bebaute Uhlenhorst, eine der ersten deutschen Villenvorstädte, deren Gärten stets in frischem Grün prangen; eine ähnliche Zierde in der weiteren Umgebung bildet die Elbstraße nach Blankenese mit der Fülle ihrer prächtigen Parke und mit den stets wechselnden Ausblicken auf den breiten, belebten Strom. Der neue Stadtpark umfaßt ein Gelände von etwa 2 km Länge und 1 km Breite. Die Vielseitigkeit und Buntscheckigkeit des Mannigfaltigkeit des Stadtbildes Stadtbildes ist gerade für das jetzige Hamburg bezeichnend und verleiht ihm einen besonderen Reiz: bald glaubt man in einer von Kanälen durchzogenen flämischen Stadt sich zu befinden, bald am Seeufer Luzerns, hier auf den Kais von Liverpool, dort in den belebtesten Straßen Londons. Kürzlich ist in Ohlsdorf bei Hamburg, ähnlich wie in München, ein Friedhof angelegt, der, mit feierlichen Schwarzeiben beWaldfriedhof ginnend, sich allmählich in einen niederdeutschen Wald mit ganz unaufdringlichen und doch ergreifenden, schweigsamen und doch beredten Grabmälern verwandelt.

Unter den jüngsten Monumentalbauten Hamburgs ist das 1897 vollendete neue Rathaus besonders hervorzuheben, eine Schöpfung neun verschiedener Archi- Rathaus tekten, die ganz im Sinne des Mischstils der deutschen Renaissance durch eine Fülle nicht recht miteinander verschmolzener Einzelgedanken überrascht; der überaus stattliche Turm (Tafel IX, 23) gehört zu den Wahrzeichen Hamburgs. In einer Bürgerstadt nimmt die Stelle des Fürstenschlosses das Rathaus ein; das Hamburger ist mit Recht der Stolz der Bürger, denn es entspricht mit seiner gediegenen Schwere dem Charakter des niedersächsischen Stammes, und der Prunksaal mit den bereits (S. 154) geschilderten Wandgemälden bildet den passendsten Rahmen für die altspanischen schwarzsamtnen Trachten mit der steifgestärkten schneeweißen

Halskrause, die der Senat bei feierlichen Anlässen trägt. — 1909 wurde aus Dresden Fritz Schumacher an die Spitze der Hochbauverwaltung berufen und hat namentlich für Schul- und Heilzwecke viele stolze Bauten geschaffen, deren norddeutsche Eigenart das Stadtbild Hamburgs wesentlich beeinflußt; besonders gilt dies von der Kunstgewerbeschule. Für Denkmäler ist eine Handelsstadt im Gegensatz zu einer Residenzstadt im allgemeinen kein günstiger Boden; in jüngster Zeit jedoch hat Hamburg einige bemerkenswerte Denkmäler erhalten, z. B. das Lessings von Schaper (1881), das Brahms-Denkmal von Klinger und vor allem das weltbekannte Denkmal Bismarcks (Titelbild) von Lederer und Schaudt (1906), unter den außerordentlich vielen, die dem Kanzler errichtet sind, das eigenartigste; denn es verkörpert nicht nur eine einzige Person, sondern einen allgemeinen Gedanken: die auf sich vertrauende Kraft des Deutschen Reiches. In dieser Auffassung hat das deutsche Volk auf das Hamburger Denkmal als auf eins der deutschesten namentlich am 1. April 1915 geschaut, am hundertsten Geburtstage des Kanzlers, während des Weltkrieges, der um Deutschlands Machtstellung, also um Bismarcks Werk, geführt werden muß, der aber auch die Sicherheit der von ihm gelegten Machtgrundlagen erst recht deutlich aller Welt geoffenbart hat.

Bismarckdenkmal

Verfassungsänderung

Nach dem gewaltigen Brande 1842 sprach der Bürgermeister Kirchenpauer die Hoffnung aus, daß nicht allein eine neugebaute Stadt, sondern ein geistig lebendigerer, höhere Tatkraft entwickelnder Staat aus den Trümmern hervorgehen werde. Diese Erwartung hat sich im Laufe des Jahrhunderts erfüllt. Zu einer gründlichen Reform der Staatsverfassung ward sofort 1843 ein Ausschuß eingesetzt. Da jedoch der Senat anfangs keine Zugeständnisse machen wollte, so bildeten sich 1848 einige demokratische Vereine, und es kam zu manchen erbitterten Streitigkeiten. Erst 1860 wurde die neue, noch heute in ihren Grundzügen bestehende Verfassung veröffentlicht. An die Stelle der alten erbgesessenen Bürgerschaft trat die 192 Mitglieder zählende neue, und sie übt die gesetzgebende Gewalt aus zusammen mit dem Senate. Dieser besteht aus 18 Mitgliedern, von denen neun die Rechte studiert haben, mindestens sieben Kaufleute sein müssen, während die übrigen zwei beliebigen Berufen angehören können. Die Wahl eines Senators findet in der Weise statt, daß zuerst vier Kandidaten aus dem Senate und aus der Bürgerschaft aufgestellt werden; zwei scheidet der Senat aus, von den beiden übrigbleibenden wählt die Bürgerschaft einen. Der Bürgermeister darf nicht wiedergewählt werden. 1879 wurde die Zahl der Bürgerschaftsmitglieder auf 160 vermindert, von denen 80 aus allgemeinen Wahlen hervorgehen; in den zwei Wahlbezirken des Stadtgebietes wird nach den Grund-

sätzen der Verhältniswahl gewählt, doch werden dabei die Bürger, damit eine Überflutung der „Bürgerschaft" durch Sozialdemokraten verhindert wird, seit 1906 nach der Steuerleistung in zwei Klassen geteilt: zur ersten gehören diejenigen, die ein Einkommen von mehr als 2500 Mark haben, und bei der Verteilung der Sitze erhält die erste Klasse zwei Drittel.

Kunstpflege

Wie im 16. Jahrhundert, so kam seit der Mitte des 19. Jahrhunderts der trotz einiger Rückschläge andauernde Aufschwung des Wirtschaftslebens und der mit ihm steigende Wohlstand auch der Kunst und Wissenschaft zugute; bei all den vielen kaufmännischen Interessen fehlte niemals ganz der Sinn für ideale Lebensgüter. Eine hervorragende Rolle allerdings hat alles in allem die Kunst im Leben der Hamburger Kaufleute zu keiner Zeit gespielt. 1787 war ohne zwingenden Grund die Bildergalerie des Rathauses versteigert und manches Kunstwerk verkauft, verschenkt oder verschleudert worden. Privatgalerien waren vorhanden, und Hamburger Familien besaßen Bildnisse, die von Hamburger Malern herrührten. Erst 1851 wurde wieder eine städtische Gemäldesammlung geschaffen, in der besonders die bis in die dreißiger Jahre einseitig gepflegte Bildnismalerei vertreten war; die Landschaft kam erst nach und nach mehr zur Geltung. 1869 ward die Kunsthalle eröffnet, und sie hat unter Alfred Lichtwarks Leitung seit 1886 eine außerordentliche Bedeutung für das Kunstleben, und zwar nicht nur in Hamburg, gewonnen. Lichtwark brach als einer der ersten mit dem internationalen, auf Hebung des Fremdenverkehrs bedachten Museumsbetriebe, betonte nachdrücklich die nationale Aufgabe, erkannte, daß wir in Deutschland vor allem den Kunstverstand des Publikums fördern müssen, und zeigte sich in der Beschränkung auf eine Hamburger Heimatgalerie als Meister. Ohne Staatsmittel in Anspruch zu nehmen, nur auf Stiftungen angewiesen, ließ er durch hervorragende Künstler wie Leistikow, Skarbina, Kalckreuth, Eitner, Liebermann (dieser fand in der Elbstadt allerdings, und zwar mit Recht, nicht viele Anhänger) Bildnisse bedeutender Hamburger Persönlichkeiten anfertigen, ferner Gemälde der Stadt mit ihren Fleeten und engen Gassen, des Hafens mit all seiner Eigenart und der Umgebung mit den Buchen des Sachsenwaldes, den Landsitzen der königlichen Kaufherren, und der auf so verschiedene Töne gestimmten Küstenlandschaft.[1]

Kunsthalle unter Lichtwark

[1] In der mit solchen Bildern sich füllenden Kunsthalle stellte Lichtwark seit dem Ende der achtziger Jahre Übungen in der Betrachtung von Kunstwerken an; aus dem Kreise seiner Zuhörer ging 1896 die Lehrervereinigung zur Pflege der künstlerischen Bildung in der Schule hervor, und der Anregung dieses Vereins folgend, gab Lichtwark auf Grund der mit ein und derselben Schulklasse einen Winter hindurch gemachten Erfahrungen seine „Übungen in B[illegible]nst-werken" heraus, eine pädagogisch hervorragende Schrift.

Kunstgewerbemuseum unter Brinckmann

Von ähnlicher Bedeutung auf verwandtem Gebiete ist Justus Brinckmann geworden: das 1874 eröffnete und bald darauf in staatliche Verwaltung übernommene Kunstgewerbemuseum hat er zu einer weltberühmten Anstalt umgebildet und dabei nicht nur die Heimat, sondern auch das Ausland, namentlich Ostasien, mit weitem Blicke berücksichtigt. In der planmäßigen Pflege des neuen Kunstgewerbes, auf das die Deutschen stolz sein dürfen, steht Hamburg hinter Bremen, das in dieser Beziehung besonders viel leistet, nicht zurück, wie die Errichtung einer staatlichen Kunstgewerbeschule und die prächtige Ausschmückung des Rathauses namentlich mit Goldschmiedearbeiten und Stickereien beweist. Was die sonstige Kunstpflege betrifft, so kann im engen Rahmen dieser Darstellung nur erwähnt werden, daß die trefflichen Leistungen des 1900 eröffneten Deutschen Schauspielhauses allgemein anerkannt sind, und daß auch die Tonkunst in Hamburg, der Geburtsstadt von Brahms, eifrige Pflege findet, vor allem in der 1908 vom Ehepaar Laeisz gestifteten Musikhalle.

Auch das wissenschaftliche Hamburg ist in den letzten Menschenaltern zu neuen Zielen fortgeschritten; etwa 2½ Millionen Mark gibt der Staat jährlich für seine wissenschaftlichen Anstalten aus, unter denen die Navigationsschule und das Institut für Schiffs- und Tropenkrankheiten besonders eigenartig und für Hamburg wichtig sind (die Deutsche Seewarte, die durch Sturmwarnungen, Wetterberichte, Seekarten usw. den Verkehr zur See sichert, ist Reichsanstalt). Seit dem Eingehen des Akademischen Gymnasiums 1883 hat die (1870 errichtete) Oberschulbehörde ein allen Kreisen der Bevölkerung zugängliches, jedoch mehr auf die Bedürfnisse der Höhergebildeten zugeschnittenes Vorlesungswesen immer weiter ausgebaut — daneben besteht ein besonderes technisches — und 1895 einheitlich und umfassend geregelt; nachdem darin lange nur nebenamtlich Vertreter der verschiedenen Wissenschaften tätig gewesen waren, hat man allmählich 20 ordentliche Professoren im Hauptamte dafür angestellt; u. a. wirkte der bekannte Bismarckforscher Erich Marcks sechs Jahre in Hamburg, nachdem 1907 dadurch, daß wohlhabende Bürger fünf Millionen Mark gespendet hatten, die Wissenschaftliche Stiftung ins Leben getreten war, ein „durchaus organisches Ergebnis der hamburgischen und der deutschen Geschichte, das fest angeschlossene Glied einer Kette, die das Leben Hamburgs seit Jahrhunderten umschließt und nun von neuem mit dem geistigen Leben Deutschlands, besonders mit dem Leben des deutschen Bürgertums, nahe verbunden hat" (Worte von Marcks in seiner Antrittsrede). Ein prächtiges Vorlesungsgebäude, das auch der Sitz des Kolonialinstituts ist, wurde aus einer hochherzigen Stiftung des Großkaufmanns Edmund Siemers errichtet. Das 1908 eröffnete Kolonial-

Vorlesungswesen

institut soll für das wirtschaftliche Leben in den Kolonien vorbereiten und dem ganzen Kolonialbetrieb eine wissenschaftliche Grundlage geben, mit seinen Professuren für Kultur und Geschichte des Islam und Ostasiens, für Erdkunde, Volkswirtschaft usw. stellt es nach seiner ganzen Einrichtung eine Hochschule dar. Die ersten Keime des immer wieder auftauchenden Gedankens, in Hamburg eine Universität zu gründen, lassen sich bis auf Bugenhagen zurückverfolgen. Im 19. Jahrhundert trat der Syndikus Sieveking († 1847), der Mitbegründer des Rauhen Hauses, nachdrücklich für eine Hochschule ein, die bei deutscher Eigenart doch einen weltbürgerlichen Charakter tragen sollte. Mit der Möglichkeit solcher Hochschule rechnete auch die Wissenschaftliche Stiftung, und der Bürgerschaft ging Ende des Jahres 1912 der Antrag des Senats auf Errichtung einer Universität (ohne theologische und medizinische Fakultät) zu, die besonders „die auf koloniale und überseeische Verhältnisse bezüglichen Wissenszweige berücksichtigen" soll, wie es in der 177 Seiten großen Formats umfassenden Denkschrift heißt. Doch der Antrag wurde schließlich von der Bürgerschaft abgelehnt, hauptsächlich wohl deshalb, weil man befürchtete, das großartig ausgebaute öffentliche Vorlesungswesen würde nach Errichtung der Universität dem Volke nicht mehr so wie bisher zugute kommen; in einflußreichen Kreisen ward auch die Besorgnis gehegt, die Universität könne den Kaufmannsstand in seiner gesellschaftlichen Stellung etwas beeinträchtigen. Unzweifelhaft jedoch übt eine Universität in der zweitgrößten Stadt des Reiches eine besondere Anziehungskraft aus, und der romantische Schimmer, der das Leben kleinerer Universitäten verklärt, wird durch das ersetzt, worin Hamburg allen anderen deutschen Städten weit überlegen ist: durch den gewaltigen, von frischer Seeluft durchzogenen Hafen mit der außerordentlichen Mannigfaltigkeit seiner Erscheinungen. Nunmehr sind unter Leitung von Lehrern des Kolonialinstituts auch volkstümliche Hochschulkurse ins Leben gerufen worden. Eine sehr segensreiche Volksbildungsarbeit findet namentlich an den Sonntagnachmittagen statt, und dadurch wird auch dem schädlichen Einfluß der Lichtspieltheater entgegengewirkt. —

Kolonialinstitut

Ablehnung der Universität

Unter den Kräften, denen Hamburg seine Entwicklung zum größten festländischen Handelshafen in Europa und zur Hauptstadt Niederelbiens verdankt, müssen an erster Stelle die Naturkräfte hervorgehoben werden. Keine See der Welt wird häufiger befahren als die Nordsee, und keiner unter den in sie einmündenden Strömen ist wasserreicher als die Elbe. Daß die Stadt an diesem Strome gelegen ist, und zwar dort, wo er in die am weitesten ins Festland eingedrungene Bucht der Nordsee sich ergießt, darin besteht der hauptsächlichste Vorzug Hamburgs vor allen anderen deutschen Großstädten, und er gewinnt dadurch an

Natürliche Vorzüge Hamburgs

Bedeutung, daß der Marschboden die Anlage von Häfen und Kanälen ungemein begünstigt. Ein weiterer Vorzug der Elbstadt liegt darin, daß sie eine ebenso

Bedeutung des Hinterlandes

fruchtbare wie reizvolle Umgebung hat und auch mit ihrem Hinterlande durch die bequeme und billige Naturstraße des Flusses verbunden ist. Dies Hinterland bilden Sachsen – das Königreich wie die Provinz – und Brandenburg mit der Weltstadt Berlin, also Gegenden, die zu den höchstentwickelten und ertragreichsten in Europa gehören, und auch Schlesiens Schätze gelangen durch ein treffliches Kanalsystem, namentlich durch den 1887–1891 wesentlich erweiterten Friedrich-Wilhelms-Kanal, in das Elbgebiet, für das im ganzen eine Fahrstraßenlänge von 3108 km berechnet worden ist (für das der Weser nur 1016 km). Wie durch die Beziehungen zu solchem Hinterlande die Entwicklung einer Großstadt beeinflußt wird, dafür bietet gerade Hamburg ein lehrreiches Beispiel. In seinen oberen Häfen erblickt man Weichsel-, Oder-, Moldau- und Saale-Fahrzeuge; das mitteleuropäische Gebiet, mit dem Hamburg unmittelbare Handelsbeziehungen unterhält, bildet etwa ein Dreieck, dessen Grundlinie zwischen Krakau und Basel verläuft. Die Lage an der Elbe ist für den Verkehr so unvergleichlich günstig, daß Hamburg auch dann wohl zum ersten festländischen Handelshafen sich aufgeschwungen hätte, wenn die Schiffbarkeit des Stromes geringer oder wenn die Verbindung mit der Ostsee nicht so leicht wäre, wie sie jetzt durch den Kaiser-Wilhelm-Kanal geworden ist.

Tatkraft und Opferwilligkeit der Bürger

Diese Naturkräfte hat sich nun dienstbar gemacht eine arbeitsame, kräftige, durch Wirklichkeitssinn, zähen Unternehmungsgeist und geschickte Benutzung aller Verhältnisse ausgezeichnete Bevölkerung, die in ihrem Grundstock niedersächsisch ist, im Laufe der Zeiten jedoch manchen Zufluß fremden, frischen Blutes erhalten hat auch aus anderen Erdteilen – in keiner zweiten deutschen Großstadt ist ein Hagenbeck möglich. Wie bereits (S. 162) erwähnt wurde, erlangten die Niederländer für die Entwicklung des Hamburger Handels große Bedeutung und prägten damals dem Stadtbilde ihre Eigenart auf; auch die Engländer und die portugiesischen Juden gewannen Einfluß. Zu keiner Zeit hat sich Hamburg spröde gegen Aufnahme Auswärtiger gezeigt; die Familien der jetzigen Senatsmitglieder stammen zumeist aus dem Innern Deutschlands, und seit dem Anschluß an das deutsche Zollgebiet ist die Zahl der geborenen Hamburger weit hinter der der Eingewan-

Niedersächsische Art

derten zurückgeblieben. Die niedersächsische Art jedoch hat sich durch alle Zeiten siegreich behauptet: die Hamburger Kaufherren sind zumeist behäbig, langsam von Entschluß und etwas zurückhaltend in ihrem Wesen; hätten sie nicht solchen Anflug von feierlicher Würde, so hießen sie wohl nicht die „Königlichen". Größte Zu-

verlässigkeit ist stets für sie Ehrensache gewesen, und noch heute wird bei wichtigen Anlässen die aus dem 16. Jahrhundert stammende Bezeichnung „Der Ehrbare Kaufmann" angewendet; vom Besuch der Börse sind Personen, deren Ehrbarkeit nicht über jeden Zweifel erhaben ist, ausgeschlossen, ein Verfahren, das nicht an allen Börsen geübt wird. Die Hamburger Kaufleute haben von jeher eine eigentümliche Mischung von Vorsicht und Wagemut, von kühnem Unternehmungsgeist und kluger Geschmeidigkeit, von treuer Heimatliebe und von rastlosem Hinausstreben in die Ferne an den Tag gelegt, etwa in der Weise Englands, wo junge vornehme Hamburger häufig ihre Ausbildung zu beginnen pflegten: ist doch für England wie für die Elbstadt der Welthandel Quelle der Macht und Größe geworden. Manche englische Sitten und Redensarten haben sich daher in Hamburg eingebürgert, z. B. die nur durch eine kurze Frühstückspause unterbrochene Arbeitszeit von 8 bis 4 Uhr, eine Einteilung des Tages, die es ermöglicht, den Abend besser auszunutzen, als wenn nach einer Mittagspause von 12 bis 3 Uhr die Arbeitszeit bis 7 oder gar bis 8 Uhr währt. Zu den in Hamburg häufig vernommenen englischen Redensarten gehörte z. B. Sit down, please (Bitte, setzen Sie sich). Sehr mit Unrecht sah man einst in Süddeutschland die Hamburger hauptsächlich als Englands Agenten an, doch nicht ganz mit Unrecht nannte man früher Hamburg wohl Klein-London, aber infolge des wohl zumeist durch Englands Schuld entfachten Weltkrieges, der auch der Elbstadt schwere Wunden geschlagen hat, gehört solche Bezeichnung endgültig der Vergangenheit an.

Englischer Einfluß

In Hamburg wird wegen der oft sehr aufreibenden Tätigkeit am Tage die Abendruhe am häuslichen Herde höher geschätzt als in manchen anderen, zumal süddeutschen Großstädten. „Mein Haus ist meine Burg; Nord, Ost, Süd, West, to Hus is am best!" ist vieler Hamburger Wahlspruch. Auch die Tatsache, daß die alte Hansastadt, deren Bewohner größtenteils lutherisch sind, zu den unkirchlichsten Großstädten des Reiches gehört, erklärt sich wohl daraus, daß nicht wenige den Sonntag in der Stille des Hauses ganz ungestört zu verleben wünschen. „Tages Arbeit, abends Gäste" — dieser Grundsatz gilt in vielen Hamburger Familien, und die häusliche Geselligkeit wird in der Elbstadt sehr gepflegt, im Gegensatz z. B. zu München; Speisen aus Gastwirtschaften sich fertig angerichtet ins Haus bringen zu lassen, wie das in Bayerns Hauptstadt früher recht häufig geschah, würde als eine Verletzung alter guter Sitte von der vornehmen Hamburger Hausfrau angesehen werden, die sehr selten um der Geselligkeit willen Gasthäuser betritt. Auch die großen Familienfeste werden meist im Hause gefeiert. Selbständige und tatkräftige Charaktere finden sich nicht nur unter den Männern, sondern auch

Häuslicher Sinn

unter den Frauen Hamburgs, und nicht wenige haben über See, z. B. im Aufstandsgebiet Südafrikas, mit ihrem Manne die Gefahren geteilt. Julius von Eckardt[1], ein geborener Balte, war im Anfang der siebziger Jahre Senator in Hamburg und urteilt folgendermaßen: „Zu den interessantesten weiblichen Typen, die mir vorgekommen sind, möchte ich gewisse hamburgische Frauen zählen, die, ohne es selbst zu wissen, ideale Bedürfnisse hegen, die sich durch die Wirklichkeit beglückt glauben und dennoch darüber hinausstreben. Weil sie von dem Besten, das in ihnen lebt, selbst nichts wissen, so behalten sie dieses Beste in sich zurück und erhalten sie sich eine Tiefe der Empfindung, die anderswo vom äußeren Leben aufgebraucht wird."

Bedeutung des Stadtstaates

Als ein für die Entwicklung günstiger Umstand ist schließlich hervorzuheben, daß Hamburg nicht nur Großstadt, sondern auch Staat ist. Während in den meisten anderen alten Großstädten — Bremen und Frankfurt am Main ausgenommen — die gemeinnützigen Einrichtungen namentlich auf dem Gebiete von Wissenschaft und Kunst immer wieder durch die Fürsten gefördert worden sind, hat in Hamburg alles der auf sich selbst gestellte Stadtstaat geschaffen. Dieser kaufmännischen Republik sind in allen Zeiten Männer erstanden, die zum Herrschen und zum Verwalten fähig und willig waren. Selten zeigt sich in einem Staatswesen eine solche Opferbereitschaft beim Bekleiden von Ehrenämtern wie in Hamburg, wo das ungeschriebene Gesetz gilt: Wer seine Kraft unentgeltlich in den Dienst der Gesamtheit stellt, nur der erfüllt seine Bürgerpflichten. Daher auch die außerordentlich vielen Stiftungen, die aus dem Gefühl der Dankbarkeit gegen die Stadt hervorgegangen sind.

Jüngst hat sich das deutsche Leben immer stärker der See zugewandt und auf der See glänzend bewährt; anderseits ist in Hamburg an die Stelle der weltbürgerlichen Bildung immer mehr die nationale getreten. Daher wird der Einfluß, den die altehrwürdige Hansastadt auf die deutsch-bürgerliche Kultur gewinnt, dem ganzen Vaterlande zugute kommen.

[1] Eckardt berichtet ein für das Festhalten am Hergebrachten bezeichnendes Gespräch zwischen einer völlig allein lebenden alten Patrizierin und ihrer Köchin. „Donnerstag müssen wir korten Kohl essen", sagt diese. „Ach, wenn wir da man öwer wären!", erwidert jene, die den korten Kohl verabscheut, aber von der alten Sitte nicht glaubt abweichen zu dürfen.

3. München

München war, wie der ursprünglich Munichen lautende Name besagt, eine Ansiedlung von Mönchen — einen solchen stellt das seit dem 13. Jahrhundert im Münchener Wappen sich findende „Kindl" dar — und zwar nach der gewöhnlichen Annahme von Mönchen aus dem Kloster Tegernsee. Die Lage an einem nicht schiffbaren Flusse auf den Anschwemmungen alter Gletscherströme oberhalb einer südlichen Abzweigung der großen Römerstraße von Salzburg nach Augsburg förderte an und für sich zunächst die Entwicklung Münchens nicht; nur durch die Tatkraft und Gunst seiner Fürsten kam es empor. Der Bayernherzog Heinrich der Löwe nämlich suchte seine Landeshoheit auf Kosten der geistlichen und weltlichen Großen auszugestalten und geriet in Zwist mit dem Bischof von Freising, der unweit jener alten Straße einen einträglichen Salzzoll an der Isarbrücke bei Oberföhring erhob. Diese zerstörte der Herzog plötzlich, verlegte dann den Übergang eine Stunde stromaufwärts, wo sich die Isar in zwei Arme teilt, auf seinen Grund und Boden nach München und richtete hier sofort Markt, Münze und vor allem Zollstätte ein, die er mit Wall und Graben befestigte. Der Bischof ward mit seiner Beschwerde von Friedrich Barbarossa durch eine am 14. Juni 1158 ausgestellte Urkunde abgewiesen. Nun hob sich München rasch und wurde noch im 12. Jahrhundert mit einer Mauer umgeben; 1180 kam es samt dem Herzogtum Bayern nach der Achtung Heinrichs des Löwen an den Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, der aus einem alten bayrischen Geschlecht stammte. 1255 bei einer Teilung der herzoglichen Erblande machte Ludwig der Strenge, der Herzog Oberbayerns, München wegen seiner Lage inmitten der Hochebene an Regensburgs Stelle zur dauernden Residenz. Die nach ihm benannte, gegen die Stadt selbst und nach außen gut befestigte Burg lag (ähnlich wie die in Berlin) am äußersten Winkel der Stadtmauer dort, wo noch jetzt der „Alte Hof" sich befindet (in seiner heutigen Gestalt entstand er aber erst im 15. Jahrhundert); weil die Bürger oft unfreundlich gesinnt waren, wollte der Fürst stets einen geschützten Ausgang ins Freie haben. Nach einem furchtbaren Brande 1327 erweiterte König Ludwig der

Emporkommen durch Heinrich den Löwen

Residenz seit 1255

Bayer die Ummauerung und gab seiner Residenzstadt den Umfang und die Gestalt, die sie im wesentlichen bis 1791 bewahrte; erst da fing man an, die Festungswerke zu schleifen. In Reiseberichten aus früherer Zeit wird München gelegentlich als wohlhabende und auch schöne Stadt erwähnt, z. B. in der Schilderung eines Venetianers aus dem Jahre 1492. Mit Venedig nämlich unterhielt München früh regen Handelsverkehr und führte dorthin außer Getreide und Vieh besonders Woll- und Leinenwaren aus, während von der Adria Wein, Früchte und feine Gewebe nach Bayern gebracht wurden. Münchener Bürger standen auch mit Genua in Handelsbeziehungen und werden als Besucher des Marktes von Lyon erwähnt.

Handelsverkehr mit dem Süden

Doch ungleich mehr als der Handel, dem die Stadt keinen besonderen Anreiz darbot, mehr auch als der Gewerbfleiß der Bewohner trug zum Aufblühen Münchens der Umstand bei, daß es eine Residenzstadt war, die sich der besonderen Gunst fast sämtlicher bayrischen Herrscher erfreute. Viele von ihnen ragten durch Bauluft hervor und betätigten diese, wie begreiflich, vor allem am Herrschersitz, und zwar in solcher Art, wie es wohl in keiner anderen Großstadt Deutschlands der Fall war. Münchens unvergleichlicher Aufschwung zum „Isarathen" vollzog sich allmählich und mit Unterbrechungen vom Schlosse, von der Residenz aus — das Wort im engsten Sinne genommen —, an der jeder fürstliche Bauherr ebenso die Eigenart seiner Persönlichkeit zur Geltung brachte wie den Stil seiner Zeit, wobei dieser mehr oder weniger ein besonderes bayrisches Gepräge annahm. Auf diese Entwicklung sei zunächst und etwas näher eingegangen.

Gunst der Herrscher

Die alte Ludwigsburg ward von Stephan III. nach den Erfahrungen, die er 1384 bei einem Aufstand der Bürger machte, durch die Neue Feste ergänzt, an der Nordwestecke der Stadt, außerhalb der Umwallung; sie machte mit ihren Türmen, Erkern, Zinnen und Wehrgängen inmitten von Wassergräben den Eindruck eines Weiherschlößchens und trug, wie ein Zeitgenosse sagt, ein „ziemlich melancholisches Aussehen". Erst Ende des 15. Jahrhunderts zog man sie nachträglich in die erweiterte und verstärkte Stadtbefestigung ein, wodurch hinreichendes Gebiet zur Vergrößerung der Residenz gewonnen ward. Deren spätere Bauten schlossen sich an die Neue Feste an: sie blieb der Kern der ganzen Anlage, bis sie 1753 außer dem sogenannten Christophturme durch einen Brand zerstört wurde.

Neue Feste

Viele Wittelsbacher huldigten einer leidenschaftlichen Kunstliebe, und wohl keiner aus diesem Fürstengeschlecht ließ sich in seinem Verhältnis zur Kunst so ausschließlich von bloßen Zweckmäßigkeitsrücksichten leiten wie der Hohenzoller Friedrich Wilhelm I. Derjenige Wittelsbacher, der zur Kunststadt München den ersten Keim legte, war Albrecht V. (1550–1576). Doch nicht er, wie man

früher annahm, erweiterte die Residenz, sondern sein nächster Nachfolger Wilhelm V. (1576–1597), der Freund der Jesuiten, der von außerordentlicher Bauleidenschaft beherrscht war. Um den Glanz des Hofes zu erhöhen, errichtete er die erste große Hofkirche der Wittelsbacher, die stolze, prächtige Kirche von St. Michael, schmückte die vorhandenen Bauten mit neuen Malereien und vergrößerte die Residenz, für die dadurch eine neue Fluchtlinie gewonnen wurde außerhalb der schützenden Wälle – in friedlichen Zeiten, wie sie damals herrschten, war dies unbedenklich. Innerhalb der Residenz begann er nach italienischem Vorbild mit dem Bau des Grottenhofes, der einzigen unter seinen Schöpfungen, die seinen Geschmack und frohe Lebenslust verrät. Vollendet wurde der Grottenhof unter Wilhelms V. Nachfolger Maximilian I. (seit 1597), der infolge der kostspieligen Bauten seines Vorgängers den Staatsschatz fast ganz erschöpft vorfand, aber durch große Sparsamkeit und Ordnungsliebe doch die erforderlichen Mittel gewann, um einen stolzen Neubau aufzuführen. Dieser Fürst, der für Bayern Ähnliches leistete wie der Große Kurfürst für Brandenburg, ist der eigentliche Schöpfer der Alten Residenz, die deshalb auch die Maximilianische heißt, und hat für sie eine Grenze festgelegt, über die man bis zur Gegenwart nicht hinausgegangen ist. In den strengen, zum reinsten Ausdruck gelangenden Formen der deutschen Spätrenaissance, auf weitem Platze, nach einheitlichem, vom Hofbaumeister Hans Reiferstuel – so besagen die neuesten Forschungen – entworfenen Plan wurde der Palast erbaut mit quadratischem Grundriß des Hofes und gleichartiger Gliederung der vier mächtigen Flügel. Er blieb Jahrhunderte hindurch der stolzeste Schloßbau Deutschlands, übertraf alles in allem sogar das Heidelberger Schloß und erschien den Zeitgenossen wie ein Wundergebäude; Gustav Adolf (der München den „goldenen Sattel auf dürrer Mähre" nannte) äußerte: Könnte ich doch dies herrliche Schloß auf Walzen nach Stockholm befördern! Zwei Jahre vor Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges war das Werk vollendet worden – während dieses Krieges, den Maximilian als einziger deutscher Fürst vom Beginn bis zum Ende erlebte, würden kaum Neigung und Mittel zu solchem Bau vorhanden gewesen sein. Er sollte gewissermaßen auch eine Huldigung für den Kaiser bedeuten und Räume enthalten, die der Kaiserlichen Majestät durchaus würdig waren; deshalb hieß der von vier Flügeln eingerahmte Hof der Kaiserhof, eine Treppe die Kaisertreppe und ein Saal der Kaisersaal.[1]

Erweiterung durch Wilhelm V.

Grottenhof

Maximilians I. Schloßbau

[1] Der Volksmund spricht von Vierschimmelsaal, weil das Deckengemälde den Sonnengott auf goldenem, von vier schneeweißen Rossen gezogenen Wagen darstellt. In dem nach einer riesigen Statue benannten Herkulessaal vollzieht am Gründonnerstag der Herrscher die Fußwaschung an den zwölf würdigsten Greisen Bayerns, den „Aposteln", unter denen oft Hundertjährige sich befinden.

Innere Ausstattung

Die herrliche innere Ausstattung der Residenz ward fast ausschließlich von einheimischen Meistern vollführt, denn schon im 17. Jahrhundert stand das Münchner Kunstgewerbe auf beträchtlicher Höhe — ähnlich dem Nürnberger, dessen Glanzzeit damals vorüber war — und leistete namentlich im Erzguß Außerordentliches, wie noch heute die aus jener Zeit erhaltenen Brunnen beweisen, von denen der Wittelsbacher Brunnen im Hofe der Residenz der umfangreichste ist. Unter den von Maximilian erbauten Räumen waren durch die Schönheit ihrer Architektur besonders berühmt die Steinzimmer, so benannt nach dem bei den Kaminen, den Tür- und Fenstereinfassungen sowie dem Brunnen verwendeten Marmor. Zwei gewaltige Löwen flankierten jedes der beiden Portale, durch deren Pracht der Eindruck der bemalten Fassade (Hauſtein wäre zu kostspielig gewesen) erhöht wurde. Mit der Anlage eines ausgedehnten Gartens im Norden der Residenz, des jetzigen

Hofgarten

Hofgartens, schloß Maximilian den großartigen Bau ab; nach dem Geschmack der Zeit befanden sich in diesem Garten Pavillons, Statuen, geschnittene Taxuswände, abgezirkelte Blumenbeete und Wasserkünste — alles ist jetzt verschwunden, bis auf die zu einem der großen Brunnenwerke gehörige Bavaria, die den Pavillon in der Mitte krönt.

Auf das Schloß beschränkte sich in der Hauptsache die künstlerische Tätigkeit Maximilians, der seine außerordentliche Kunstkennerschaft auch dadurch bewies, daß er von Nürnberg die Dürerschen Apostel nach langen Unterhandlungen gewann

Gemäldesammlung

und den Grund zu der höchst wertvollen Sammlung von Gemälden des großen Meisters Rubens legte. Außerhalb der Residenz griff der Kurfürst — diese Würde erlangte Maximilian während des Dreißigjährigen Krieges — nur selten in die bauliche Entwicklung seiner Hauptstadt ein; höfischen Charakter trug unter ihm die Kunst, auf die Hofkreise blieben ihre Wirkungen beschränkt, während die Bürger davon kaum berührt wurden, eine Tatsache, die für die Erhaltung der Eigenart Münchens im Unterschied von anderen Großstädten bis ins 19. Jahrhundert hinein bedeutungsvoll geblieben ist.

Unter Maximilians I. Nachfolger Ferdinand Maria gewann in der bayrischen Hauptstadt der Barockstil mit seiner verschwenderischen Pracht die Oberhand, doch wesentliche Veränderungen in seinem Schlosse nahm dieser Fürst nicht vor, wohl aber sein Sohn Max Emanuel (1679–1726), der die Lebenslust und den Ehrgeiz seiner schönen Mutter Adelaide von Savoyen geerbt hatte und an dem stillen Münchener Hofleben wenig Gefallen fand. Er sorgte für die Ausschmückung der

Die Reichen Zimmer

sogenannten Reichen Zimmer, und zwar anfangs noch im Geschmack Ferdinand Marias, bald aber nach Versailler Vorbilde, also mit möglichstem Prunk. Durch

26. Kgl. Residenz: Der Hohenstaufensaal im Festsaalbau

27. Kgl. Residenz: Der Thronsaal im Festsaalbau

Aufn. Erna M. Kollstede, München

28. Marienplatz, Rathaus und Frauenkirche

(Aus „Die Schöne Heimat. Bilder aus Deutschland". Verlag von Karl Robert Langewiesche, Königstein i. Taunus)

eine Feuersbrunst erlitten sie dann samt den in ihnen befindlichen Kunstwerken schwere Beschädigungen. Daher ließ sie Max Emanuels Nachfolger Karl Albert (1726–1745, als Deutscher Kaiser Karl VII.) umgestalten, und zwar zu Räumen, die noch jetzt durch ihren Glanz förmlich berücken. Drei berühmte Hofbaumeister wirkten in jener Zeit: der Graubündner Zuccali, ein geschickter und gewandter, aber nicht sehr feiner Architekt, sein Nachfolger Effner, ein aus Dachau stammender einfacher Gärtnerssohn, den Max Emanuel in Paris ausbilden ließ und 1715 zum Hofbaumeister ernannte, neben ihm erhielt diese Stellung 1728 François Cuvilliés, ein Wallone, auch er wurde auf Kosten Max Emanuels auf der Pariser Akademie 1720 und 1721 vorgebildet (wegen seiner zwerghaften Gestalt konnte er nicht Offizier werden). Bei seinen Schöpfungen in der bayrischen Residenz sowie in dem nahegelegenen Jagdschlößchen Amalienburg zauberte er alle die wunderbaren graziösen Reize, die das Rokoko entfalten konnte, in staunenswert feiner Weise hervor, an Ernst und solider Tüchtigkeit aber kam er Effner bei weitem nicht gleich. Unter den Reichen Zimmern befindet sich auch ein Schlafgemach, dessen Paradebett 800000 Gulden gekostet haben soll. Zu den Münchener Rokokobauten, denen keine anderen in irgendeiner deutschen Residenz an feinem Geschmack und reicher Ausstattung gleichkamen, gehört auch das Residenztheater, ein wahres Schmuckkästchen von entzückender Anmut, errichtet von Karl Alberts Nachfolger, dem vielgeliebten Max III. Josef (1745–1777), der jede übertriebene Pracht verabscheute und seinen musikalischen Neigungen in einfacher bürgerlicher Art nachging. Zu seiner Zeit war die Bauluft des Hofes im allgemeinen erschöpft – deshalb ließ man 1753 nach einer furchtbaren Feuersbrunst die Neue Feste einstweilen in Trümmern liegen –, und auch unter der wenig ruhmreichen Regierung des leichtlebigen und verschwenderischen Pfälzers Karl Theodor gediehen die Künste am Münchener Hofe nicht, er wäre lieber in Mannheim geblieben und siedelte einmal in der Tat dorthin über, zum großen Schrecken der Münchener, die ihn flehentlich um seine Rückkehr baten. Er hat auf Betreiben seines Günstlings, des englischen Grafen Rumford, den Englischen Garten angelegt, wie schon der Name besagt, im englischen Stile, der sich im Gegensatz zum Hofgarten zwanglos an Boden, Klima und Baumwuchs anpaßt, dieser Park war der erste in Deutschland, den ein Fürst allen Bevölkerungsklassen öffnete.

Drei Hofbaumeister

Amalienburg

Residenztheater

Englischer Garten

Im 19. Jahrhundert zog unter dem letzten Kurfürsten Max IV. Josef – als erster König Bayerns regierte er bis 1825 – ein neuer Geist in die bayrische Residenz ein. An die Stelle der üppig entwickelten Formenfülle des Barocks und Rokokos trat die ebenfalls zum Teil aus Frankreich überkommene Anlehnung an

die griechische Kunst, eine neue Richtung, die in München nicht so lebhaft gepflegt wurde wie in Berlin (vgl. S. 134). In den edlen Formen des Griechentums erbaute 1811 bis 1818 Karl von Fischer das Hof- und Nationaltheater: aus einer Tempelfront mit acht korinthischen Säulen besteht die Fassade. Im Gegensatz zu den kleinen Verhältnissen des ganz anders gearteten Residenztheaters sind alle Räume des Hoftheaters, namentlich die Bühnenräume, von ungewöhnlicher, in Deutschland selten vorkommender Ausdehnung, so daß sie den weitestgehenden Anforderungen genügen. Nach dem Brande von 1823 wurde das Hoftheater mit nur geringen Veränderungen — ein Beweis für die Zweckmäßigkeit der ursprünglichen Anlage — in elf Monaten von Leo von Klenze wiederaufgebaut und in dem Jahre des Regierungsantritts Ludwigs I. 1825 neu eröffnet. Dieser umsichtige, zäh seine Ziele verfolgende Herrscher, dessen außerordentliche Bedeutung für das gesamte deutsche Kunstleben im folgenden noch gewürdigt werden wird, leistete als fürstlicher Bauherr seiner Residenz Hervorragendes. Die beiden großartigen von ihm stammenden Neubauten, der Königs- und der Festsaalbau, bilden die sogenannte Neue Residenz, von der die Alte auf drei Seiten umschlossen wird. Durch seinen Architekten Klenze, der auf des Königs Vorliebe für den italienischen Palaststil Rücksicht nehmen mußte, ließ er 1832 bis 1842 im Norden an Stelle der 1753 niedergebrannten Burg den Festsaalbau[1] errichten, dessen in den Formen der Hochrenaissance gehaltene, 233 m lange Fassade an Palladio erinnert. Im südlichen Teile der Residenz führte Klenze 1826–1835 den Königsbau auf, dessen Fassade nach dem Vorbilde des Palazzo Pitti in Florenz gestaltet wurde. Fünf Säle in diesem Bau zieren die von Schnorr von Karolsfeld 1846 begonnenen, 1867 vollendeten herrlichen Nibelungen-Fresken; die Säle im Festsaalbau sind mit Wandgemälden aus der Odyssee und aus der deutschen Geschichte (Tafel X, 26) geschmückt; kaum ein anderes Schloß Europas enthält ähnliche Kunstwerke. Im Thronsaal (Tafel X, 27) errichtete Schwanthaler zwölf vergoldete überlebensgroße Erzstandbilder Wittelsbacher Fürsten von Otto dem Erlauchten bis auf Karl XII. von Schweden. An der Ostseite der Residenz ließ der König durch Klenze 1826 bis 1837 die Allerheiligen-Hofkirche erbauen im byzantinisch-romanischen Stile nach dem Vorbilde der Markuskirche in Venedig und der palatinischen Kapelle in Palermo. Mit der Vollendung dieses Gotteshauses gelangten die Bauten Lud-

Hof- und Nationaltheater

Ludwig I.

Neue Residenz

Ihre Ausschmückung

Hofkirche

[1] Vor Antritt einer Reise gab er Klenze den strengsten Befehl, unter allen Umständen den Christophturm, den einzigen Rest der Neuen Feste, zu erhalten. Heimgekehrt, erblickte er nichts vom Turme und geriet in große Aufregung, bis ihm Klenze den Turm, der freistehend nicht in den Plan paßte, unversehrt unter einem Überbau zeigte.

wigs I. an seinem Herrschersitze zum Abschluß. Sie gliedern sich aufs wirkungsvollste der Alten Residenz an und tragen ganz besonders dazu bei, daß das Münchener Schloß zu den eindrucksvollsten der Erde gehört.

Ludwigs I. Bedeutung für Deutschland

Ludwig I., ein Idealist eigener Art, den zwar gelegentlich Tyrannenlaunen anwandelten, der aber das freie Schaffen der Künstler nur selten störte, hat mit manchem seiner Vorgänger und Nachfolger die Kunstliebe gemein, unterscheidet sich jedoch von allen dadurch, daß er seine Tätigkeit nicht auf das Residenzschloß, auch nicht auf die Haupt- und Residenzstadt beschränkt, sondern sich gewissermaßen für die Kunstentwicklung ganz Deutschlands verantwortlich fühlt, wie aus seinem bekannten Worte hervorgeht: „Ich will aus München eine Stadt machen, die Deutschland so zur Ehre gereichen soll, daß keiner Deutschland kennt, wenn er nicht München gesehen hat." Damit nun die Bedeutung dieses Wittelsbachers für die Entwicklung seiner Residenzstadt als einer Kunststadt richtig gewürdigt wird, muß unsere Darstellung etwas weiter ausholen.

Unterschied zwischen Nord- u. Süddeutschland

Zunächst ist hervorzuheben, daß die süddeutschen Volksstämme im allgemeinen mehr künstlerischen Sinn haben und mehr Gefallen an schönen Formen und frohen Farben empfinden als die Norddeutschen, die ihre Mauerwände unverputzt lassen, so daß sie einen trüben, fast fabrikmäßigen Eindruck machen; ferner stehen die Katholiken durch den Schmuck ihrer Kirchen sowie durch die Pracht ihrer vielen Feste in enger Fühlung mit der Kunst. Die Bayern machen zwar keine Ausnahme von dieser Regel, sind jedoch unter den Süddeutschen am wenigsten künstlerisch begabt, und daraus erklärt es sich, daß die Stadt München in künstlerischer Beziehung verhältnismäßig spät Bedeutung erlangt. Erst zur Zeit Kaiser Ludwigs des Bayern (1314–1340) gibt es eine Münchener Schule, die eine rege Bautätigkeit entfaltet; Bahnbrecher des gotischen Stils waren auch hier die Bettelmönche gewesen. In der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts nimmt dann die Stadt ihre größte Bauaufgabe in Angriff: die 100 m lange, 38 m breite Frauenkirche (Tafel X, 28), ein gewaltiges Denkmal der Glaubensstärke und des Wohlstandes der Bürger Münchens. Jörg Ganghofer, der in Augsburg, Ulm und Regensburg den gotischen Baustil kennengelernt hatte, entwarf die Pläne und leitete ihre Ausführung, eine unglaublich große Leistung in unglaublich kurzer Zeit (1468–1486), starb jedoch (1488), bevor der Dachstuhl errichtet worden war. Die Türme blieben in der Höhe von 97 m unvollendet; um 1530 setzte ihnen ein italienischer Baumeister die Kuppelbedachung, die sogenannten „welschen Hauben", auf, die an die zwiebelförmigen Türme der bayrischen Dorfkirchen erinnern. Ein besonders deutliches Sinnbild der vereinigten kirchlichen

Frauenkirche

Ihre Bedeutung für München

Macht und bäuerlichen Kraft stellt die Frauenkirche dar,[1] im Unterschiede von den meisten anderen gotischen Kirchen eine Hallenkirche, das hervorragendste Wahrzeichen und das wichtigste spätgotische Bauwerk Münchens. Von außen macht es einen zwar kraftvollen und trutzigen, aber etwas schwerfälligen und schmucklosen Eindruck, während das Innere in der Höhe und Länge, jedoch nicht in der Breite der drei Schiffe, außergewöhnlich weiträumig ist. Solche Weiträumigkeit findet sich bei den Bauten in München, abgesehen von der eigentlichen Altstadt, ziemlich häufig und hängt offenbar auch mit dem Eindruck zusammen, den die gewaltige Ebene in der Umgebung der bayrischen Hauptstadt auf die Künstler macht. Im ganzen genommen, kann die Frauenkirche in ihrer Eigenart als Abbild des oberbayrischen Stammes gelten.

Altes Rathaus

Ein bedeutsames Zeugnis mittelalterlicher Kunst ist ferner das auch aus der Zeit der Gotik stammende alte Rathaus, dessen großer, mit Holzdecke verzierter und von gewaltigem Tonnengewölbe überspannter Festsaal, um 1470 unter Jörg Ganghofer begonnen, wohl der schönste Saal Deutschlands aus dieser Zeit der Gotik ist und noch heute einen großartigen Anblick gewährt.

Entwicklung Münchens zur Kunststadt

Schon diese beiden Bauwerke, Frauenkirche und Rathaus, können beweisen, daß die landläufige Ansicht, erst während des 19. Jahrhunderts sei in München die Kunstpflege durch Ludwig I. heimisch geworden, nicht zutrifft. Vielmehr hat als erster Fürst, der sie begründete, Albrecht V. im 16. Jahrhundert zu gelten, dessen Sammlungen und Bauten so hervorragend waren, und zu dessen Zeit die Erzbildnerei und das Kunsthandwerk an der Isar solch großartigen Aufschwung nahmen, daß schon damals die bayrische Hauptstadt mit ihren 118 bemalten Türmen zu den bedeutendsten deutschen Kunststädten zählte, obschon sie sich nicht mit Nürnberg oder Augsburg messen konnte. Dem Aufschwunge des Kunstgewerbes war die praktische Veranlagung des Müncheners günstig, der stets fragt, welchen Zweck eine Sache hat. Mit dem Eindringen der Renaissance aus Italien wird München, an der Straße dorthin gelegen, in immer höherem Maße Kunststadt — die gewaltigste Renaissancekirche Deutschlands war die bereits (S. 191) erwähnte Sankt-Michaels-Hofkirche, die Albrechts V. Nachfolger erbaute. Der Landschaftsmalerei im besonderen gab vielfache Anregung die nähere und weitere Umgebung der bayrischen Hauptstadt: das tiefeingeschnittene Tal der rauschenden

Landschaftsmalerei

[1] Einem Spötter wie Heinrich Heine fehlte dafür das Verständnis; denn er nennt in seinen Reisebildern (1826–1829) die Frauenkirche einen „barbarischen Dom, der sich in stiefelknechtlicher Gestalt über die ganze Stadt erhebt und die Schatten der Gespenster des Mittelalters in seinem Schoße verbirgt".

Isar mit köstlichen Wäldern, die Seen und die Hochebene, über der die Sonne ungleich stärkere Leuchtkraft entfaltet als im Tieflande; daher sind die Farbenstimmungen und Lichtwirkungen in und bei München ganz eigener Art, wie man sie sonst nur in südlichen Gegenden erschaut, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß Rottmann auch in München selbst die Beleuchtungsstudien zu seinen berühmten 23 griechischen Landschaften gemacht hat, die eine Zierde der Neuen Pinakothek bilden.

Nach dem Dreißigjährigen Kriege lag in ganz Deutschland die Kunstpflege lange danieder; künstlerischer Schmuck, wie ihn noch im 16. Jahrhundert jedes wohlhabende Bürgerhaus sein eigen nannte, blieb von 1648 an bis ins 19. Jahrhundert hinein, abgesehen von den Höfen, ein Vorrecht der Paläste des Adels und der wenigen reichen Bürger. Dies gilt auch für München, wo bei Bürgerbauten ein eigenartiger Barockstil zur Anwendung kam. Barockstil

Die durch ihre Gemälde und Stuckarbeiten in fast allen oberbayrischen Klöstern rühmlich bekannten Gebrüder Asam stifteten und errichteten (1733–1734) neben ihrem Künstlerheim in München die kleine Nepomukkirche, ein wahres Schmuckkästlein mit wundervoller und sehr wirkungsreicher Formenfülle, ein stiller Schauplatz Münchener Volkslebens, in denselben Jahren entstanden wie die Amalienburg, so daß Hof und Bürgertum ihre Glanzbauten etwa gleichzeitig ausgeführt haben. Auch Adelspaläste erhoben sich damals in München, zwar nicht so großartige wie in Wien und Prag, doch immerhin recht prächtige. Im Beginn des 19. Jahrhunderts wuchs die Gemäldesammlung dadurch beträchtlich an, daß nicht nur die berühmte, von pfälzischen Kurfürsten gestiftete Düsseldorfer Galerie, sondern auch die Mannheimer und Zweibrücker nach München gebracht wurden, damit Napoleon sie nicht nach Paris entführte. 1823, drei Jahre vor dem Regierungsantritt Ludwigs I., stifteten mehrere vom Hofe ganz unabhängige Künstler den Münchener Künstlerverein in der ausgesprochenen Absicht, den Zusammenhang mit der Bevölkerung zu vermitteln. Zum erstenmal in Deutschland wurde auf dem Gebiete der Kunst die Vereinstätigkeit wirksam, und zwar mit außerordentlichem Erfolge: nach zwei Menschenaltern gehörten zu dem Vereine, der anfangs 189 Mitglieder, darunter 60 Künstler, zählte, 6000 mit 800 Künstlern, ein Beweis, daß der Vorwurf der Gleichgültigkeit gegen die Kunst oft ohne Grund gegen die Münchener erhoben worden ist. Der Gedanke, daß ein Schatz von etwa 7500 Gemälden, wie ihn die bayrische Hauptstadt besaß, auch dem Volke, nicht nur dem Hofe, zugute kommen müsse, wurde in München verwirklicht besonders durch die Bemühungen Ludwigs I., der sein oben (S. 195) angeführtes Wort mit ebenso-

Nepomukkirchlein der Gebrüder Asam

Gemäldesammlung

Künstlerverein

viel Eifer und Begeisterung wie Großherzigkeit und Aufopferung wahr gemacht hat. Das neue München, eine Schöpfung Ludwigs I. Er schafft den Körper, in dessen Adern erst allmählich das Blut hineinströmt; er führt im Dienste der Kunst ein Wachstum seiner Residenzstadt herbei, wie es ähnlich in keiner anderen deutschen Großstadt während des 19. Jahrhunderts sich findet. Durch sein beständiges Drängen brachte er aber die Münchener Kunst in den Ruf der Eilfertigkeit. Zum Teil mitten in unbebautem Gelände, wo noch lange die Schafe weiden, so daß Marmor und Wiesengrün sich unmittelbar nebeneinander befinden, Königsplatz läßt er den Königsplatz entstehen, der in Deutschland nicht seinesgleichen hat, mit den drei weltbekannten, in Anlehnung an die Antike und an die Renaissance, namentlich den florentinischen Stil, aufgeführten Bauwerken Propyläen, Glyptothek und Kunstausstellungsgebäude. Die 1816 von Klenze als sein erster Bau errichtete Glyptothek ist außer einigen Werken Schinkels der beste klassische Bau Europas (der Münchener Philister nannte ihn damals „des narrischen Kronprinzen Haus"). Unweit davon erbaut Ludwig I. die beiden Pinakotheken und die Basilika. In der Nähe der Residenz, am Odeonsplatz, der dann bald für München das wird, was der Opernplatz für Berlin, der Augustusplatz für Leipzig, errichtet er die Feldherrnhalle am Eingange der nach ihm benannten, durch ihre Länge Ludwigstraße (1170 m) und Breite (37 m) hervorragenden Ludwigstraße, in der fast nur öffentliche Gebäude sich befinden, darunter die Universität mit ihrer klösterlich strengen Fassade und die Staatsbibliothek, diese ein großartiger Bau im florentinischen Stil mit prächtiger breiter Marmortreppe. In der Weise eines römischen Forums — bei seiner Begeisterung für die klassische Kunst hielt sich Ludwig I. gern in Rom auf — schloß die Ludwigstraße am Nordende mit dem nach dem Muster des Konstantinbogens erbauten Siegestore. Solche Erweiterung einer Straße war die erste derartige Anlage in Deutschland.

Im Süden der Stadt führt der unermüdliche königliche Bauherr die Ruhmeshalle auf mit dem gewaltigen Standbilde der Bavaria, die eins der Wahrzeichen Münchens ist. So viele und so prächtige Bauwerke hat kein anderer Wittelsbacher in Bayerns Hauptstadt errichtet, und Ludwig I. darf den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, der Kunstpflege eine solche alles überragende Stellung in seiner Residenz zugewiesen zu haben, daß diese als „Isarathen" unzweifelhaft die bedeutendste und eigenartigste Kunststadt Deutschlands wurde. Er zuerst unter den Wittelsbachern hat durch Anlage neuer weiträumiger Stadtteile mit freien Plätzen bestimmend in die Stadterweiterung eingegriffen. Während sein Vater nur als Volksfreund aus gesundheitlichen Gründen breite und lange Straßen wünschte, betrachtete Ludwig I. die ganze Stadt wie ein Kunstwerk, in dem alle Bauten

durch den einheitlichen künstlerischen Gedanken zu einem Gesamtbilde vereinigt werden sollten. Deshalb war der Ausbau der Ludwigstraße nicht nur für München etwas Neues, sondern für die Städtebaukunst überhaupt bedeutungsvoll. Das großartige von Ludwig I. angelegte Straßennetz ist allmählich mit Wohnhäusern fast ganz bebaut, das Geschäftsleben aber spielt sich eigentlich nur in der Altstadt ab, die in einzelne Bezirke von durchaus verschiedenem Charakter zerfällt. Daher weist das Straßenbild Münchens im großen und ganzen noch immer solche Gegensätze auf, und die Zusammengehörigkeit der Teile kommt so wenig zum Ausdruck, wie es, vielleicht von Berlin abgesehen, kaum in einer anderen deutschen Großstadt der Fall ist.

Gegensätze im Stadtbilde

Ludwigs I. Nachfolger Maximilian II. führte die Pläne des Vaters weiter aus und berief viele Auswärtige in seine Hauptstadt. Von dem Dichterkreis, den er um sich scharte, wird später die Rede sein; hier ist hervorzuheben, daß als die für München bedeutungsvollste seiner Berufungen sich die des mecklenburgischen Edelmannes von Schack erwies, der seit 1855 eine großartige praktische Wirksamkeit zur Förderung deutscher Kunst entfaltete. Jedem Besucher Münchens ist die nach ihm benannte Galerie bekannt, der jetzt Kaiser Wilhelm II. als sein Erbe eine würdige Stätte bereitet hat. München, dessen eine Hauptachse von Osten nach Westen ging, gekreuzt von der anderen weniger wichtigeren von Süden nach Norden, war durch Ludwig I. nach Westen und nach Norden hin ausgedehnt worden. Maximilian leitete nun von der Residenz, also von Süden, aus eine Prachtstraße nach Osten bis zur Isar hin, an deren rechtem Ufer auf dem Gasteig, d. h. steilem Wege, das Maximilianeum (Tafel XI, 31) den großartigen Abschluß dieser 1664 m langen, 23 m breiten, nach dem König benannten Straße bildet. Sein Versuch, unter Zugrundelegung des gotischen Spitzbogens durch Ausschreiben (1851) einen neuen deutschen Baustil zu schaffen, mußte natürlich mißlingen: ein nüchtern und kalt wirkender Mischstil entstand. Unter den Bauten in der Maximiliansstraße ist für den Aufschwung des Kunstgewerbes das 1855 errichtete Nationalmuseum besonders wichtig geworden, weil die Betrachtung der hier gesammelten klassischen Vorbilder allmählich veredelnd auf den Geschmack einwirkte; Schlossergesellen z. B. zeichneten die schmiedeeisernen Arbeiten alter Meister ab und benutzten sie als Vorlagen. Nach dem frühen Tode Maximilians II. (1864) gab sein von ungemein großer, schließlich unheimlicher Bauleidenschaft erfüllter Sohn Ludwig II. dem Kunsthandwerk außerordentlich viele Anregungen durch Aufträge für die Ausstattung seiner prunkhaften Schlösser. Dadurch förderte er alle die Bestrebungen, die in der Gründung des Kunstgewerbevereins eine feste Form und in der

Maximilian II.

Schack

Maximiliansstraße

Nationalmuseum

Ludwig II.

gewerbeschule eine sichere Grundlage erhielten. Welche Überlegenheit München auf diesem Gebiet vor anderen Großstädten gewann, offenbarte aufs deutlichste die unter Leitung von Millers durch den Münchener Kunstgewerbeverein zusammen mit der Künstlerschaft veranstaltete große Nationale Ausstellung 1876.

München als Stadt der Ausstellungen

Keine andere deutsche Großstadt hat so früh für Ausstellungen Bedeutung erlangt wie München, denn bereits 1845 wurde für ständige Kunstausstellungen das stattliche Gebäude am Königsplatz errichtet und 1854 der Glaspalast nach dem Muster des Londoner eröffnet, in Deutschland ist dieser Münchener Bau der älteste und war lange der umfangreichste aus Eisen und Glas (Berlin erhielt 1886 seinen Landesausstellungspalast, Dresden erst 1894 ein ständiges Ausstellungsgebäude). In München fanden statt 1854 die erste allgemeine deutsche Kunst- und Industrieausstellung, die aber keine Fortschritte des Kunstgewerbes aufwies, und deren äußerer Erfolg durch eine Choleraepidemie schwer beeinträchtigt wurde, sodann 1858 die erste deutschnationale Kunstausstellung. Die weiten, hellen Räume des Glaspalastes schufen die nötigen Voraussetzungen wirkungsvoller Betrachtung für alle Gebiete der bildenden Kunst, namentlich für die Staffeleibilder Pilotys und seiner Schule. Die obenerwähnte Ausstellung 1876 hatte einen in Deutschland noch nicht erlebten Erfolg und gab den Anstoß zur weiteren Entwicklung des Kunstgewerbes in Anknüpfung an heimische Überlieferungen nicht nur in München selbst, sondern auch außerhalb Bayerns. Für die große Ausstellung 1908 wurden aus Beton, Eisen und Glas auf der Theresienhöhe eine große Halle auf 10000 und eine kleinere auf 3000 qm Bodenfläche errichtet, Dauerbauten, die alljährlich für Ausstellungen jeder Art benutzt werden konnten. Jene Ausstellung und die von 1912 erweckten geradezu die Hoffnung, daß die seit der Renaissance verlorengegangene Harmonie zwischen Kunst und Leben wiederkehren könne. Jedenfalls hat München auch durch die 1895 gegründeten Zeitschriften „Pan" und „Jugend" hervorragenden Anteil an der Ausbildung eines neudeutschen Stils in Möbelstoffen und Teppichen: der Münchener Künstler entwirft die Muster, die Webereien in Nord- und Mitteldeutschland übernehmen die Ausführung. —

Bedeutung für das Kunstgewerbe

Wachstum nach 1871

Wie die anderen deutschen Großstädte, so begann auch München erst nach der Gründung des neuen Deutschen Reiches rasch zu wachsen und aufzublühen. Die Einwohnerzahl, die während des Dreißigjährigen Krieges von 24000 auf 9000 gesunken war und im Beginn des 19. Jahrhunderts einschließlich der Vorstädte rund 50000, um 1850 etwa doppelt soviel betrug, stieg bis 1880 auf ungefähr 200000, bis 1900 auf 499932, bis 1905 auf 538983, und 1913 zählte München 610000 Einwohner. Bei diesem schnellen Wachstum

behielt die Stadt in den neueren Teilen lange im wesentlichen das Aussehen, das ihr die Schöpfungen Ludwigs I. und Maximilians II. verschafft hatten, und den Charakter der Altstadt bestimmt noch jetzt vorwiegend der eigenartige Münchener Barockstil des 18. Jahrhunderts. Doch allmählich schlug die Entwicklung der Stadt und zugleich der Kunst eine andere Richtung ein, die nicht auf der bisherigen Bahn weiterführte, sondern als Neubildung auf veränderter Grundlage zu bezeichnen ist. Die bewußte Kunstpflege des Herrscherhauses nämlich als treibende Kraft in der Residenzstadt hörte auf, an die Stelle der Regelmäßigkeit trat Zufall und Willkür der verschiedenen Kunstrichtungen. Mit der Eigenart Ludwigs II. hängt diese Gestaltung der Verhältnisse zusammen. Der sehr ideal veranlagte, romantisch schwärmende, nicht richtig erzogene junge Herrscher war bei seinem Regierungsantritt (1864) von hochfliegenden Gedanken erfüllt, berief sofort, obschon er für Musik gar kein Verständnis besaß, den genialen Komponisten Richard Wagner nach München, weil er für dessen der deutschen Sage entnommene Dichtungen schwärmte, und ließ unter dem Einfluß dieses Künstlers von Semper, dem Erbauer des Dresdener Hoftheaters, den Plan für ein hochragendes Festspielhaus auf dem rechten Isarufer entwerfen, der ohne großartige Straßenanlage nicht hätte ausgeführt werden können. Der heftige Widerstand nun, der in der Hauptstadt gegen Wagner und die Pläne des Königs sich regte, kränkte den von seiner Gottähnlichkeit bereits in der Jugend durchdrungenen leidenschaftlichen Fürsten aufs tiefste. Schon nach anderthalb Jahren mußte er Wagner aus München ziehen lassen, denn die Minister sprachen von drohender Revolution. Seitdem haßte Ludwig seine Residenzstadt, und der ihm durch die Verfassung auferlegte Zwang, dort alljährlich einige Zeit zu verweilen, konnte ihn Wochen vorher in schreckliche Aufregung versetzen: der „furchtbare Gedanke" wurde ihm nur durch die Aussicht auf die Sondervorstellungen im Hoftheater erträglich. Auf die Entwicklung Münchens als Residenzstadt übte der schließlich (1886) vom Wahnsinn in den Tod getriebene unglückliche Herrscher nicht den mindesten Einfluß aus, dem Münchener Kunstgewerbe aber kam, wie bereits hervorgehoben ward, seine bald gar keine Schranken mehr kennende Bauleidenschaft sehr zugute.

Neue Richtung in der Entwicklung der Stadt und der Kunst

Eigenart Ludwigs II.

Richard Wagner

Ludwigs II. Nachfolger an Stelle des geisteskranken Bruders war der Prinzregent Luitpold, und er bekannte sich, was die Kunstpflege in der Residenz selbst betrifft, wieder zu den großen Überlieferungen seines Hauses, betrachtete also die Förderung der Kunst nicht als persönliche Liebhaberei, sondern als öffentliche Angelegenheit, als Herrscherpflicht. Sein reges Interesse für Malerei und

Bedeutung des Prinzregenten

Bildhauerkunst trug dazu bei, daß Münchens Vorherrschaft im Kunstleben gewahrt blieb. Stets eröffnete er persönlich die großen Kunstausstellungen im Glaspalast und erschien eine Zeitlang täglich, um sich einige auf Jagd, Wald u. dgl. bezügliche Gemälde für seine Sammlung zu sichern; oft verweilte er in Künstlerateliers und sogar in Malklassen der Akademie; manche Künstler lud er an seine Tafel und nahm als echter Münchener eine eigentümlich schöne und rührende Stellung zwischen Kunst und Bürgertum ein. Er verkörperte — so kann man sagen — den Zusammenhang der stillen altbayrischen Hauptstadt mit der unruhigen modernen Großstadt, auf deren Ausgestaltung er unmittelbar seinen Einfluß geltend machte, durchaus im Einklang mit den Grundsätzen der Stadtverwaltung, die sich so entschieden wie wohl keine andere deutsche Großstadtverwaltung zur Pflegerin der künstlerischen Schönheit des Stadtbildes ausdrücklich berufen glaubt. Daher hat keine Großstadt den Segen bewußter Kunstpflege durch das Zusammenwirken von Fürst und Bürgerschaft in solchem Maße erfahren wie München.

Grundsätze der Stadtverwaltung

Dem Aufschwung, den die Münchener Baukunst im vorigen Jahrhundert während des ersten Menschenalters genommen hatte, war in den fünfziger Jahren ein Tiefstand gefolgt: die bürgerliche Bautätigkeit lag fast ganz danieder, und bei den Staatsbauten riß Einförmigkeit und Grundsatzlosigkeit ein. Eine neue Zeit in der Architektur Münchens brach an, als Gottfried Neureuther den Bau des Polytechnikums (jetzt Technische Hochschule) in den Formen der deutschen Renaissance 1865—68 vollendete, wobei unter seiner Leitung das Münchener Baugewerbe zum erstenmal Mustergültiges leistete; er wußte im Unterschied von Klenze durch liebevolle Behandlung der Einzelheiten und durch geschickte Verwendung auch der Bildhauerei und der Malerei vor allem im Treppenhause die der Renaissance eigenen malerischen Reize zu erzielen. Von dem Anteil Bayerns an der Kriegsentschädigung wurden 2 Millionen Gulden zum Bau der Akademie der bildenden Künste bestimmt, die Neureuther in den Formen der Hochrenaissance 1874—84 aufführte, wobei er den in München bis dahin nicht häufigen Haustein, und zwar Trientiner Marmor, zur Fassade verwendete. Nach 1871 begann dann infolge der Steigerung des Wohlstandes und des Zuzuges reicher Familien ein künstlerischer Aufschwung auf allen Gebieten, und das nationale Selbstgefühl sprach sich wie immer zuerst in der Baukunst aus. Das Straßenbild ward nur kurze Zeit hindurch von überladener Phantastik der deutschen Renaissance mit ihren Giebeln und Erkern beherrscht, sehr bald aber wandten sich die wirklich künstlerisch empfindenden Architekten den edleren Formen des heimischen Barocks zu, und jene Phantastik hat in München nicht viele dauernde Spuren hinterlassen,

Neureuthers Polytechnikum

Akademie der Künste

Aufschwung nach 1871

im Unterschied von anderen deutschen Großstädten, namentlich Berlin, Dresden, Frankfurt a. M. und Hamburg. Dagegen sind in keiner Großstadt neue Bauformen, die im Grundriß und im Umriß die innere Bestimmung eines Gebäudes deutlich erkennen lassen, so erfolgreich zur Geltung gebracht wie in München. Hier zeigen daher manche neue Straßenzüge ein künstlerisches Gepräge, zumal wenn sie auch durch leichte Krümmung Eintönigkeit vermeiden.

Erst durch die baulichen Schöpfungen der jüngsten Zeit ist Münchens prächtig rauschender Alpenstrom recht zur Geltung im Stadtbilde gekommen. Auf dem Gelände an der Isar unterhalb der Maximiliansbrücke (Tafel XI, 31) entstand ein ganz neuer Stadtteil, zu dem man über die reich mit Bildhauerwerken gezierte Prinzregentenbrücke gelangt; sie trat an die Stelle der 1899 durch die Hochflut zerstörten, und der Prinzregent allein bestritt ihre Kosten ebenso wie die der gewaltigen Terrassen- und Treppenanlage am jenseitigen Ufer, von deren gärtnerischem Schmuck sich wirkungsvoll die Friedenssäule mit dem vergoldeten Engel auf der Spitze abhebt. Wie auf jener Brücke, so spürt man auf der von Wrba mit Bildhauerschmuck versehenen, durch prachtvoll weite Spannung ausgezeichneten Wittelsbacherbrücke den Hauch des Hochgebirges, und der Gegensatz zwischen dem trotz der steinernen Schnürbrust dahinbrausenden Alpenwasser und der schweren, sicheren Ruhe der Treppenanlage ist von wundervoller Wirkung. Die neue, vornehme Prinzregentenstraße führt im äußersten Osten zum Prinzregententheater, über dessen Bedeutung in anderem Zusammenhange mehr zu sagen ist. In jener Straße erhoben sich bald großartige Bauten, unter denen einen Mark- und Eckstein der neuen echt deutschen Münchener Baukunst das vom Altmeister Gabriel Seidl 1894–1900 geschaffene reichgegliederte neue Nationalmuseum bildet, in dem der Umgebung trefflich angepaßten Stile der deutschen Renaissance und des deutschen Barocks; jeder seiner vielen Säle stellt ein geschlossenes Ganzes und ein Kunstwerk für sich dar. Eine Sammlung, wie sie dieses Museum enthält, ließ sich nur in Bayerns Hauptstadt in so kurzer Zeit begründen, weil nur hier die Erbschaft eines kunstsinnigen Hofes, die Schätze vieler reichen Klöster und die Erzeugnisse der bedeutendsten mittelalterlichen Kunstgewerbestädte zusammenkommen konnten. Ein Musterbeispiel für die durch Seidl geschaffene Münchener Neurenaissance ist das von ihm (1896–1900) erbaute Künstlerhaus, dessen Inneres durch Lenbachs Mitarbeit eine wundervolle Farbenwirkung namentlich im Festsaale erreicht. Einen neuen Barockstil, der die deutsche Baukunst siegreich ins 20. Jahrhundert hinein begleitete, schuf Fr. Thiersch in seinem 1905 vollendeten prächtigen und eigenartigen Justizpalast.

Prinzregentenbrücke

Wittelsbacherbrücke

Neues Nationalmuseum

Künstlerhaus

Justizpalast

Deutsches Museum

Außer dem Nationalmuseum ist berühmt geworden das Deutsche als das größte technische der Welt, gegründet und geleitet vom Reichsrat von Miller.

Städtische Bauten

Wegen der wachsenden Einwohnerzahl wurden neue Bauten der verschiedensten Art nötig, die das Stadtbild belebten, namentlich viele Volksschulen, für die Gräffel und Hocheder einen eigenartigen Stil schufen mit mannigfacher Gliederung der Baumassen, so daß die Turnhallen z. B. sehr wirkungsvoll an die Straßenseite verlegt wurden. Mehr Behaglichkeit als andere großstädtische Warenhäuser zeigen die beiden von Littmann errichteten Häuser Oberpollinger und Tietz. In dem neuen von Schachner erbauten Krankenhause in Schwabing, einem der größten in Deutschland, das 16 Millionen Mark gekostet hat (jedes Bett etwa 10000), herrscht durchaus kein Luxus, wohl aber wird auf technischem Gebiete das denkbar Vollendetste geboten; heizbare, mit Liegehallen versehene Verbindungsgänge sind wegen des auf der bayrischen Hochebene nicht seltenen Temperaturwechsels eingerichtet. Den berüchtigten Cholera- und Typhusepidemien machte die vor allem auf Pettenkofers Anregungen begonnene und 1890 vollendete Kanalisation und Wasserleitung ein Ende (Pettenkofer begann schon 1855 seine Forschungen über die Cholera und den Einfluß des Grundwassers und erhielt 1865 einen Lehrstuhl der Hygiene in München). In diesem Zusammenhange sei auch des 1905–07

Waldfriedhof

von Gräffel angelegten, 50 ha umfassenden eigenartigen Waldfriedhofes gedacht, dem nur der Hamburger zur Seite gestellt werden kann (s. S. 181). Während auf diesem die Friedhofsverwaltung nach einheitlichem Verfahren die Gräber ausschmücken läßt, haben in München dafür die Angehörigen der Verstorbenen selbst unter Berücksichtigung gewisser allgemeiner Anordnungen zu sorgen. Die Grundgedanken beider Anlagen aber sind dieselben: in tiefernster beschaulicher Einsamkeit erhebt sich dunkles Waldesgrün hinter den Grabhügeln, die würdig ausgestaltet sind, und deren einzelne Denkmäler in schöner Harmonie zueinander und zu ihrer Umgebung stehen. Die einfacheren Gräber schließen sich meist in großem Bogen zu einem Rondell zusammen, in dessen Mitte sich hohe Boskette immergrüner, von schwellendem Moosteppich umrahmter Blattpflanzen zusammendrängen. Zwischen den großen Rondellen gibt es viele unter Nadelgehölz versteckte Winkel, zu denen man nur auf kaum sichtbaren Pfaden gelangen kann. Vorbildlich ist München ver-

Ehrenfriedhof

fahren bei der Anlage eines wethevollen Ehrenfriedhofes für die im Weltkriege Gefallenen. Ihre Gräber befinden sich in Waldlichtungen, die miteinander in Verbindung stehen, jedes Grab ist mit einem Kreuze geschmückt, blauweiß für die bayrischen, schwarzweißrot für die nichtbayrischen Krieger, jede Waldlichtung wird durch eine besondere Form des Kreuzes oder durch eine sonstige äußerliche Verschiedenheit gekennzeichnet.

Das volkstümlichste Gebäude Münchens, das Neue Rathaus, liegt am Marienplatze (Tafel X, 28), der erst seit 1855 seinen Namen führt, im Volksmunde der Schrannenplatz genannt, weil bis 1870 hier die große Getreideschranne Mittwochs abgehalten wurde. Der wunderbar geschlossene Charakter des Platzes tritt jetzt nicht mehr so hervor, weil er ein Durchgangsplatz geworden ist, auf den das Neue Rathaus geradezu erdrückend wirkt mit seiner allzu reich geschmückten, fast überladenen Fassade. Für die Universität kam 1910 in der Amalienstraße der längst notwendig gewordene Neubau (Tafel XI, 29 und 30) zustande, nachdem das Hochschulleben jahrelang am Ende der Ludwigstraße in dem schlichten Hause eingeengt worden war. Mit diesem ist der neue Gebäudeflügel durch eine großartige in der Mitte angebrachte Treppenhalle verbunden, wo sich das ganze innere Leben vereinigt, denn hier münden die weiten Verkehrstreppen und Flurgänge. Ruhige Wandflächen wechseln mit reichen, nach allen Seiten hin den Ausblick vertiefenden Säulengängen — darauf beruht die Größenwirkung des fast unbegrenzt erscheinenden Raumes.

Neues Rathaus

Universitätsneubau

Unter den Brunnen in München hat Schule gemacht der durch Reliefkunst ausgezeichnete, der Umgebung vorzüglich angepaßte Wittelsbacher Brunnen (Tafel XI, 32) Adolf Hildebrands, ein Erinnerungsdenkmal an die Vollendung der Wasserleitung (1890). Die segnende und die zerstörende Kraft des Wassers wird meisterhaft dargestellt: eine Nymphe leitet sanft den Wasserstier, ein Jüngling schleudert vom Wasserroß herab den Felsblock. Vier Masken am Brunnenschaft bezeichnen die menschlichen Gefühle dem Wasser gegenüber.

Wittelsbacher Brunnen

Einen recht verschiedenartigen baulichen Charakter zeigen die ausgedehnten Vororte Münchens. Östlich der Isar finden sich neben hohen modernen Mietskasernen, in denen die Fabrikarbeiter wohnen, noch uralte Häuschen, wo Kleinbürger so idyllisch leben, als wäre keine Großstadt in ihrer Nähe. Die südlichen Teile bilden die eigentliche Handelsgegend: hier finden die großen Märkte statt (auf die „Schranne" werden jährlich 1½ Millionen Hektoliter Getreide gebracht, mehr als auf irgendeinen anderen Kornmarkt des Festlandes), hier herrscht die regste gewerbliche Tätigkeit, die sich neben Brauerei und Tuchmacherei besonders mit Maschinenbau-, Metall- und Holzbearbeitung befaßt. Daher konnte München seine Hilfe für Ostpreußen 1915 in der Art leisten, daß es ganze Zimmereinrichtungen lieferte, also auch das heimische Handwerk unterstützte. Im Gegensatz zu den meisten anderen Großstädten dehnen sich die von den sogenannten oberen Zehntausend bewohnten Stadtteile nicht überwiegend nach Westen, sondern mehr nach Nordwesten und Osten aus; im nördlichen Vororte Schwabing hat das weibliche

Verschiedener Charakter der Vororte

Schwabing

und das männliche Künstlertum seinen Hauptsitz, hier wird daher trotz aller Pariser Aufmachung im wesentlichen die Mode bestimmt. Durch den Weltkrieg wurden 5000 und mehr Menschen, die in München Künstler sind oder heißen, erwerbslos, und ihnen angemessene Hilfe zu leisten, machte große Schwierigkeiten.

Bei der Entwicklung des Kunstlebens in München standen im allgemeinen durchaus die bildenden Künste im Vordergrunde, bald mehr die eine, bald mehr die andere; der Münchener Bürger jedoch bewertet sie verschieden und hegt für die Bau- und die Bildhauerkunst kein so großes Interesse wie für die Malerei, soweit sich wenigstens aus dem Besuche der Ausstellungen ein Schluß ziehen läßt; jedenfalls denkt er, wenn von Künstlern die Rede ist, zuerst an Maler. Schon seit langer Zeit ist gerade die bayrische Hauptstadt im Unterschied von der preußischen

München die Stadt der Maler

die Stadt der Maler, wo namentlich die Freskomalerei eine neue Blüte erreichte. Von einer eigenen Münchener Schule in dem Sinne, wie es eine Düsseldorfer gibt, kann man zwar nicht sprechen, aber die Münchener Kunst ist zu hohen Ehren gebracht durch eine Anzahl hervorragender Maler, von denen jeder seine besonderen Grundsätze oft in meisterhafter Weise durchführte; es sei nur an Cornelius, Defregger, Feuerbach, Grützner, Kaulbach, Lenbach, Max Piloty und Stuck erinnert, unter deren Ateliers die von Kaulbach, Lenbach und Stuck am reichsten ausgestattet waren. Als Cornelius „auf dem Hippogryph davoneilte", wie er sich ausdrückte (nach Berlin berufen), zeigte sich bald, daß nicht Ludwig I., der da meinte: „Ich, ich der König bin die Kunst", sondern daß jener die Künstler in München zusammengehalten hatte: die einmütige Stimmung war auf lange Zeit verflogen. Der bereits (S. 199) erwähnte Graf Schack hat das Verdienst — und darin kommt ihm kein anderer deutscher Privatmann gleich —, die eigenartige Begabung mancher Münchener Maler zuerst erkannt und dann nach Kräften gefördert zu haben; der bedeutendste der von ihm entdeckten und begünstigten Künstler war Lenbach.

Naturalismus

Seit den siebziger Jahren entwickelte sich auch in München der Naturalismus unter Einwirkung des französischen Impressionismus oder der Eindruckmalerei;[1] die Künstler mußten sich vorwiegend auf die Landschaft beschränken, und die Münchener bevorzugten besonders einfache Gegenstände, malten z. B. ein Kartoffelfeld, einen Graben in der Heide, einen Kohlacker u. ä. Von München ist die

Sezession

große Bewegung ausgegangen, die unter dem Schlagworte „Sezession" die Geister

[1] Der Eindruck, den die farbige Oberfläche eines Gegenstandes macht unter dem Einfluß des zu verschiedenen Tageszeiten wechselnden Lichtes, wird wiedergegeben; das Malen in freier Luft ist ein Grundsatz der Impressionisten.

aufrüttelte und sehr fähige Künstler um sich sammelte, unter diesen huldigte eine Gruppe von Malern dem Grundsatze: l'art pour l'art, wollte also die Kunst im Gegensatz zum Kunstgewerbe nicht dem Leben dienen lassen und fand eine Zeitlang viele Anhänger.

Hoftheater

Was die Bühnenkunst betrifft, so sind an erster Stelle natürlich die Königlichen Theater zu nennen, denen im 19. Jahrhundert die Schwärmerei Ludwigs II. in hohem Maße zugute kam, denn die infolge seiner Menschenscheu oft befohlenen Sondervorstellungen mitten in der Nacht, bei denen er großen Aufwand und Riesenfleiß auch auf Nichtigkeiten verwendet wissen wollte, hatten erst in der letzten Zeit seines Einsiedlerlebens wirkliche Unzuträglichkeiten zur Folge. Was wollen diese aber besagen gegen den Weltruhm, den die Münchener Hofoper durch mustergültige Aufführungen Wagnerscher Werke erlangte! Für ihre würdige Wiedergabe ist auf keiner anderen Bühne, abgesehen von der Dresdener, so viel getan wie in München. Darüber wurde indes nicht etwa das Schauspiel[1] vernachlässigt, sondern manche Stücke lebender deutscher Dichter kamen in Bayerns Hauptstadt zuerst zur Aufführung, z. B., um nur eins zu nennen, Wilbrandts Meister von Palmyra. Unzweifelhaft gehörten die Münchener Königlichen Theater in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre zu den besten der Welt und machten sich auch die Fortschritte der Technik sofort dienstbar: die elektrische Beleuchtung ward zuerst in ihnen eingeführt, und zwar 1883 im Residenz-, 1885 im Hof- und Nationaltheater. Ein Jahr darauf fand Ludwig II. ein tragisches Ende im Starnberger See, der Prinzregent zeigte ausschließlich für die bildende Kunst Interesse, daher hatte seitdem der Intendant von Perfall, der über ein Vierteljahrhundert, bis 1893, seines Amtes waltete, keinen leichten Stand, erreichte jedoch trotzdem noch bedeutende Erfolge, namentlich durch die 1888 eingerichtete vereinfachte (sogenannte Shakespearesche) Bühne. Nach seinem Rücktritte aber herrschte sieben Jahre hindurch eine bedenkliche Zerfahrenheit der Theaterzustände, und weil der 1900 zum Nachfolger Perfalls berufene hervorragende Schauspieler und Regisseur Possart besonders auf Erhöhung der Einnahme bedacht sein mußte, so ließ er das Schauspiel in den Hintergrund treten, suchte dagegen festlichen Aufführungen Wagnerscher Werke dadurch eine besondere Anziehungskraft zu verleihen, daß er sie möglichst nach dem Vorbilde des Bayreuther Festspielhauses gestaltete, also auch mit verdecktem Orchester und amphitheatralischem Zuschauerraum. Um dies zu erreichen,

Technische Neuerungen

Possart

[1] Die berühmte Schauspielerin Klara Ziegler hat ihr Wohnhaus mit einer Sammlung von Bildern, Schriften und Andenken Münchener Bühnenkünstler als Theatermuseum gestiftet, das in Deutschland das einzige seiner Art ist.

mußte ein neues Theater erbaut werden; August 1901 ward es im äußersten
Prinzregententheater Osten der Stadt als Prinzregententheater eröffnet. Neben den künstlerischen Rücksichten gaben übrigens sehr materielle Beweggründe bei dieser Theatergründung den Ausschlag, namentlich Bodenspekulation und sonstige Kapitalsverwendungsinteressen. Ausdrücklich ward auch geltend gemacht, daß München als Fremdenstadt aus einem solchen Theater bedeutenden Gewinn schöpfen könne, und in der Tat übte die erste Reihe von 20 Vorstellungen Wagnerscher Werke auch auf das
Festspiele Ausland eine starke Anziehungskraft aus, so daß die Festspiele in regelmäßiger Folge stattfanden; im Residenztheater wurden Mozartsche Stücke ebenfalls im Rahmen von Festspielen aufgeführt. Das unerwartet schnelle Hinscheiden der Generalmusikdirektoren Zumpe 1903 und Mottl 1913 gefährdete nur vorübergehend das Zustandekommen dieser Festspiele.

Konzerte Im Musikleben Münchens war die Instrumentalmusik zumeist beliebter und erfreute sich daher einer besseren Pflege als der Chorgesang; vor der Oper traten von jeher Konzerte, bei denen ganz neue Chorwerke zu Gehör gebracht wurden, mehr in den Hintergrund als in rheinischen Großstädten oder in Hamburg, Frankfurt a. M. und Leipzig, wo die Bewohnerschaft ihren musikalischen Sinn in großen Konzerten unter Mitwirkung sehr leistungsfähiger Chorgesangvereine betätigt. Im Unterschied von manchen anderen Großstädten können in München auch die minderbemittelten Klassen der musikalischen Genüsse sich erfreuen; treffliche Konzerte von erstaunlicher Billigkeit finden z. B. in der Tonhalle statt.

Da das Hoftheater sich der neueren ernsten und heiteren dramatischen Kunst nicht in dem Maße zugänglich zeigte, wie es manche Kreise der Hauptstadt wünschten, so versuchte man seit den neunziger Jahren wiederholt, eine von der Königlichen unabhängige, ihr aber möglichst ebenbürtige Bühne zu gründen. April 1901 wurde das mit dem volkstümlichen Theater am Gärtnerplatz vereinigte Münchener
Schauspielhaus Schauspielhaus eröffnet, und obschon es sich gegen Berlins Vorherrschaft etwas aufbäumte, fand der von dort ausgehende Sturm und Drang im neuesten deutschen Drama dennoch seinen lebhaftesten Widerhall in München. Hier erbaute Max
Künstlertheater Littmann 1908 im städtischen Ausstellungsparke ein Künstlertheater, das die bildende Kunst mehr, als es gewöhnlich der Fall ist, für Dekorationen und Kostüme zu gewinnen wußte und die in München hervorgetretenen Gedanken der Vereinfachung des szenischen Bildes verwirklichte, aber bei seiner Reklame durch den Gebrauch übermäßig vieler Fremdwörter Anstoß erregte.

Werfen wir einen Rückblick auf die Entwicklung der Künste in München, so finden wir im 16. Jahrhundert die Bildhauerkunst bahnbrechend, im 19. die

29. Der Universitäts-Neubau an der Amalienstraße

30. Große Aula der Universität

München

Aufn. Jaeger & Goergen, München

31. Maximilianeum mit Isarbrücke

32. Wittelsbacher Brunnen von Adolf Hildebrandt

(Aus „München und seine Bauten". Verlag von F. Bruckmann A.-G., München)

Malerei, während die Baukunst beidemal gleichsam nur im Gefolge jener Schwesterkünste aufstieg (in Berlin dagegen stand die Malerei stets in zweiter, die Baukunst in erster Linie). Mit der Pflege der Künste durchdrang sich in München nicht recht das allgemeine wissenschaftliche und literarische Leben. Das Lesen von Büchern liebt der Münchener Bürger des Mittelstandes in der Regel nicht: als großer Naturfreund und wegen des wirbelnden Wechsels weltlicher und kirchlicher Feste findet er kaum dazu die nötige Zeit. Auch zu der wertvollen gegenseitigen Anregung der Maler, Musiker und Dichter kam es in München nicht so häufig, wie es zu wünschen gewesen wäre. Von einem Münchener Dichterkreise kann erst seit Maximilian II. die Rede sein, der seine Hauptstadt zu einem zweiten Weimar machen, eine geistige Aristokratie heranbilden und dadurch auch auf Deutschlands Entwicklung Einfluß ausüben wollte. Dieser Herrscher war und blieb in seltenem Maße lernbegierig und von der Überzeugung durchdrungen, daß ein moderner Fürst allgemeine Bildung besitzen müsse. Daher begann erst zu seiner Zeit in München ein angeregtes geistig-geselliges Leben, das in Berlin schon ein Menschenalter vorher bestand (vgl. S. 128). Unter den von Maximilian berufenen auswärtigen Dichtern, den „Nordlichtern", wie sie der ihnen wenig gewogene Altmünchener nannte, nahm seit 1852 Geibel anfangs die erste Stelle ein und gewann bald die besondere Zuneigung des Königs nicht nur durch den edlen Schwung seiner Dichtungen, sondern auch durch sein ganzes Wesen und seine Erscheinung, „halb Landsknecht, halb französischer Marquis", bei der abendlichen Tafelrunde saß er stets zur Linken des Herrschers (zur Rechten Liebig); hier ging wirklich der Sänger mit dem König und der König mit dem Sänger. Als Geibel ihm abriet, seine Gedichte drucken zu lassen, folgte er diesem Rate. Neben Geibel trat besonders Paul Heyse hervor, den jener dem Könige mit den Worten „Majestät, ein junger Goethe" vorstellte; um die Spannung zwischen den einheimischen und den von auswärts berufenen Dichtern zu mildern, gründete Heyse die Künstlergesellschaft „Krokodil". Dieser Münchener Dichterkreis wurde von manchen ungebührlich verspottet, z. B. von Hebbel als Kleindichterbewahranstalt, und seine Leistungen werden auch jetzt nicht immer nach Gebühr gewürdigt. Das „Jüngste Deutschland" fand in München einen Hauptvertreter in M. G. Conrad, der seit 1884 in der Zeitschrift „Die Gesellschaft" etwa in der Weise der Gebrüder Hart neues literarisches Leben zu erwecken suchte (vgl. S. 149).

Wissenschaft und Literatur

Maximilian II. und der Münchener Dichterkreis

Geibel

Heyse

Bei Maximilian II. gewannen in seiner späteren Zeit die wissenschaftlichen Interessen das Übergewicht, und besonders die Geschichtswissenschaft schuldet ihm für opferwillige Förderung großen Dank. Das wissenschaftliche Leben in München,

Münchens wissenschaftliche Bedeutung

das mit der Verlegung der Landshuter (früher Ingolstadter) Universität 1826 dorthin anhub, hat im allgemeinen nicht so die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt wie das Kunstleben — auch in dieser Beziehung herrscht ein Unterschied zwischen der bayrischen und der preußischen Hauptstadt; vgl. S. 131; doch die Universität mit dem größten und besteingerichteten Anatomiegebäude Deutschlands, die reiche Hof- und Staatsbibliothek, die Technische Hochschule, die unter Max III. Joseph gegründete Bayrische Akademie der Wissenschaften, die Handelshochschule, die vielen Sammlungen, z. B. die ethnographischen im Studiengebäude des Nationalmuseums, erfreuen sich des besten Rufes in der gelehrten Welt.

München als Fremdenstadt

Vor allem wegen seiner Bedeutung als Kunststadt mit vielen verschiedenartigen Bildungsanstalten ist München eine Fremdenstadt ersten Ranges geworden, doch auch aus anderen Gründen. Es liegt in der Mitte zwischen den beiden Eingangspforten der deutschen Kalkalpen, dem Inn- und dem Loisachtal, und büschelförmig laufen hier jetzt die Eisenbahnen von allen Seiten her zusammen. Sehr viele Slawen lebten bis August 1914 in der bayrischen Hauptstadt, so daß hier die Spionensuche und die Spionenfurcht in hohem Maße herrschten. Vor Berlin hat München die Nähe des Hochgebirges und ein von prächtigen Wäldern umrahmtes großartiges Flußtal voraus, sowie die noch immer sich außerordentlich zäh behauptende und eine stärkere Anziehungskraft als das Berlinertum ausübende Eigenart des oberbayrischen Volksstammes, mit der es zusammenhängt, daß man eine „tonangebende" Gesellschaft in München kaum kennt, und daß hier die Klassengegensätze im allgemeinen ungleich weniger sich geltend machen als in Norddeutschland. München ist schon lange Großstadt, der echte eingeborene Münchener des Mittelstandes aber ist behäbiger und schwerfälliger Kleinstädter geblieben, verabscheut die nervöse Hast und Unrast des Großstädters und liebt behagliche Gemütlichkeit und derbe Unbefangenheit, die oft zu Grobheit ausartet, anderseits aber in schalkhaftem Humor sehr wirkungsvoll zum Ausdruck kommt und grundverschieden ist von der Spott- und Nörgelsucht der waschechten Berliner, die stets alles besser wissen wollen und, wenn sie unter sich sind, das Heimische gern „ruppig machen". Ohne jene Stammeseigenschaften wäre die Kunststadt München nicht die Heimat der „Fliegenden Blätter", der „Jugend", der unzähligen großen und kleinen Karikaturen geworden (zu denen übrigens die Künstler auch aus der besonders von Cornelius und seinen Schülern gepflegten Kartonzeichnung manche Anregung empfingen).[1]

Eigenart des eingeborenen Münchners

[1] Als humoristisches Blatt betrachteten bald nach seinem Erscheinen auch viele eingeborene Münchener das von dem Preußenfresser Sigl 1869 gegründete „Bayrische Vaterland" und nahmen seine giftigen Ausfälle in der Regel nicht mehr ernst.

Immerhin darf nicht übersehen werden, daß die oberbayrische Art sich mit der preußischen schwer verträgt, und daß die aus sich selbst heraus entwickelte geringe bürgerliche Kultur Münchens nicht frei von Sondertum (Partikularismus)[1] ist, was sich gelegentlich etwas unangenehm bemerkbar macht, selbst im Weltkriege. Doch darunter leidet jedenfalls der Humor ebensowenig wie unter engherzigen Bestrebungen des Katholizismus. München ist und bleibt die lebenslustigste, heiterste deutsche Großstadt, wo sich Geistliches und Weltliches, Weihrauchwolken, Bierdünste, Terpentingeruch und Benzinqualm seltsam und reizvoll mischen.

München die heiterste deutsche Großstadt

„Du trägst dein Antlitz unverstellt
Und kennst kein Überheben,
Gewohnt nur, dich vor aller Welt
So, wie du bist, zu geben"

redet der Dichter Martin Greif sein geliebtes München an. Hier bestehen meist friedlich zwei Welten nebeneinander, eine volkstümliche und eine künstlerische; nur hier kann der Fremde zwei Seelen auf sich wirken lassen — und gerade deshalb ist München eine so eigenartige Fremdenstadt —, die Seele der Bürger- und die der Fürstenstadt. Diese, von Ludwig I. geschaffen, wird von den Fremden zuerst aufgesucht, die nicht immer die abseitsliegenden baulichen Schönheiten Alt-Münchens, z. B. den eigenartigen Turnierhof im Münzgebäude, gebührend würdigen; in die Bürgerstadt, das alte München mit dem Marienplatz, der Mariensäule und dem Altrathausmarkt, strömt die Landbevölkerung hinein und besucht nur ausnahmsweise die neuen Stadtteile. Wohl keiner anderen deutschen Großstadt hat das Bauerntum so lange und so kräftig den Stempel aufgedrückt wie München, das in manchen Teilen auch dann noch immer den Eindruck einer ausgedehnten oberbayrischen Landstadt machte, als es längst weltbekannte Kunststadt geworden war. Noch 1880 nannte der damals etwa 25 Jahre dort ansässige Paul Heyse in einem Brief an Ludwig Fulda München ein „Kunstdorf". Auch heute hat der Münchener Bürger des Mittelstandes noch immer etwas Bäuerliches, zuweilen sogar Bäuerisches in seinem Gebaren und in seinen Genüssen, die altbayrischen Gewohnheiten sind in „Isarathen" noch nicht ausgestorben, das Volksleben ist noch immer so eigenartig und mannigfaltig wie in keiner anderen deutschen Großstadt. Der bäuerliche Charakter, der sich am Biertisch auch in der

Zwei Welten: künstlerische und volkstümlich-bäuerische

[1] Dafür kann aber nicht etwa die Bezeichnung Nationalmuseum und Nationaltheater als Beweis dienen; denn zur Zeit der Aufklärung sprach man allgemein von einem preußischen, bayrischen, sächsischen usw. „Nationalgeist".

beliebten Anrede an den Fremden als den „Herrn Nachbar" äußert, tritt besonders
Oktoberfest deutlich in jedem Oktober auf der Theresienwiese bei einem Feste zutage, das die oft mißbräuchlich angewandte Bezeichnung Volksfest wirklich verdient und kaum seinesgleichen in irgendeiner deutschen Großstadt finden dürfte. Der landwirtschaftliche Teil des Festes, an dem der Hof sein Interesse durch sein Erscheinen beweist, gilt amtlich als Hauptsache, diese Hauptsache wird aber für sehr viele zur Nebensache, wenn sie in ungeheurem wirren Gewimmel, das aber doch manche künstlerisch reizvolle Züge aufweist, in die Trinkstätten drängen, so daß oft etwa 9000 Menschen unter einem Zelte zusammensitzen. Die Jahrhundertfeier des Festes währte zwei Wochen, in denen 12000 Hektoliter Bier im Werte von etwa 1/2 Million Mark vertrunken und unermeßliche Mengen der berühmten Weißwürste usw. verzehrt wurden, allabendlich fuhren die Wirte Säcke voll Scheidemünzen nach Hause. Gerade dies Oktoberfest zeigt noch heute am deutlichsten, daß die Kunststadt München die im besten Sinne bäuerische Hauptstadt eines Bauernstaates geblieben ist.

München als Feststadt Im Festefeiern ist der Münchener überhaupt unerreicht. 1858 wurde das siebenhundertjährige Bestehen der Stadt in förmlich berückender Pracht unter gewaltigem Fremdenandrang begangen, auch die Hundertjahrfeier für Ludwig I. 1887, zu der außerordentlich viele Fremde nach München strömten, erregte durch ungewöhnlichen Prunk Aufsehen. Unter den alljährlich wiederkehrenden Festen sind vor allen
Künstlerfeste berühmt geworden die Künstlerfeste — eine prächtige Schilderung entwirft z. B. Gottfried Keller in seinem „Grünen Heinrich" —, zu denen auch der Münchener Fasching zu rechnen ist, denn mag bei ihm die Lebenslust sich noch so übermütig austoben, es herrscht doch geistvoller Künstlerhumor, und dieser läßt das Fest nicht so zum Rohen ausarten, wie es beim Kölner Karneval in den letzten Jahrzehnten oft der Fall war. Auch im Sommer finden in München Maskeraden statt, und niemand wundert sich, wenn er außer der Faschingszeit nachts auf der Straße Römer in wallender Toga oder Ritter im Harnisch antrifft. Alle die vielen Feste tragen dazu bei, daß die Stadt ihren Ruf als hervorragende Fremdenstadt bewahrt. Mehr als in anderen Großstädten wird in München auch bürgerlichen Festen durch die Mitwirkung von Künstlern ein geschmackvoller, oft ziemlich kostspieliger Rahmen gegeben: in keiner deutschen Kunststadt, auch nicht in Düsseldorf und Dresden, übt
Einfluß der Kunst auf das öffentliche Leben die Kunst einen so beherrschenden Einfluß auf das ganze öffentliche Leben wie in München, bei dessen altbayrischen Bewohnern sich ziemlich häufig ein naiver Kunstsinn in Verbindung mit gewöhnlichen, einfachen, bäuerlichen Anschauungen findet, wie auch die unverminderte Anziehungskraft beweist, die im Frühjahr und Herbst

der sogenannte Tandlmarkt in der Vorstadt Au (die Auer Dult) ausübt, ein förmlicher Antiquitätenmarkt mit kulturgeschichtlich oft sehr wertvollen alten Stichen, Holzfiguren, Geräten usw.

Neben der Kunst spielt in keiner Großstadt der Welt das Bier eine solche Rolle wie in Bayerns Hauptstadt, so daß man sogar die Bierherzkrankheit als besonderes Münchener Leiden bezeichnet; daher muß sich auch diese Schilderung etwas näher mit dem Münchener Gerstensaft und seiner Bedeutung beschäftigen. Die Bierbrauindustrie ist die einzige wirklich weltberühmte Industrie Münchens, dessen Brauereien mit ihren etwa 5000 Angestellten und Arbeitern durchschnittlich einen jährlichen Gesamtumsatz von rund 130 Millionen Mark haben. Die Volkstümlichkeit des Bieres war wie in Deutschland überhaupt, so auch in Bayern zu verschiedenen Zeiten verschieden, und gegen Ende des Mittelalters stand die süddeutsche Braukunst der norddeutschen unzweifelhaft nach. Maximilian I. (seit 1597) legte durch Einfuhrverbote fremden Bieres und Brauverordnungen den Grund zu der Blüte des bayrischen Braugewerbes, und seitdem überragt an Freudigkeit im Biergenuß alle anderen Großstädter der echte eingeborene Münchener alten Schlages; den bekannten Geibelschen Spruch kehrt er um und macht ihn dann zum Grundsatz: Bierbrauerei Bierfreudigkeit

Beim Genießen recht Beginnen,
Bei der Arbeit rechter Schluß!

Keinen Augenblick ist er zweifelhaft, wenn er zwischen Kunst und Bier wählen muß, welchem von beiden er den Vorzug gibt; für viele aber schlägt den Verbindungssteg zwischen Bier und Kunst die süddeutsche Gemütlichkeit.

Unter den unzähligen in München dem Dienste des Gambrinus geweihten Stätten ist keine so bekannt wie das Königliche Hofbräuhaus, das als eines der bezeichnenden Sinnbilder für München deshalb gelten kann, weil in seinen Räumen trotz des höfischen Ursprungs und Titels noch immer urwüchsig volkstümliches, namentlich bäuerisches Leben und Treiben herrscht. An Stelle des schon im 13. Jahrhundert für den Bedarf des Hofes aufgeführten Baues ward 1589 ein Neubau errichtet, damit nicht mehr von auswärts, namentlich von Nürnberg und Einbeck, gutes, aber durch Zölle und Fracht sehr kostspieliges Bier bezogen zu werden brauchte (das heimische Münchener war nämlich im Laufe des 16. Jahrhunderts immer schlechter geworden). 1814 genehmigte der König die Abgabe von Hofbräubier an Gastwirte und an einzelne andere Personen, aber nur „unter dem Reifen" (also im Faß); erst 1830 erlangten alle Münchener die Möglichkeit des Biergenusses im Hofbräuhaus selbst, wo Ludwig I., der damals wie zu einem Volksfest erschien, Hofbräuhaus

jubelnd begrüßt wurde. Die Hartschiere, die Leibwache des Königs, galten bald als die besten Kenner und die größten Meister des Biergenusses und erfreuten sich daher eines besonderen Ansehens im Volke. Des Hofbräuhauses nicht eben saubere, aber echt süddeutsche Gemütlichkeit wurde dann weltberühmt. Sich die Maßkrüge selbst auszuspülen, statt des Tellers die flache Hand oder ein Stück Papier zu benutzen, die Wurst in einen gemeinsamen Senftopf zu tauchen — diese und ähnliche Bräuche sind im 20. Jahrhundert mehr und mehr abgekommen. Die Bedienung besteht zumeist aus maßkrugstemmenden weiblichen Grenadieren, die mit „Servierfräuleins" der Kaffeehäuser irgendeine Ähnlichkeit weder zeigen noch zu haben wünschen. Wegen fortgesetzt steigenden Andranges der Besucher ist das Hofbräuhaus mehrmals umgebaut worden, zuletzt 1897, gleicht jetzt einem malerischen mittelalterlichen Bauwerk und enthält neben großen weiten Hallen, in denen auch der Rettich, die „Ananas der Bayern", feilgeboten wird, einen mächtigen Festsaal sowie eine anheimelnde Trinkstube. Gebraut wird das Bier schon seit langer Zeit in Haidhausen jenseits der Isar, wohin selten die Fremden kommen. Einen großen Tag erlebt das Hofbräu, wenn die Maibockprobe gehalten wird, dabei saß einst

Leben und Treiben im Hofbräuhause

„den Knechten nah, die seine Pferde lenken,
der Staatenlenker vom Ministertisch".

So schilderte Paul Heyse, der 1854 aus der „dünnen, kritischen Luft" Berlins nach München übersiedelte, die alle Klassengegensätze mildernde Macht des Gerstensaftes. Heutzutage wird alles, was Rang und Namen hat, besonders eingeladen und nimmt in besonderem Raume Platz. Und doch begab sich im September 1915 der in der bayrischen Hauptstadt weilende deutsche Reichskanzler samt der Hofgesellschaft ins Hofbräuhaus mitten in die ihn jubelnd umdrängende Volksmenge. In keiner anderen deutschen Großstadt übt das Bier eine solche ungezwungen annähernde und ausgleichende soziale Macht aus wie in München, wo es allerdings seit langem ungewöhnlich gut, dabei wohlfeil ist und ein Volksnahrungsmittel bildet.

Soziale Bedeutung des Bieres

Diese soziale Wirkung ist besonders deutlich zu beobachten beim Salvator-Anstich, der von ganz München Mitte März auf dem Nockher-Berge im und am Paulanerbräu gefeiert wird, dessen Geschichte ganz kurz berührt sei. Oberhalb der bereits erwähnten heutigen Vorstadt Au lag in alter Zeit ein herzogliches Jagdschloß, dicht dabei wurde 1623 ein Kloster gegründet, und 1627 berief man dorthin auf den Rat Kaiser Ferdinands II. die nach Franz von Paula benannten

Paulanerbräu

Mönche, die sofort (nicht erst 1651) die Erlaubnis erlangten, eine Brauerei zu gründen; bald danach wurde ihnen auch das Recht verliehen, ihr Bier dem Volke auszuschenken. Ein besonders starkes Bräu wurde 2. April, am Feste des heiligen Franz von Paula, ihres „Sankt-Vaters", verzapft, und aus der Bezeichnung „Sankt-Vater-Bier" soll der Name Salvator entstanden sein. — Unter den übrigen Münchener Brauereien ist das aus dem Ende des 16. Jahrhunderts stammende Faberbräu literargeschichtlich bemerkenswert. Seine Malztenne nämlich diente von 1745 bis zum Ende des 18. Jahrhunderts abends als Schaubühne, und auf ihr führte ein kunstbegeisterter, bühnenkundiger Jurist Nießer 1774 zum erstenmal Lessings „Minna von Barnhelm" auf; aus der Malztenne des Faberbräus erwuchs das Münchener Hof- und Nationaltheater. Faberbräu

Auf allen äußerst einfach mit ungedeckten Tischen ausgestatteten Bierkellern fern von der Stadt konnte man viele Menschenalter hindurch an Sommerabenden das echte Münchener Volksleben kennenlernen: hier drängten sich in buntem Gewühl alle Volksklassen bei rauschender Musik. Heute sind manche dieser „Keller" mitten in der Stadt zu Bierhallen geworden, die sich von den anderwärts üblichen kaum noch unterscheiden. Überhaupt spielt jetzt, zumal bei den durch den Krieg nötig gewordenen Beschränkungen, wie in vielen anderen Großstädten, so auch in München das Bier eine geringere Rolle als vor einem Menschenalter. Doch daß München nicht nur die Stadt der Lebenskunst ist, der derben wie der feinen, sondern auch die Stadt des Kunstlebens, das tun auch viele der für Genuß von Bier, Kaffee, Wein bestimmten Stätten kund; denn sie sind mehr oder weniger künstlerisch ausgestattet. Bierkeller

München die Stadt der Lebenskunst und des Kunstlebens

Fassen wir zum Schluß alle die Einzelheiten dieser Schilderung kurz zusammen! München, die einzige Großstadt des Alpenvorlandes (außer Augsburg), der wichtigste Verkehrsmittelpunkt Bayerns, wo sich die Haupteisenbahnlinien von Berlin nach Innsbruck, von Paris nach Wien kreuzen, zugleich der regsamste Mittelpunkt des deutschen Kunstlebens und eine der eigenartigsten Fremdenstädte von verlockendem Ruf, in der urwüchsiges Volks- und verfeinertes Künstlertreiben, naive Lebensfreude und ernster Ordnungssinn sich in großer Bewegungsfreiheit berühren — dieses München kann wohl mit ebensolchem Rechte, wenn der Vergleich überhaupt zulässig ist, das Herz wie Berlin der Kopf Deutschlands genannt werden und übt durch geistige, wirtschaftliche und staatliche Kräfte einen sehr bedeutenden Einfluß auf die Kultur unseres Vaterlandes aus. Bedeutung Münchens

4. Köln

Anfänge zur Römerzeit

Köln hat seinen Namen von dem lateinischen Worte colonia, Ansiedlung. Die Römer haben für fast alle ihre wichtigen Ansiedlungen mit scharfem Blick stets solche Grundlagen gelegt, daß wir auch die Überreste bewundern müssen. Dies trifft nicht zum wenigsten bei dem altrömischen Köln zu, von dem man sich auf Grund der Ausgrabungen ein einigermaßen deutliches Bild machen kann. Auf einem unregelmäßig gestalteten flachen Hügel, der ziemlich steil nach Osten, Süden und Norden abfiel, also schon von Natur befestigt und hochwasserfrei war, siedelten sich unter dem Schutze des römischen Feldherrn, des späteren Schwiegersohns des Augustus, M. Vipsanius Agrippa 38 v. Chr. die römerfreundlichen Ubier an, ein rühriger, ursprünglich auf dem rechten Rheinufer von der Lahn abwärts wohnender Germanenstamm, nach dem der erste Teil der Ringstraße im neuen Köln Ubierring benannt ist. Das Fischer- und Schifferdorf der Ubier entwickelte sich bald zu einer nicht unbedeutenden Niederlassung; die Römer benutzten die günstige natürliche Lage des Platzes[1] und errichteten hier 14 v. Chr. zur Abwehr der Germanen ein festes stehendes Winterlager von 900 Quadratmetern, das mit zwei Legionen, also etwa 15000 Mann, belegt war, bei denen sich ein Troß von Weibern, Kindern und Marketendern befand. Zu der großen militärischen Be-

Ubierstadt

deutung der Ubierstadt kam eine gewisse religiöse Weihe. Vor dem vielleicht infolge der Varusschlacht 9 n. Chr. errichteten Altar des Genius, d. h. des Schutzgeistes, des Augustus nämlich feierten die Ubier Opferfeste, an denen auch andere den Römern nicht feindlich gesinnte Germanenstämme teilnahmen. Priester an diesem Altar war der Bruder Thusneldas, Armins Schwager Segimund, Sohn des römerfreundlichen Cheruskerfürsten Segest. Die Hauptstraße (jetzt die Hohe Straße) teilte gegen jede Regel antiker Städtebaukunst die Fläche des römischen Köln im Verhältnis von 1 zu 3 und folgte einem uralten Kammwege, der sicherlich schon bestand, ehe die Römer ihn zur Kunststraße ausbauten und zu beiden Seiten eine Stadt anlegten.

[1] Daß, wie man lange angenommen hat, der Rhein hier eine Insel gebildet und dadurch die Überbrückung erleichtert hätte, läßt sich nicht nachweisen.

16 oder 15 n. Chr. ward hier dem kaiserlichen Prinzen und Feldherrn Germanikus eine Tochter geboren, die nach ihrer Mutter, Agrippas Tochter, den Namen Agrippina erhielt. „Um ihre Macht auch den verbündeten Völkern zu zeigen," wie Tacitus sagt, also von Ehrgeiz und Stolz getrieben, vielleicht auch von Liebe zu ihrer Geburtsstätte erfüllt, wußte sie es als Gemahlin des Kaisers Claudius 51 n. Chr. durchzusetzen, daß die Ubierstadt nach Verlegung der beiden Legionen zur römischen Kolonie — mit ihrem vollen stolzen, die Entstehungsgeschichte widerspiegelnden Namen Colonia[1] Claudia Augusta Agrippinensis d. h. Kaiserliche Pflanzstadt des Claudius zu Ehren der Agrippina —, und zwar mit italischem Stadtrecht, erhoben und daß hier Veteranen angesiedelt wurden. Veteranenkolonie
Der tiefere Grund zur Anlage der Kolonie war aber das Bestreben des Kaisers, den Gegensatz zwischen Rom und den Provinzen möglichst auszugleichen. Die Einwohner, deren Zahl im 3. Jahrhundert bis auf etwa 30000 stieg, waren frei von Kopf- und Grundsteuer — ein einzig dastehender Vorzug in Niedergermanien, dessen Statthalter dauernd seinen Sitz in Colonia nahm, so daß hier sich bald das Leben sehr verfeinerte, doch auch die Sitten sich verschlechterten, ganz wie in italischen Großstädten. Als Abbild Roms hat man Colonia bezeichnet. Kaiserliche Paläste wie in Trier gab es hier allerdings nicht, die Bäder waren aber geradeso prächtig ausgestattet und die Kanalisation musterhaft. Der 80 km lange sog. Eifelkanal, das großartigste Werk römischer Ingenieurkunst in den Rheinlanden, begann im Urfttale, wo noch heute manche Stücke sichtbar sind, und führte als Hochleitung nach Colonia; eine der Hauptauslaßstellen befand sich da, wo jetzt das südliche Querschiff des Domes steht, eine Tatsache, die zu zahlreichen Sagen[2] Veranlassung gab. Die großen Sammelkanäle zogen alle in östlicher Richtung zum Rhein und können zum Teil noch heute benutzt werden.[3] Nach dem Tode Neros 68 erlebte die Stadt zum erstenmal sehr wechselvolle Schicksale; hier ward 69 der Statthalter Vitellius zum Kaiser ausgerufen. Die Ubier aber empörten Eifelkanal

[1] Die abgekürzte Bezeichnung Colonia kommt seit etwa 450 auf und wird erst im 8. Jahrhundert allgemein üblich.

[2] Am bekanntesten ist folgende. Der Teufel wettete mit dem Dombaumeister Gerhard, er wolle einen Bach von Trier nach Köln leiten bis an den Dom, ehe dieser vollendet sei; wenn er gewönne, müsse ihm des Meisters Seele gehören. Als Gerhard eines Tags den fast fertigen Turm bestieg, sah er von dem Bache, den der Teufel hergeleitet hatte, Enten schnatternd auffliegen und stürzte sich vom Turm herab. Legt man sich mit dem Ohr auf die Erde, so soll man noch jetzt das Rauschen des Baches unter dem Dome hören können.

[3] Der sog. Römergang unter der Gastwirtschaft „Zum Römer" ist so hoch und breit, daß man ihn durchreiten kann; man glaubte daher eine Zeitlang, er sei zu Kriegszwecken angelegt worden.

sich und baten die Tenkterer um Hilfe. Diese verlangten jedoch zunächst Niederreißung der Mauern, der „Bollwerke der Sklaverei", wie sie in ihrem Widerwillen gegen Städte sich ausdrückten.

Im zweiten und in der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts verstummen die Nachrichten über Köln fast ganz — ein Beweis für friedliche Entwicklung.

Feste Rheinbrücke 310 erhielt die Stadt durch Konstantin eine feste Rheinbrücke; am rechten Ufer war stets ein Brückenkopf in dem Kastell Divitia = Deutz (der Name ist keltisch)

Stadtbefestigung besetzt geblieben. Die von den Römern angelegte Stadtbefestigung Kölns, die etwa 100 ha umfaßte, hat zu allen Zeiten die größte Widerstandskraft bewiesen; an den 3910 m langen, etwa 2,5 m breiten, 7–8 m hohen Ringmauern sind 18 mächtige Rundtürme in Abständen von 60 bis 105 m und 9 Tore nachgewiesen. Dreimal, nämlich um 940, 1106 und hauptsächlich seit 1180, ist das mittelalterliche Köln neu befestigt worden, aber noch um die Mitte des 17. Jahrhunderts standen weite Strecken der Römermauer mit ihren Türmen aufrecht. Erst dann verschwand sie — und zwar meist durch Einbauen in die Häuser, seltener durch Niederreißen —, als sie ihren ursprünglichen Zweck verlor. Für die Anlage des Straßennetzes ist sie das ganze Mittelalter hindurch maßgebend geblieben, und manche hervorragende Gebäude ruhen mit ihren Grundlagen auf ihr oder grenzen unmittelbar daran. Nicht überall sind die Wallbefestigungen so vollständig verschwunden wie in Köln, jedoch in alter Höhe ist noch jetzt der nordwestliche Eckturm der Römerstadt erhalten: der sogenannte Römerturm. Er zeigt besonders reiches Mosaik in geometrischen Figuren aus verschiedenartigen Materialien. Von

Tore den Toren hatte am längsten Bestand das Nordtor, seit etwa 1200 genannt die Pfaffenpforte, weil das Tor den Eingang zum Dombezirk bildete, wo viele Geistliche wohnten, die damals „Pfaffen" ohne verächtlichen Sinn hießen. Aus dem mittelalterlichen »paffinporze« machte man in der Humanistenzeit porta Paphia. Nächst der Porta nigra in Trier war das Nordtor wohl die bedeutendste römische Toranlage in Deutschland, ein Bau mit Binnenhof, einem großen und zwei kleinen Durchlässen, von zwei quadratischen Verteidigungstürmen flankiert. Bis 1826 stand das Tor an der Straße „Unter Fettenhennen", wo sich jetzt eine Inschrift befindet, aufrecht, allerdings in mittelalterlicher Umgestaltung. Als bei der Freilegung des Domes 1892 der letzte Rest, ein Seitendurchgang, zum Vorschein kam, erhob sich ein gewaltiger Streit um die Erhaltung an dem alten Platze vor den Domtürmen. Die Freileger siegten schließlich, und die Reste sind auf Anordnung Kaiser Wilhelms II. vor dem Museum und vor St. Maria im Kapitol untergebracht. Im Zuge der alten römischen Befestigungsmauer ist 1915 ein

Römerbrunnen errichtet, dessen gebogene Rückwand die Form eines alten Turmes besitzt, ein 7 m hoher Aufbau, der die Wölfin (das Sinnbild der Roma) trägt, krönt das Ganze.

Der Stern des Friedens, der in der Zeit Konstantins über Köln leuchtete, verblich bald: die Völkerwanderungsstürme brachen auch über die einst so stolze Großstadt herein. Sie wurde 355 von den Franken zum erstenmal roh geplündert, und in kurzen Zwischenräumen wiederholten sich die Einfälle, dann erhoben die ripuarischen Könige Köln zu ihrer Residenz, bewohnten jedoch kaum ein Viertel des Gebiets innerhalb der Mauern. Eindringen der Franken

Das Christentum drang bereits gegen Ende des 3. Jahrhunderts ein, der erste sicher beglaubigte Bischof ist Maternus, 313 und 314, um 400 war Severinus ein so bedeutender Kirchenfürst, daß später ein Stift nach ihm benannt wurde. Der Bischof St. Kunibert († 663) vermachte seine Besitzungen Zeltingen an der Mosel sowie Rhense und Boppard am Rhein der Kirche. Diese ältesten Bischöfe waren natürlich Romanen und ließen sich neben der wirtschaftlichen Fürsorge die Pflege der römischen Bildung angelegen sein. Die Römermauern wurden wohl an manchen Stellen erneuert oder ausgebessert, jedenfalls dienten sie wiederholt den Frankenkönigen zum Schutze. Der erste Erzbischof von Köln wurde 785 Hildebald, Karls des Großen Freund und Erzkanzler, er erhielt die fränkische Königspfalz in der Stadt, in seinen Armen verschied der Kaiser. Hildebald gründete den alten Dom und stiftete eine Domschule mit einer verhältnismäßig reichen Handschriftensammlung, von der noch jetzt Reste in der Kölner Dombibliothek vorhanden sind. Die ältesten Bischöfe

Im 9. Jahrhundert kam viel Not und Unruhe über die Stadt, weil die Normannen sie mannigfach bedrängten, öfters sogar zerstörten, z. B. 880, mehrere Jahre dauerte der Wiederaufbau der aus der Römerzeit herrührenden Mauern und Tore, die besondere Festigkeit gezeigt hatten und bis 1106 die einzige Schutzwehr des mittelalterlichen Köln bildeten. Nur nach dem Rhein hin verschwand die Stadtmauer schon früh, weil sich hierhin seit der fränkischen Zeit der Handel zog, während die Römer besonders die Landstraßen benutzt hatten. Erst als die sächsischen Herrscher seit Otto I. (936–973) kraftvoll an den Rhein vordrangen, begannen wieder ruhigere Zeiten, der Wohlstand Kölns stieg, der bischöfliche Hofhalt wurde großartiger als in andern Stiftern, und der Aufschwung der Stadt dauerte bis zum 13. Jahrhundert ohne erhebliche Störungen an. Sie hieß schon in der Zeit der Ottonen „die heilige" wegen ihres Reliquienreichtums. Ottos I. jüngerer Bruder, Bruno, war nicht nur Erzbischof von Köln (seit 953), Einfälle der Normannen

Aufschwung unter den sächsischen Herrschern

sondern auch gleichzeitig Herzog von Lothringen. Wie andere geistliche Große (s. S. 14), so erhielten auch die Kölner Kirchenfürsten nach und nach die wichtigsten staatlichen Hoheitsrechte übertragen: Gerichtsbarkeit, Markt-, Zoll- und Münzrecht. Auf den unter Erzbischof Hermann II. um 1050 geprägten Münzen findet sich innerhalb der Umschrift Colonia Urbs das erste Bild der Stadt mit der Umfassungsmauer. Ein unter ihm geprägter Denar führt die Umschrift SCA (= Sancta) Troia, knüpft also an die Sage an, nach der Köln wie Rom von trojanischen Flüchtlingen gegründet worden ist. — An den erzbischöflichen Stuhl von Köln kam seit Beginn des 11. Jahrhunderts endgültig das Recht der Königskrönung in Aachen.

Internationale Handelsbeziehungen namentlich mit England

Die äußeren Beziehungen der Stadt erlangten ihrer bedeutsamen geographischen Lage entsprechend bald ein eigenartiges Gepräge wegen der schon früh angeknüpften Verbindungen mit England; Köln rühmte sich, seinen Londoner Handel habe schon Kaiser Karl der Große beschirmt, jedenfalls reichen die Anfänge des englischen Handels in die Zeit der sächsischen Herrscher zurück. Die kölnischen Schiffe führten Tuch, Wein und Getreide nach England und tauschten dagegen Erzeugnisse der Viehzucht ein, besonders Wolle, daneben auch Pelze. Zur Belebung des Handels gaben die englischen Herrscher um 1100 den auswärtigen Kaufleuten Vorrechte, und die Kölner machten sich diese besonders zunutze. Schon 1157 stellte Heinrich II. die Gildehalle (Gilde ist soviel wie Bruderschaft) der Kölner Kaufleute in London, zwei- bis dreihundert an Zahl, unter seinen besonderen Schutz und versprach, keine neuen Abgaben aufzuerlegen.

Obschon Kölns Handel durch Vermittlung Venedigs bis nach Italien und seit den Kreuzzügen bis tief in den Orient hinein sich erstreckte, und obschon es mit Bergen so gut wie mit Riga einen bis ins 14. Jahrhundert lebhaften Verkehr unterhielt, so standen doch das ganze Mittelalter hindurch in erster Linie die englischen Handelsbeziehungen. Den Nutzen, den man hieraus zog, kennzeichnet schlagend eine später den Hanseaten in den Mund gelegte Äußerung: „Den Fuchsbalg kaufen wir dem Engländer für einen Groschen ab und verkaufen ihm den Fuchsschwanz wieder für einen Gulden."

Wie in anderen Städten, so wurden auch in Köln durch das Stapelrecht alle Handelsvorteile den einheimischen Kaufleuten, zu denen im Mittelalter stets die Handwerker zählen, zugewendet; dabei kam besonders der Kauf von Heringen und anderen Seefischen in Betracht, die bei den vielen Fasttagen ein sehr wichtiger Handelsgegenstand waren. Die auswärtigen Kaufleute mußten sich eines Bürgers als Vermittlers beim Verkauf bedienen; schon 1103 wurde ihnen der

Einzelhandel außerhalb der drei Jahrmärkte untersagt. Im 12. Jahrhundert war Köln unzweifelhaft die bedeutendste deutsche Handelsstadt und wurde als einziger Seehafen des Reiches gerade für den internationalen Handel am wichtigsten: darauf gründete sich seine weltgeschichtliche Stellung im Mittelalter. Denn die Verbindungen mit England bildeten die einzigen dauernden internationalen Handelsbeziehungen Deutschlands vom 9. bis 12. Jahrhundert. Der Bedeutung der Stadt als Stapelplatzes des internationalen Handels trugen die Erzbischöfe nicht immer Rechnung; unter dem bekannten Erzbischof Anno kam es bei dem stets stark besuchten Ostermarkte 1074 durch ein, wie es scheint, rücksichtsloses Vorgehen seiner Beamten (sie verlangten von einem Kaufmann, daß er ein Schiff stelle) zu einem Aufstande der Bürger. Bis dahin ist so gut wie nichts von der Kölner Bürgerschaft überliefert. Vielleicht wurde sie durch das Beispiel der Wormser Bürger beeinflußt, und zum erstenmal regte sich ihr Selbstgefühl; doch der plötzliche Aufstand hatte nur die Folge, daß Anno aus der Stadt flüchtete und schon vierzehn Tage darauf mit großem Heere vor Köln erschien. Da die Bürger nicht organisiert waren, so scheiterte ihre erste Erhebung gegen die erzbischöfliche Herrschaft völlig.

Erste Erhebung der Bürger gegen den Erzbischof

Unter Friedrich Barbarossa wirkte der Erzbischof und Kanzler Rainald von Dassel, einer der hervorragendsten Staatsmänner der Zeit und eine der glänzendsten Erscheinungen der deutschen Geschichte, ein Niedersachse von gedrungener Gestalt, heiter und lebensfreudig, von gewinnendem Wesen, doch wenn es nottat, schroff und rücksichtslos, bauluftig und wohlbewandert in der Literatur. Seine gewaltige Tatkraft stellte er in den Dienst der kaiserlichen Sache, ohne dabei an seinen persönlichen Vorteil zu denken. Nach der Eroberung Mailands ließ er 1164 den kostbaren Schrein mit den Gebeinen der heiligen drei Könige nach dem „heiligen" Köln bringen, das dadurch unter den Wallfahrtsorten Deutschlands die größte Bedeutung erlangte. Der Schrein wurde im Dome gerade dem Eingange gegenüber in der Mitte des Langschiffes in einem Mausoleum geborgen, darüber befand sich ein Kronleuchter mit 100 Kerzen. Rainald hielt einen glänzenden Hof; unter den Minnesängern und Troubadours, die in Köln ein und aus zogen, wird ein gewisser Nikolaus als „Erzpoet" besonders genannt (das noch heute bekannte lateinische Trinklied „Mihi est propositum in taberna mori" stammt von ihm).

Rainald v. Dassel

Köln als Wallfahrtsort

Nach dem Tode Rainalds (er ward 1167 von der Pest dahingerafft) begann man bald die Stadtmauer durch viele Halbtürme, sogenannte Wikhäuser, d. h. Kampfhäuser (vgl. Wikinger), zu verstärken, zwischen denen sich große, stolze Tor-

Ummauerung

burgen erhoben. Der Mauerring, der von 1180 bis 1250 erbaut wurde, war der größte frühmittelalterliche in Deutschland, eine sehr weitläufige, 400 ha umfassende Befestigungsanlage, die Land auf Vorrat umschloß, wohl weil man fürchtete, die großen ummauerten Stiftskirchen könnten, wenn sie sehr nahe am Stadtwall lägen, gefährliche Stützpunkte der Feinde werden. Dicht besiedelt wurde Köln nur in den dem Rhein naheliegenden, mehr gewerblichen Bezirken der Altstadt, in den übrigen Teilen behielt es einen ländlichen Charakter, und hier gab es ausgedehnte Weinberge. Der Mauerring war ganz massiv gebaut, hatte schließlich an der Landseite neun starke Torburgen und blieb durch fünfzig Halbtürme nach seiner Vollendung verstärkt. Diese große Stadtmauer hat bis zur Entfestigung 1880 bestanden und ist in diesen sieben Jahrhunderten natürlich verbessert und verstärkt, aber nicht erweitert worden. In der Mitte des 12. Jahrhunderts übertraf Köln nach dem Zeugnis des Geschichtschreibers Otto von Freisingen „alle Städte Galliens und Germaniens" an Einwohnerzahl — mehr als etwa 15000 waren es aber sicher nicht —, an Reichtum und an Glanz und Größe der Gebäude. Köln muß daher nächst Mainz als älteste deutsche Großstadt bezeichnet werden und war wohl bis zum 16. Jahrhundert die bedeutendste Stadt Deutschlands, eine Weltstadt des Mittelalters, die nicht nur wegen ihres Reichtums an Kirchen das „deutsche Rom" hieß. Außer den großen Stifts- und Klosterkirchen gab es nicht weniger als 19 Pfarrkirchen, von denen jetzt 10 niedergerissen sind.

Köln das „deutsche Rom"

Für die wirtschaftliche und politische Entfaltung des Bürgertums bildete anfangs die erzbischöfliche Stadtverwaltung das Vorbild. Am Erzbistum wuchs die Stadt empor wie der Efeu an der Mauer; doch bald überflügelte der Schüler den Lehrer.

Über die Entwicklung der Stadtgemeinde Köln läßt sich aus den vielfach einander widersprechenden Ergebnissen der Forschung nur folgendes als völlig sicher hinstellen. Um den Bezirk der alten Römerstadt entstand eine Reihe selbständiger Gemeinden; erst seit dem 12. Jahrhundert erscheinen sie als einheitliches städtisches Gebilde von großartiger wirtschaftlicher wie politischer Bedeutung. Vier Stifter wurden schon in der ältesten Zeit gegründet: Severin, Pantaleon, Kunibert und Gereon; in jedem Stifte wohnten zahlreiche abhängige Leute. In dem von den Römern nicht besiedelten Überschwemmungsgebiete zwischen Rhein und Ostmauer bildete sich nach 900 eine Kaufmannsgemeinde, die zumeist aus Eingewanderten, namentlich aus Sachsen und Friesen, bestand; das von ihr wahrscheinlich durch einmaligen Gründungsvertrag in Besitz genommene Gebiet wurde nach und nach infolge der aufblühenden Rheinschiffahrt Mittelpunkt des Handels und Verkehrs.

Selbständige Gemeinden

Kaufmannsgemeinde

Später bildeten sich noch andere Sondergemeinden über den Bezirk der Römermauern hinaus. Sondergemeinden

Wie schlossen sich nun diese einzelnen Teile allmählich zu einer einheitlichen Stadtgemeinde zusammen? Entstand diese aus der germanischen Landgemeinde, der dörflichen Markgenossenschaft, oder hängt ihr Aufkommen damit zusammen, daß die freien Bürger als Schöffen Anteil an der durch den erzbischöflichen Vogt ausgeübten Gerichtsbarkeit sowie am Marktrecht erhielten, oder damit, daß sie einen Bund schlossen, um sich von der Herrschaft des Erzbischofs zu befreien? Jede dieser drei Möglichkeiten hat in hervorragenden Gelehrten Verteidiger gefunden, daß nur eine von den dreien richtig ist, dafür hat noch keiner einen zwingenden Beweis erbracht. Man wird also in der Entwicklung der Stadtgemeinde wohl das Ergebnis verschiedener zusammenwirkender Kräfte und Bestrebungen erblicken müssen. Stadtgemeinde

Das Jahr 1106 verschaffte den Bürgern ein wichtiges staatliches Recht. Sie traten nämlich für den alten Kaiser Heinrich IV. ein, versagten den auf der Seite des aufrührerischen jüngeren Heinrich stehenden Erzbischof, von dessen Herrschaft sie sich gern befreien wollten, und erhielten vom Kaiser ausdrücklich das bisher vom Erzbischof ausgeübte Recht der Stadtbefestigung übertragen. Dies ist die eigentliche Wurzel der städtischen Freiheit geworden. Mit Wall, Graben und Torburgen wurde Köln für die bevorstehenden Kämpfe stark befestigt, das Marktgebiet im Osten war schon vor 1106 durch Wall und Graben geschützt, die neuen Vororte im Westen (bei St. Aposteln), Norden und Süden wurden damals in die Stadtbefestigung hineinbezogen. Recht der Stadtbefestigung

Zu diesem ihnen verliehenen wichtigen staatlichen Rechte suchten die Bürger andere auf dem Gebiete der Gerichts- und Finanzhoheit zu gewinnen. Um die bedeutenden Kosten der erweiterten Stadtbefestigung zu decken, erhoben sie indirekte Gemeindesteuern, das S. 18 erwähnte „Ungeld", und richteten eine kommunale Finanzverwaltung ein. Vom Jahre 1112 berichtet der Chronist: coniuratio pro libertate facta est, eine Schwurvereinigung im Interesse der Freiheit ist geschlossen — diese wenigen Worte scheinen von großer Bedeutung zu sein, näheres wissen wir allerdings nicht, doch wurde offenbar planmäßig der Kampf um Erweiterung der städtischen Rechte aufgenommen. Von wem aber? Wer stand an der Spitze? Sollte das erzbischöfliche Ernennungsrecht der Schöffen in ein Wahl- und Kooptationsrecht des Schöffenkollegiums verwandelt oder etwa das Stapelrecht im selbstsüchtigen Interesse der führenden Kaufmannsfamilien neu geordnet werden? Schon Ende des 11. Jahrhunderts nämlich zählte man in Köln 600 „reiche"

Kaufleute — auch anderwärts hatten sich bereits damals beträchtliche Vermögensunterschiede unter den Bürgern herausgebildet —, und die „Reichen" schlossen sich
Richerzeche im 12. Jahrhundert zu einer Körperschaft zusammen, zur „Richerzeche". Diese griff in die Verwaltung der Stadt ein, übte die Markt- und Straßenpolizei aus, erlangte Anteil an der Handelsgerichtsbarkeit und beaufsichtigte die Handwerker — alles dies sahen die Erzbischöfe zunächst nicht gerade als unmittelbaren Eingriff in ihre Rechte an. Schon 1149 führt die städtische Behörde ein Siegel, wohl das älteste Stadtsiegel in Deutschland.[1]

Immer mehr freie oder frei werdende Bürger zogen nach Köln, und neben dem von alters her betriebenen Handel erlangte das Gewerbe größere Bedeutung. Der rein städtische Interessenkreis wuchs also, und damit steht es offenbar im Zusammenhang, daß die Richerzeche (über deren Entwicklung manches noch unklar ist) schon um 1200 durch einen aus Patriziern, d. h. aus einer Anzahl angesehener
Der Rat Familien, besetzten Rat abgelöst wurde. Die schon erwähnte, seit 1180 beginnende neue Ummauerung ist für die weitere Entwicklung der städtischen Selbständigkeit sicher von nicht geringer Bedeutung gewesen, doch kam dabei die große Masse der Bürger zunächst nicht in Betracht, weil die reichen Kaufleute anfangs allein den maßgebenden Einfluß besaßen. Als das getreue Abbild eines solchen
Die Großkaufleute Kölner Großkaufmanns, dessen Klugheit, Tatkraft und Weltgewandtheit die Stadt ihre Blüte verdankte, kann der Held des um 1230 von Rudolf von Ems (einem Schüler Gottfrieds von Straßburg) verfaßten Epos „Der gute Gerhard" gelten, das die überaus angesehene Stellung der reichen Kaufherren des 13. Jahrhunderts bezeugt. Gerhard, der einzige Großkaufmann der mittelalterlichen Sage, meint recht bezeichnend, selbst für eine Königstochter wäre es nicht das schlimmste Los, durch Vermählung mit einem Kölner Kaufmannssohn ein „riches koufwîp" zu werden. Immer mehr städtische Ämter erwiesen sich bei der Weiterentwicklung der Stadtverwaltung als notwendig, darunter das in Köln zuerst (1228) erwähnte
Stadtschreiber besoldete Amt der Stadtschreiber, sie waren besonders als Gesandte tätig und als Kanzleibeamte, also auch bei den wichtigen Schreinsbüchern (s. S. 233), beschäftigten sich häufig mit Abfassung von Chroniken, wurden bald einflußreich und hießen daher wohl die „Augen" der Stadt.

Gegen die Herrschaft jener reichen Handelsgeschlechter wandte sich dann nicht nur der Erzbischof, sondern auch die niedere Stadtbevölkerung, meist Handwerker, die, in

[1] 1271 kam ein neues in Gebrauch mit der berühmten Umschrift: Sancta Colonia Dei gratia Romanae ecclesiae fidelis filia = Heiliges Köln, durch Gottes Gnade der römischen Kirche treue Tochter.

33. Innenansicht des Domes

Aufn. Hermann Janſen, Köln

34. Abendanſicht

(Aus „Die Schöne Heimat. Bilder aus Deutſchland". Verlag von Karl Robert Langewieſche, Königſtein i. Taunus)

Zünften vereinigt und militärisch organisiert, nach Unabhängigkeit von den Geschlechtern der Handelsaristokratie strebten.[1] Zuerst unter allen rheinischen Städten hat sich in Köln 1216 oder kurz darauf bereits ein Streit zwischen den Zünften und der leitenden Stadtbehörde erhoben, näheres wissen wir nicht. Damals saß auf dem erzbischöflichen Stuhle Engelbert der Heilige, dessen großartige Tätigkeit wohl den Höhepunkt guter geistlicher Verwaltung bildet: nie war der Landfriede und der Handel so gesichert am Niederrhein, wo seit 1180, dem Sturze Heinrichs des Löwen, der Inhaber des Kölner Erzstifts als Herzog von Westfalen der mächtigste Landesherr war. Kräftig griff Engelbert in die städtischen Wirren ein, ließ die Zünfte 4000 (nach jetzigem Geldeswerte 800000) Mark Buße zahlen — die Summe ist für ihren Wohlstand recht bezeichnend — und ordnete sie den Geschlechtern unter. Er war eine Herrschernatur mit dem Mute eines Löwen, dabei leutselig und von Herzensgüte, seinen Tod — ein unbotmäßiger Verwandter erschlug ihn 1225 — hat Walter von der Vogelweide in rührenden Versen beklagt.

Emporkommen der Zünfte

Engelbert der Heilige

Zehn Jahre nach der Ermordung Engelberts fand in Köln eine Feier statt, die man als den Abschluß der ersten wirtschaftlichen und politischen Entfaltung des Bürgertums betrachten kann. Des Stauferkaisers Friedrichs II. Braut nämlich, die englische Prinzessin Isabella, hielt ihren Einzug, begleitet von vielen englischen und lothringischen Großen. Scharen von festlich gekleideten Bürgern zogen ihr entgegen, manche auf kunstvoll gebauten Schiffen, die das Verhältnis zwischen England und Köln versinnbildlichen sollten. Sie waren auf Räder gestellt und wurden von Pferden gezogen, die unter wogenartig wallenden seidenen Decken einherschritten, während vom Verdeck herab Jubellieder ertönten. Freskogemälde in einem Saale des Gürzenichs (s. S. 230), der deshalb der Isabellensaal heißt, erinnern noch heute an diese Tage des Glanzes.

Einzug der Kaiserbraut 1235

[1] Schon in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts, als die Städte zum erstenmal im politischen Leben hervortraten, gab es in Köln Zünfte. Unter allen vollgültigen Zunftbriefen, die wir besitzen, ist der älteste ein Wormser von 1105, der zweitälteste ein Würzburger von 1128, der drittälteste die Kölner Urkunde von 1149 für die textores culcitrarum pulvinarium, d. h. für die Weber von Bettbezügen, sie treten zusammen und bilden eine Genossenschaft, um einen trockenen Verkaufsplatz auf dem Markte zu erwerben. Im 14. Jahrhundert gab es etwa 50 öffentlich anerkannte Zünfte in Köln, darunter drei nur aus Frauen bestehende, nämlich die der Garnmacherinnen, der Gold- und der Seidespinnerinnen, eine verhältnismäßig große Zahl von Zünften bot den alleinstehenden Frauen Gelegenheit, zum Teil mit gewissen Beschränkungen, durch gewerbliche Tätigkeit ihren Lebensunterhalt selbst zu verdienen. Viele Namen von Frauen sind überliefert, die das Seidengewerbe betrieben, darunter waren auch Angehörige der bessergestellten Kreise; die Zunft muß also eine angesehene gewesen sein.

Kirchen im romanischen Stil

Schon damals besaß Köln so viele herrliche Kirchen wie keine andere Großstadt. St. Maria im Kapitol ward 1019 eingeweiht, der jetzige östliche Langchor von St. Gereon mit den beiden gewaltigen Türmen 1190 und 1191, das berühmte westliche Zehneck mit den Strebebogen als erstem Zeugnis kölnischer Gotik entstand 1209–77 durch Überhöhung des alten römisch-fränkischen Baues; Groß-Sankt-Martin, dessen vier achtseitige Treppentürme jetzt neben dem Dome das Stadtbild am Rhein beherrschen, erhielt den prachtvollen Ostteil im ersten Drittel des 13. Jahrhunderts neben dem älteren romanischen Langhause; der Umbau der St.-Pantaleons-Kirche, in der die griechische Kaiserstochter Theophanu, Ottos II. Gemahlin, ruht, erfolgte im Beginn des 13. Jahrhunderts, ebenso der Neubau der schon gegen 1030 vollendeten, 1199 niedergebrannten Apostelnkirche, die ein unübertroffenes Muster einer gewölbten romanischen Kirche mit reicher Gliederung der Innenwände durch Säulen, Nischen, Galerien und Gänge wurde und sich durch zauberhaft strahlende goldige Glasmosaik auszeichnet. Im Kreise dieser prächtigen, durch eigenartige Chorbauten hervorragenden Kirchen mußte der Hildebaldsche Dom gar dürftig und altmodisch erscheinen. Die Fehden zwischen Erzbischof und Bürgern minderten nicht etwa die kirchliche Begeisterung und die fromme Opferwilligkeit; gesteigert wurde sie durch den stolzen Unternehmungsgeist der Stadt. Diese Stimmungen, und nicht der zufällige Brand des alten Domes, gaben den Antrieb zum Bau eines neuen, den schon Erzbischof Engelbert geplant hatte.

Sein zweiter Nachfolger, der tatkräftige, hochbegabte und ehrgeizige Konrad von Hochstaden, erneuerte den vorübergehend verblichenen Glanz des Erzstifts und legte am 15. August 1248 unter dem Jubel der Bürgerschaft und im Beisein

Grundsteinlegung zum Dom

vieler geistlicher und weltlicher Großen den Grundstein zum Neubau des Domes, nachdem dessen östlicher Chor unter mannigfachen Gefahren abgebrochen worden war; die übrigen Teile wurden noch bis ans Ende des Mittelalters beim Gottesdienste benutzt.[1] Die Feier kann als Markstein in der Geschichte des Erzbistums gelten. Der Schöpfer des großartigsten Wunderwerkes gotischer Baukunst war

Gerhard von Rile

Gerhard von Rile, ein Bierbrauerssohn aus Köln, der erste Dombaumeister. Er folgte den Anregungen der französischen Frühgotik (Paris bildete im 13. Jahrhundert den Mittelpunkt aller Kulturtätigkeit) und war höchstwahrscheinlich mehrere

[1] Als Material beim Bau des Domes diente drei Jahrhunderte lang der jungvulkanische Trachyt des Siebengebirges, den schon die Römer verwendet hatten, namentlich des bekannten Drachenfelsgipfels; die landschaftliche Schönheit wurde schließlich durch die Steinbrüche so beeinträchtigt, daß vor einigen Jahrzehnten ein Verein zur Rettung des Siebengebirges ins Leben trat.

Jahre an dem 1240 begonnenen Bau der Kathedrale von Amiens tätig. Denn die in Köln zunächst allein ausgeführte fünfschiffige Choranlage stimmt mit der in Amiens unzweifelhaft überein. Gerhard entwarf den Plan des Kölner Domes mit dem Kranze von sieben Kapellen, dem stattlichen Querhaus und wahrscheinlich dreischiffigen Langhaus und der Doppelturmfassade. Schon 1297 konnte Gottesdienst in den Kapellen um das Hochchor gehalten werden. Als aber der Kampf des Erzbischofs mit den Bürgern begann und die kirchliche Opferwilligkeit schwand, da nahmen auch die Dombaugelder ab. Im Beginn des 14. Jahrhunderts bildete sich deshalb die Petersbrüderschaft, eine Art von Dombauverein, natürlich in mittelalterlichen Formen. Dadurch war einstweilen das Schicksal des Riesenbaues, der die menschlichen Kräfte zu übersteigen schien, entschieden. Seit der Weihe des im Feuer bunter Glasfenster strahlenden Chores, das dann als einzig vollendeter Teil des Domes 500 Jahre zum Gottesdienste benutzt worden ist, seit 27. September 1322, ruhte der Meißel am Dome fast vollständig. Der Südturm, auf den man schließlich alle noch verfügbaren Mittel verwandte, konnte erst 1437 die Glocken aufnehmen. Seitdem ward der große Arm des Domkranen auf dem Turme für lange das Wahrzeichen Kölns und ein sichtbarer Beweis dafür, daß man noch an Weiterbau dachte. Die letzte Arbeit des Mittelalters am Dom war die Einfügung der herrlichen Glasgemälde in die Fenster des nördlichen Langhauses 1509.

Vorläufiger Abschluß des Dombaues

Der Kampf zwischen Bürgern und Erzbischof brach bald nach 1248 aus, als Konrad von Hochstaden, um den Handel, die Quelle des Wohlstandes der Geschlechter, zu schädigen, minderwertige Münzen schlagen ließ und einen Zoll in Neuß unweit von Köln erhob. Gegen beide Maßregeln verwahrten sich die Geschlechter unter Drohungen, und die Klingedanks überfielen aus persönlichem Anlaß einen Verwandten des Erzbischofs. Da verließ dieser die Stadt, sagte ihr die Fehde an und begann die Belagerung. Die Bürger hielten jedoch im Bunde mit dem benachbarten Grafen von Jülich so tapfer aus, daß Konrad schließlich einen Vergleich durch Schiedsspruch anbot. Der wegen seiner erstaunlichen Kenntnisse in der Naturwissenschaft als Hexenmeister geltende Dominikaner Albertus Magnus, der Lehrer des berühmten Thomas von Aquino, ein logisch geschulter, ruhigdenkender Mönch, ward zum Schiedsrichter gewählt, erklärte 1252, der Erzbischof habe sich Übergriffe zuschulden kommen lassen, und empfahl Frieden zwischen der Stadt, der eine gewisse Aufsicht über die Münzprägung zugestanden wurde, und dem Erzbischof, der von den Zollplackereien abzulassen versprach. Doch bald erneuerten sich die Zwistigkeiten zwischen beiden Gewalten, und abermals wurde Albertus nebst anderen zum Schiedsrichter angerufen. Nicht weniger als 53 Be-

Kampf zwischen den Bürgern und Erzbischof Konrad von Hochstaden

Wiederholter Schiedsspruch

schwerdepunkte machte der Erzbischof geltend gegen die Geschlechter im besonderen, die er mit den Zünften verfeinden wollte, und gegen die Stadt im allgemeinen; diese ihrerseits erhob 21 Beschwerdepunkte gegen den Erzbischof. 1258 erging der große Spruch des Schiedsgerichts, der berühmte Freiheitsbrief der stadtkölnischen Verfassung. Der Dominikaner suchte rücksichtsvoll die beiderseitigen Interessen zu wahren und erklärte: zwar gebühre dem Erzbischof die geistliche und weltliche Obergewalt in der Stadt, doch Schöffen und Bürgermeister bestünden auch zu Recht.

Bald bekämpften sich Stadt und Erzbischof nicht mehr mit Rechtsgründen, sondern mit offener Gewalt und schließlich mit Verrat und Tücke. Konrad von Hochstaden verbündete sich insgeheim mit den Zünften, die bereits wichtige städtische Ämter erhalten hatten, nahm die führenden Personen aus den Geschlechtern hinterlistig gefangen und bezwang Köln — die letzte Tat seines an Fehden reichen Lebens. Vergeblich versuchten die Geschlechter 1260, die Herrschaft wiederzugewinnen. Zuerst mit ihnen, dann mit den Zünften trieb Erzbischof Engelbert II. ein verräterisches Spiel, machte sich daher beide Parteien zu Gegnern und mußte nach schweren, in der Überlieferung[1] mannigfach ausgeschmückten Kämpfen einen Vertrag schließen. Nach 16 Jahren erneuerte sich der Kampf, und neben den bergischen Bauern gaben die unter dem Patrizier Overstolz heranziehenden kölnischen Bürger den Ausschlag: auf der weiten sumpfigen Heide bei Worringen nördlich von Köln fiel 1288 die endgültige Entscheidung zugunsten der Stadt; sie wurde für immer von der Herrschaft des Erzbischofs befreit, dem nur dem Namen nach die Oberhoheit blieb, und die Geschlechterherrschaft war für die nächste Zeit besiegelt. Köln galt tatsächlich als freie Reichsstadt, die formelle Anerkennung erfolgte erst 1474. Die neuen Mächte der bürgerlichen Freiheit hatten über die alten, geschichtlich verbrieften Rechte den Sieg davongetragen. Daß Köln sich zu einem Stadtstaate entwickelte, wie Venedig und Florenz, oder auch nur ein Landgebiet

Niederlage des Erzbischofs

[1] Gottfried Hagen schildert in seiner um 1280 entstandenen Reimchronik vor allem die Charaktere der Bürger so, daß wir noch jetzt, nach 6½ Jahrhunderten, ihr Lieben und ihr Hassen mitfühlen können. Das 13. Jahrhundert kannte noch nicht den sachlichen Rechtsstreit mit Urkunden aus einer oft weit zurückliegenden Vergangenheit, nicht in schriftlicher Überlieferung wie heutzutage, sondern in mündlicher Vererbung von Geschlecht zu Geschlecht pflanzte sich Rechtsgewohnheit und Rechtsanspruch fort, und der persönliche Einfluß entschied, wie sich gerade aus den Schilderungen der Reimchronik Hagens ergibt. Lehrreicher über das innere Verhältnis zwischen einer bischöflichen Gewalt und einer Stadt sind die wertvollen Überlieferungen, die wir aus Konrads von Hochstaden Zeit besitzen. Im allgemeinen haben wir über keine der älteren Großstädte eine so umfangreiche, bedeutsame und gut bearbeitete Überlieferung wie über Köln.

erwarb, wie Nürnberg, das hinderten der Erzbischof und die benachbarten Fürsten, doch weder diese noch jener vermochten Köln zum Mittelpunkte eines Staates zu machen etwa in der Art, wie es später mit Berlin, Wien, Prag und Breslau geschah.

Neue, weitreichende Handelsbeziehungen wurden angeknüpft und steigerten die Ausfuhr kölnischer Erzeugnisse, unter denen die der Weber besondere Berühmtheit erlangten. Daher suchten diese den stolzen Geschlechtern einen Anteil an der Verwaltung abzuringen und unternahmen 1370 einen erfolgreichen Vorstoß. Aber wegen ihres Hochmutes gegenüber den anderen Zünften gelang es schon nach zwei Jahren dem Rate in der blutigen Weberschlacht, seine Herrschaft über alle Zünfte wiederzugewinnen. Trotzdem kämpften diese gemeinsam mit ihm wenige Jahre später gegen den Erzbischof, als er abermals die Stadt in seine Gewalt zu bringen suchte. Nachdem dies vereitelt war, erneuerten sich die Zwistigkeiten zwischen Rat und Zünften: da errangen diese 1396 einen unblutigen Sieg und begründeten durch den „Verbundbrief" eine neue demokratische Verfassung. Nur Mitglieder einer Zunft können fortan dem Rate angehören, alle Bürger müssen sich daher bei einer der 22 Zünfte einschreiben lassen, unter denen die Weber nach wie vor die angesehenste Zunft bilden. Die Zünfte wählen 36 Ratsherren unmittelbar, diese 36 wählen ihrerseits 13 dazu, die 49 Ratsherren bestimmen dann die 2 Bürgermeister. Alle Ratsherren erhielten Wein aus dem Ratskeller geliefert und außerdem nach jeder Sitzung ein „Ratszeichen" eingehändigt, ein Trinkgeld in eigentlicher Bedeutung, weil es gegen Wein einzutauschen war. Auch nach dieser Neuordnung blieben innere Zwistigkeiten nicht aus. Erst 1512 wurde der letzte große Streit um die Stadtherrschaft zwischen Rat und Zünften ausgefochten: diese setzten durch, daß keine willkürlichen Verhaftungen und keine geheimen Sitzungen stattfanden, daß dem „Klüngel" ein Ende gemacht und daß die Finanzen streng beaufsichtigt wurden.

Rat und Zünfte

Umgestaltung der Stadtverfassung

Das Selbstgefühl der Kölner Bürger zeigte sich nach außen namentlich in dem kühlen Verhältnis, in dem sie von Anfang an zur Hansa standen, weil schon vor deren Anfängen die niederrheinischen Handelsverbindungen der Stadt geregelt waren. In Köln wurde 1367 der Hansatag abgehalten, der den Krieg gegen Dänemark und Norwegen beschloß (zur Erinnerung daran gibt es noch jetzt einen „Hansasaal" im Rathause). Weil die Stadt in ihrer auswärtigen Politik selbständig vorging, ward sie 1470 aus der Hansa förmlich ausgeschlossen und erst nach sechs Jahren durch Vermittlung des Kaisers, an den sie sich gewandt hatte, wieder aufgenommen. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts machte

Beziehungen zur Hansa

Heinrich Sudermann († 1591), Sohn eines Kölner Bürgermeisters, anfangs im Auftrage seiner Vaterstadt, dann als Syndikus der Hansa vergebliche und mit Undank belohnte Anstrengungen, um den Niedergang der Hansa aufzuhalten.

Finanzen

Das starke Selbstbewußtsein der Kölner erklärt sich auch aus der günstigen Finanzlage der Stadt, über die außerordentlich genaue und für den Unterschied zwischen einer mittelalterlichen und einer jetzigen Großstadt sehr bezeichnende Angaben aus dem 14. und 15. Jahrhundert vorliegen. Der Umsatz der Stadt betrug 1368 nach der Kaufkraft unseres Geldes 37 Millionen Mark – beinahe ein Viertel des gesamten Umsatzes der Hansa – und stieg bis 1464 auf 210 Millionen. In dem ziemlich friedlichen Jahre 1379 mußte Köln 82 v. H. aller Ausgaben auf das Kriegswesen und die auswärtigen Beziehungen verwenden, die Fleischsteuer ergab in diesem Jahre etwa 20, die Wein- und die Tuchsteuer je 10, die Mehlsteuer 5 v. H. aller Einkünfte, sie stiegen dann im letzten Viertel des 14. Jahrhunderts fast um das Dreifache.

Städtische Bauten

Das durch solchen Reichtum gesteigerte Selbstgefühl offenbarte sich auch auf dem Gebiet der öffentlichen Bauten. Als ein in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts im gotischen Stil erbautes prächtiges Rathaus bald (wahrscheinlich 1349) durch Brand zerstört war, errichtete man sofort ein neues, und es erhielt 1407–14 seinen Hauptschmuck durch den Rathausturm, eines der schönsten Profanwerke der Kölner Gotik, es sollte den 1396 von den Zünften über die Patrizier erfochtenen Sieg verherrlichen. Neben dem Rathaus entstanden viele andere monumentale städtische Gebäude, die dem Handel und Verkehr sowie der Geselligkeit dienten.

Gürzenich

Besonders berühmt geworden ist der Gürzenich, 1441–47 erbaut als „unsrer Herren Tanzhaus". Es hatte nämlich bis dahin an Repräsentationsräumen für die Stadt gefehlt, und die vornehmen Kölner Feinschmecker konnten zu ihrem Leidwesen sich der Schlemmerei nur in weit über die Stadt hin verstreuten, kleinen und unschönen Räumen hingeben. Da kaufte der Rat das der Familie Gürzenich gehörige Kaufhaus und ließ seit 1441 oben und unten je einen großen, prächtigen Festsaal für etwa 80000 Gulden – in unserem Gelde 900000 Mark – erbauen. Der obere, zu dem früher eine offene Treppe hinaufführte, war 60 m lang und hatte an Umfang in den damaligen Großstädten nicht seinesgleichen, 1821 wurde er beim zweiten rheinischen Musikfest gewissermaßen zum zweitenmal eingeweiht und erhielt 1857 bei einer Wiederherstellung die heutige prächtige Ausstattung, bis auf die alten Kamine. Er ist noch jetzt einer der ehrwürdigsten Zeugen kölnischer und überhaupt rheinischer Geschichte geblieben. Im Gürzenich fand seit etwa 1450 bis zum Ende des Jahrhunderts

(seitdem ward er besonders als Kauf- und Lagerhaus benutzt) das ausgedehnte Genußleben der Bürger einen Mittelpunkt. Nicht wenige Festessen und Imbisse veranstaltete der Rat, und zwar mit eigenem Trink- und Tafelgeschirr und eigenen guten Weinen (der Stadtkoch stolzierte in städtischer Uniform, und sein Jahresgehalt betrug z. B. die Hälfte dessen, was ein Organist erhielt). Ein eigenartiges Frauenfest war die Johannisfeier: Weiber und Mädchen zogen am Abend zum Rhein, warfen Blumen in den Strom und schöpften Wasser, das am Johannisabend als besonders heilkräftig galt. Bei dieser Feier spielte das Wasser eine große Rolle, bei allen sonstigen städtischen Festen der Wein, überhaupt bei der kölnischen Geselligkeit, die das Sprichwort aufkommen ließ: Wat der Mann verdeent, versüff dat Wiep. Sehr zahlreich waren die Weinstuben, 1441 gab es ihrer nicht weniger als 248. Hier strömten auch viele Handwerker abends zusammen, weil die Arbeit bei Licht oft verboten war, und trieben besonders viel Karten- und Würfelspiel. Auch die Zunftstuben standen ihnen zur Verfügung, wenn sie mit Handwerksgenossen ihre und der Stadt Angelegenheiten erörtern wollten. Bei den oft ungezügelten Leidenschaften der großen Menge war namentlich nachts strenge Sicherheitspolizei nötig. Zwölf berittene Nachtwächter gab es in Köln, jüngere Bürger auch aus den angesehensten Geschlechtern, unter Umständen durften sie Söldner verwenden. 1492 ward die Polizeistunde für die Trinkstuben auf neun, später auf zehn Uhr festgesetzt. Wer sich nach elf ausnahmsweise noch blicken ließ, mußte eine Laterne bei sich führen. Bei Auflauf, Schlägereien usw. wurden die Straßen an besonders bedrohten Punkten durch Ketten gesperrt, und jeder Bürger erhielt für diesen Fall besondere Vorschriften (ähnlich wie jetzt die Wehrpflichtigen für eine Mobilmachung).

Johannisfeier

Wirtshausleben

Wenden wir uns wieder zur Betrachtung der Baudenkmäler, so ist zuerst das prächtige, fälschlich so genannte Overstolzenhaus in der Rheingasse zu erwähnen, ein von starken Mauern umschlossenes, mit engen Eingängen und kleinen vergitterten Fenstern im Untergeschoß versehener burgähnlicher bürgerlicher Palast in der Weise des 13. Jahrhunderts, der zu den ältesten erhaltenen deutschen Steinhäusern gehört. Im 14. Jahrhundert gab es schon mehrere stolze Paläste der Handelsherren, mit Wänden aus festen Hausteinen, Statuen, ragendem Giebel, Türmen und Erkern, in der Regel waren aber damals die Häuser auch in Köln noch aus Holz gebaut, und auch hier kamen trotz sorgfältiger Ordnung des Löschwesens ziemlich oft Brände vor, weil die Straßen (wie noch jetzt namentlich die Hohestraße und die Schildergasse zeigen) gerade so schmal wie in anderen Großstädten waren. Bereits im 15. Jahrhundert bürgert sich ein Grundriß des köl-

Baukunst

nischen Hauses ein: im Vorhaus befindet sich eine hölzerne Wendeltreppe und der Kellerzugang mit den Holzbalken, um die man beim Herablassen der Fässer das Seil windet; eine breite Tür dient zum Befördern der Waren, eine schmale als Hauseingang.

Malerschule

Mit zunehmendem Wohlstand begann in Köln seit der Mitte des 14. Jahrhunderts die Blüte der altkölnischen Malerschule. Ihre äußere Geschichte liegt zum Teil noch im Dunkel, und auch über den Begründer des neuen Stils, den Meister Wilhelm, gehen die Meinungen noch immer auseinander. In der Limburger Chronik zum Jahre 1380 wird von ihm gerühmt: „Der was der beste Maler in Dutschen Landen, als he wart geachtet von den Meistern, want he malte einen iglichen Menschen von aller Gestalt, als hette er gelebet." In solcher Weise ist niemals vorher in der mittelalterlichen Geschichtschreibung eines deutschen Malers gedacht worden. Doch bestehen Zweifel, welche Gemälde wirklich von diesem Meister Wilhelm herrühren, und ob gerade seine Gestalten „verkörperte Ideale bürgerlich frohen und zugleich frommen Denkens" sind. Vielleicht ist der Name

Meister Wilhelm

„Meister Wilhelm" nur als Sammelbegriff zu betrachten, der den Übergang von der mittelalterlichen Gebundenheit zu größerer Freiheit, namentlich zu tieferem Erfassen des Seelenlebens, bezeichnet. Jedenfalls fand das religiöse Ideal der Zeit seinen reinsten und tiefsten Ausdruck in den Heiligengestalten der Kölner Malerschule mit dem eigentümlich sanften, ernsten und doch glückseligen Ausdruck. Das Weltliche zeigt sich nur in der Pracht der köstlich ausgeführten Gewänder und der wunderbar leuchtenden Farben. Als eine seelenvolle, treuherzige, echte deutsche Kunst kann die Kölnische Malerei bezeichnet werden. Ihr berühmtestes Werk,

Dombild Lochners

zugleich das bedeutendste mittelalterlicher Malerei überhaupt, ist das Dombild — ursprünglich befand es sich in der Ratskapelle — Stephan Lochners, der seit 1440 in Köln lebte und auch Ratsherr wurde, ein dreiteiliges Altarbild von feierlicher Größe: in der Mitte beten die mit herrlichen Gewändern bekleideten Heiligen Drei Könige die in niederländischer Tracht abgebildete Jungfrau Maria mit dem Kindlein an, auf dem linken Seitenflügel ist die heilige Ursula, auf dem rechten St. Gereon mit seinem ritterlichen Gefolge dargestellt; alle die vielen großen Gestalten sind sehr wirkungsvoll gruppiert und die Köpfe realistischer als in der ältesten Kölnischen Malerei. Das Bild, das Albrecht Dürer auf seiner Reise nach den Niederlanden 1520 bewunderte (auch auf Goethe machte es großen Eindruck), ist das prunkvolle Gegenstück zu desselben Meisters lieblicher Madonna im Rosenhag und lebensvoller Madonna mit dem Veilchen, deren Kopf zum erstenmal in der Kölner Malerei einen ganz persönlichen Zug zeigt. So tritt bei Lochner, der

von dem früher üblichen Goldgrunde allmählich abgeht und bereits Landschaften mit Städten wiederzugeben anfängt, ein Wirklichkeitssinn in der Weise der Niederländer hervor. Ende des 15. Jahrhunderts begann dann in der Kölner Malerschule ein so starker Stimmungswechsel wie sonst nirgends in Deutschland: Lochners verklärte Gestalten zerflossen vor einer hausbackenen Wirklichkeitskunst, und auch auf fast allen anderen Lebensgebieten machte sich der Einfluß der niederländischen Städte geltend, mit denen Köln in mannigfachen Beziehungen stand. Da die Bürger in der Stiftung von Heiligenbildern wetteiferten, so zählte die Malergilde außerordentlich viele Mitglieder, deren Namen zum großen Teil in den Schreinsbüchern überliefert sind (nur die wenigsten lassen sich mit bestimmten Bildern in Verbindung bringen) und deren Mehrzahl in der Schildergasse wohnte (dieser Name ist geblieben), wo auch das Zunfthaus stand; die schiltaere rechnet Wolfram im Parzival zu den besten Malern. Infolge der gegen die Lehrlinge geübten Strenge, die sogar Albrecht Dürer zu seinem Leidwesen erfuhr, wurden die Gemälde mit solcher Gründlichkeit ausgeführt, daß sie allen schädlichen Einwirkungen widerstehen konnten und wenig an Leuchtkraft einbüßten.

Lochners Bedeutung

Stimmungswechsel in der Malerschule

Köln war im 15. Jahrhundert in jeder Beziehung eine der stolzesten und prächtigsten Großstädte, »eyn kroyn boven allen steden schoyn«, so daß es damals hieß: Qui non vidit Coloniam, non vidit Germaniam (Wer Köln nicht sah, sah Deutschland nicht). Der oben (S. 38) erwähnte weitgereiste Italiener Enea Silvio meinte in der Mitte des 15. Jahrhunderts, keine europäische Stadt könne sich an Großartigkeit mit Köln messen, und spätere Schriftsteller werden nicht müde, dies Urteil zu wiederholen. 1505 verfaßte ein Humanist Buschius ein lateinisches Lobgedicht auf die Stadt, die von ihm als amplissima und clarissima (umfangreiche und hochberühmte) gepriesen wird.

Köln eine der prächtigsten Großstädte des 15. Jahrhunderts

In den inneren und äußeren Kämpfen der Reformationszeit spielte Köln von Anfang an eine bedeutende Rolle. Seit der Zeit des obenerwähnten Albertus Magnus (1193–1280) herrschte hier sehr reges wissenschaftliches Streben, und es führte 1389 zur Gründung einer Universität. Sie wurde die von den Dominikanern beherrschte Hochburg des Scholastizismus, geriet aber, wie die meisten übrigen, seit der Mitte des 15. Jahrhunderts in Verfall, und ihm vermochte auch die sehr beschränkte Reform, die man versuchte, nicht zu wehren. Als eifrigste Gegnerin des Humanismus tat sich die Kölner Universität im Beginn des 16. Jahrhunderts bei den Streitigkeiten mit Reuchlin hervor. Weil diese immer weitere Kreise zogen, konnte der Rat der Stadt nicht neutral bleiben, sondern erklärte sich für die „Dunkelmänner". Zweimal wurde dann in Köln der Versuch unter-

Die Kölner Universität Gegnerin des Humanismus

nommen, die Reformation einzuführen, zuerst 1540 durch den Erzbischof Hermann von Wied (vom Papste gebannt und von den Schmalkaldenern im Stiche gelassen, trat er zurück), sodann 1582 vom Erzbischof Gebhard Truchseß von Waldburg wegen seiner Neigung zur Gräfin von Mansfeld. Doch nach längeren Kämpfen, bei denen Spanien und Holland willkürlich das Reichsgebiet verletzten, kam das Erzstift an den Sohn des Herzogs von Bayern. Seitdem wurde es bis 1761 stets von den Wittelsbachern besetzt, und das „heilige" Köln blieb Vorort der Gegenreformation in Niederdeutschland. Die Universität gehörte zu den ersten, bald gutbesuchten Lehrstätten der Jesuiten. Wie in Wien und München, so erhielt in Köln ein ständiger Nuntius seinen Sitz, um die Durchführung der Tridentiner Beschlüsse zu überwachen und die Bischöfe zu beaufsichtigen.

Köln Vorort der Gegenreformation

Die inneren und zum Teil auch die äußeren Verhältnisse der Stadt im 16. Jahrhundert sind aus den 1561 begonnenen und bis 1587 peinlich genau geführten Aufzeichnungen Hermanns von Weinsberg[1] ersichtlich; ein kleinlicher, engherziger Geist durchzieht das ganze Buch, das mit behaglichster Breite das Privatleben schildert, und er ist aus Köln nicht wieder gewichen bis zum Untergang der Reichsherrlichkeit zur Zeit Napoleons. Aus dem 16. Jahrhundert stammt der größte Teil derjenigen alten Bürgerhäuser, die noch jetzt äußerlich ziemlich unverändert geblieben sind; eigenartig darin ist eine in die Diele eingebaute Wendeltreppe. Zu den bedeutendsten Werken der Renaissance in Köln und zu den prächtigsten städtischen Gebäuden gehört die Vorhalle des Rathauses, die 1569–1573 errichtet wurde. Gerade bei diesem Bauwerke sind künstlerische Anregungen von den Niederlanden her unverkennbar, deren Einfluß auf die Malerei bereits hervorgehoben wurde. Doch in Köln erlahmte das selbständige Kunstschaffen bald, soweit es nicht in unmittelbarer Verbindung mit der Kirche stand, und der noch im 15. Jahrhundert streng untersagte Handel mit fremden Bildern begann. Als im 17. Jahrhundert der kunstbegeisterte Kölner Bürger Jabach der Peterskirche ein wertvolles Gemälde stiften wollte, wandte er sich an Rubens (der in Siegen geboren ward, von dort zog die Familie nach Köln), und dieser malte die Kreuzigung Petri.

Buch Weinsberg

Die Künste im 16. Jahrhundert

Nach dem Dreißigjährigen Kriege verfiel Köln, die ehedem so prächtige Großstadt, mehr und mehr offenkundigem Niedergange, und die kirchliche wie die

[1] Er war 1518 in Köln geboren, studierte an der heimischen Universität, wurde Advokat, gelangte zu Ansehen und durch seine Vernunftheiraten zu Vermögen, bekleidete (wie der Vater, ein Färber, dann ein Weinhändler) mehrfach städtische Ämter und ward auch Mitglied des Rates – ein Alltagsmensch durch und durch, der seine kleine Welt mit großer Selbstgefälligkeit betrachtet.

städtische Verwaltung rostete allmählich ein. Mitte des 17. Jahrhunderts zählte die Stadt etwa 30000 Einwohner, halb soviel als zur Zeit ihrer einstigen Größe. Die Hauptquelle für Kölns wirtschaftliche Blüte, der Eigenhandel mit England, war vernichtet, an den neuen Formen und Wegen des deutschen Handels hatte die Stadt keinen Anteil, für den Verkehr der nächsten Umgebung aber behielt sie stets große Bedeutung, und der damit zusammenhängende behagliche, wenn auch kleine Wohlstand täuschte über den Umfang des unaufhaltsamen Verfalls, dessen gewöhnliche Schilderungen wohl übertrieben sind, sonst hätte Köln nicht während des Siebenjährigen Krieges (1756–63) etwa 200000 Franzosen beherbergen und außerdem seine Reichspflichten erfüllen können. Immerhin lagerte meist totenähnliche Stille schon seit dem beginnenden 18. Jahrhundert über der einst von so frischem Leben erfüllten Stadt, während der letzte wittelsbachische Erzbischof Klemens August (1723–1761) seinen Sommersitz in Brühl bei Köln zur Perle des Rokokos in den Rheinlanden gestaltete und die seit etwa 1500 zur ständigen Residenz gewordene freundliche Stadt Bonn vergrößerte und verschönerte, vor der dort begründeten Akademie trat dann die alte Universität in Köln ganz in den Hintergrund. Auch die Bautätigkeit erlahmte hier, und behagliche bürgerliche Zimmerausstattungen mit Stuck oder Täfelung, wie sie in Hamburg, Leipzig und anderen großen Handelsstädten des 18. Jahrhunderts häufig waren, gab es in Köln nicht. Auf Goethe machte 1774 nur der von dem Sammler und Kunstliebhaber Jabach 1598 ausgestattete Saal einen unvergeßlichen Eindruck. Zu Beginn der Französischen Revolution 1789 sollen unter 40000 Einwohnern 2500 Personen geistlichen Standes sich befunden und an den vielen Kirchentüren eine Menge Bettler feste ererbte oder erkaufte Plätze besessen haben.

Niedergang im 17. Jahrhundert

Gegen die von Frankreich eindringenden neuen Ideen konnte auch Köln sich nicht abschließen, viele begrüßten anfangs den Sieg der Revolution mit Jubel. Doch 1794 kam die einst so stolze freie Reichsstadt zum erstenmal in Feindeshand, und wie die anderen linksrheinischen geistlichen Gebiete ward auch das Erzstift Köln mit seinen 22 Städten als erobertes Land durch Abgaben aller Art belastet. Den Dom, an dem man seit Anfang des 16. Jahrhunderts, nachdem die farbenglühenden Glasmalereien in die Fenster des nördlichen Seitenschiffes eingesetzt worden waren, im wesentlichen nicht mehr gebaut hatte, behandelten die Franzosen als herrenloses Eigentum, plünderten ihn aus und schmolzen das Blei vom größten Teile des Daches sowie die Bronze von vielen Grabdenkmälern zu Kriegszwecken ein. Der Gottesdienst hörte 1796 gänzlich auf, und im folgenden Jahre benutzten einige tausend Kriegsgefangene die Holzausstattung zur Feuerung,

Folgen der Französischen Revolution

Der Dom eine Ruine

den Antrag des Aachener Bischofs, zu dessen Sprengel Köln gehörte, die Steinmassen abzutragen, lehnte Napoleon ab, wohl der Kosten wegen. So blieb der Dom jahrzehntelang eine vernachlässigte Ruine, durchflutet vom malerischen Lichte jener prächtigen Fenster.

Nach dem ersten Jubelrausche über die Befreiung vom „pfäffischen Despotismus" wurden die Kölner bald ernüchtert durch die ihnen auferlegten schweren Opfer. Segensreich erwies sich aber die französische Herrschaft deshalb, weil sie aus der Gleichgültigkeit aufrüttelte und zur Tätigkeit zwang; viele einzelne Verwaltungsmaßregeln bedeuteten einen großen Fortschritt, namentlich die Anlage eines Freihafens und eines Schlachthofes sowie die öffentliche Beleuchtung (235 Straßenlaternen wurden 1794 angeschafft, vorher gab es nur drei, weshalb sich jeder, der keine Handlaterne trug, von einem der in den Straßen stehenden Leuchtmänner hatte „heimleuchten" lassen müssen). Daher schauten viele Kreise der Bürgerschaft bewundernd und dankbar zu Napoleon empor und waren sehr wenig erfreut, als nach dessen Sturze 1815 die Rheinlande preußisch wurden und Köln

Wechsel der Herrschaft

zum sechstenmal einen Wechsel der Verfassungsform erlebte. Auf das Regiment der Erzbischöfe, die fast mehr Staatsmänner und Kriegshelden als Geistliche waren, folgte die Herrschaft der aristokratischen Geschlechter; sie wurde 1396 abgelöst durch die der demokratischen Zünfte; seit etwa 1600 ließ die streng katholische Regierung reicher Honoratioren die Stadt langsam verkümmern. Auf die in mancher Beziehung segensreiche französische Herrschaft folgte dann rasch die preußische, und diese liebte der Rheinländer anfangs sehr wenig. „Das kurz angebundene autoritätssüchtige preußische Wesen, die stramme preußische Ordnung sagten dem etwas leichtsinnigen rheinischen Volke nicht zu. Dann war das Volk fast ausnahmslos katholisch, während der Begriff Preußen den Begriff Protestantismus in sich schloß. Überdies kamen altpreußische Beamte in ansehnlicher Zahl ins Rheinland, um die Rheinländer regieren zu helfen, und das setzte natürlich

Unbeliebtheit der preußischen Regierung

böses Blut. Alle diese Dinge ließen die preußische Herrschaft am Rhein wie eine Art von Fremdherrschaft erscheinen, die, wie das fast immer der Fall ist, von Anfang an dem Gefühl der Eingeborenen widerstrebte. Im Laufe der Zeit sah man allerdings ein, daß die ehrliche und gut geregelte preußische Verwaltungsweise sehr große Vorzüge besaß." So schreibt ein Schüler des Kölner Marzellengymnasiums, der berühmte Deutschamerikaner Karl Schurz, in seinen Lebenserinnerungen. Der alte Bankier Schaaffhausen in Köln verglich den Übergang an Preußen mit der Heirat in eine arme Familie, und als Köln einige Zeit preußisch war, antwortete ein Stadtrat auf die Frage, worauf er am stolzesten

wäre: „Vor allen Dingen darauf, Bürger von Köln zu sein. Der Staat hat nie etwas für uns getan, es fehlte nur noch, daß er auch den Dom in eine andere Stadt verlegte." In Koblenz nämlich war der Sitz des Oberpräsidenten und des kommandierenden Generals, in Bonn die Universität, in Düsseldorf die Kunstakademie und in Aachen die Technische Hochschule.

Die Hoffnung, Köln würde unter preußischer Herrschaft bald seine alte Bedeutung für den Handel wiedergewinnen, erfüllte sich nur teilweise, weil die einst für die freie Reichsstadt ausschlaggebenden Handelsinteressen für Preußen nicht solche Bedeutung hatten, und weil Holland die Bestimmung des Wiener Kongresses, der Rhein solle frei sein jusqu'à la mer, in dem Sinne auffaßte: bis an (nicht bis in) das Meer und deshalb Zölle an der Mündung erhob, für Gewürze, Tee und Salz die Durchfuhr überhaupt verbot, erst 1831 bestimmte die Rheinschiffahrtsakte, bis in das Meer sei die Schiffahrt frei. Den rheinischen Verkehr dann zur möglichsten Entfaltung zu bringen und ihre Stadt zum Haupt-Handels- und Verkehrsplatz ganz Westdeutschlands zu machen — dies von Kölner Bürgern sehr eifrig erstrebte Ziel wurde allmählich erreicht. Die während der Befreiungskriege erwachte Begeisterung für den Rhein, „Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze", lockte immer größere Scharen in die „Stadt mit dem ewigen Dom". Wilhelm Grimm schreibt am 31. Oktober 1815: „Köln kommt mir jetzt als die einzige würdige Stadt vor, die ich kenne, schon der Eindruck, den der große Halbkreis mit seinen 100 Kirchen (denn so viel stehen noch, nachdem die Franzosen 50 zerstört haben) macht, ist ungemein." Nachdem 1827 eine regelmäßige Dampfschiffahrt zwischen Köln und Mainz eingerichtet war, verzehnfachte sich bereits nach zwei Jahren die Fremdenzahl in Köln, unter den Nichtdeutschen unternahmen hauptsächlich Engländer damals die auf ihrer Insel Mode werdende Rheinreise. Die Entwicklung der Rheinschiffahrt förderte besonders Ludwig Camphausen, später preußischer Finanzminister, um das deutsche Wirtschaftsleben im allgemeinen machte sich sehr verdient Gustav von Mevissen als Begründer mehrerer großer industrieller Werke und zweier Versicherungsgesellschaften, als Leiter des Schaaffhausenschen Bankvereins, vor allem aber als Vorsitzender der 1843 eröffneten ersten niederrheinischen Eisenbahn von Köln nach Aachen, die wegen der Verbindung mit Antwerpen besondere Bedeutung erlangte.

Langsamer Aufschwung des Handels

Dampfschiffahrt

Mevissen

Ein für das rheinische Volksleben im allgemeinen und namentlich für Köln wichtiges Ereignis trug sich 1823 zu: aus langem, mittelalterlichem Schlaf erstand ein Kölner Volksfest in seiner ursprünglichen Form zu neuem Leben, der Karneval. Wahrscheinlich ist er auf einen Brauch aus der späteren Römerzeit zurückzuführen:

Karneval

am 5. März wurde zur Eröffnung der Schiffahrt im neuen Jahre unter dem Jubel des Volkes ein carrus navalis, Schiffskarren, auf einem dafür besonders eingerichteten Wagen durch die Stadt gezogen. Die Ableitung des Namens Karneval von diesem carrus navalis ist wahrscheinlicher als die von carne, vale = Fleisch, lebe wohl! Im Unterschied von anderen Faschingsstädten hält Köln am Rosenmontagszuge, als am Glanzpunkte des Karnevals, fest und stattet ihn mit großem Gepränge aus; einen besonders wichtigen Bestandteil des Zuges bilden die „Funken",[1] die Stadtsoldaten, die ihren Namen von den Hermelinflocken im Stadtwappen führen. Jetzt ist der Kölner Karneval wohl der einzige in Deutschland, der seine alte Eigenart behauptet, aber als unverfälschter Ausdruck echter rheinischer Fröhlichkeit kann er kaum noch gelten, weil unter seinen Veranstaltern zuwenig „echte" Kölner sind; daher fehlen die einheimischen Originale, wie der Flauten-Arnold oder der Freß-Költsch. Das außerordentlich rasche Anwachsen der Bevölkerung ließ die alten guten Volkssitten auch in der rheinischen Großstadt verschwinden, doch dadurch unterscheidet diese sich von den meisten anderen, daß in ihr noch immer das Straßenleben im allgemeinen lustig und humorvoll ist, während die erste Gesellschaft Kölns ihre Reichtümer nicht so zur Schau trägt, wie das z. B. in Frankfurt geschieht.

Kölns Bedeutung für das deutsche Geistesleben im 19. Jahrhundert beruht vornehmlich in seinem Anteil an der Romantik, die zuerst die Deutschen lehrte, den unvollendeten Kölner Dom als Sinnbild der deutschen Geschichte zu betrachten. Die Gebrüder Boisserée trieben wichtige Studien über den Dom, auf die Friedrich Schlegel 1804–1808 wohl besonderen Einfluß ausübte. Sulpiz Boisserée wirkte

Ausbau des Domes

seit 1807 für den Ausbau des Domes, gewann hierfür 1814, als man in einem Darmstädter Gasthof den Originalriß endlich wiederfand, den späteren preußischen König Friedrich Wilhelm IV. und sammelte unermüdlich die künstlerischen Unterlagen für den Bau, den Görres 1814 wie ein Herold im Streit voll Begeisterung als

[1] Heinrich Heine spottete 1848, als es sich um die deutsche Kaiserwahl handelte – drei Kölner saßen im Frankfurter Parlament, unter ihnen Jakob Venedey –:

Erwählt den Sohn Colontas,
Den dummen Kobes von Köllen,
Der ist in der Dummheit fast ein Genie,
Er wird sein Volk nicht prellen.
Wird Kobes Kaiser, so ruft er gewiß
Die Funken wieder ins Leben, usw.

Heine, undeutsch gesinnt wie er war, meinte, wenn die Deutschen durchaus einen Kaiser wollten, so möchten sie den Karnevalskaiser von Köln wählen.

Dankopfer der siegreichen deutschen Nation forderte, und für den auch Goethe bei einem erneuten Besuch Kölns 1816 eintrat. In diesem Jahre erhielt Schinkel, der sich bereits durch kühne Entwürfe im gotischen Stil einen Namen gemacht hatte, den Auftrag, den Dom genau zu untersuchen. Da die Neueinrichtung des Erzbistums Kölns 1831 dem Gotteshause wieder praktische Bedeutung gab, so wurde auf Schinkels Veranlassung Ahlert zum Dombaumeister ernannt; doch seine Wirksamkeit ließ sehr viel zu wünschen übrig, und erst Friedrich Wilhelm IV., der Romantiker auf dem Throne Preußens (seit 1840), brachte den Dombau in Fluß. 1841 entstand der Dombauverein, 1842 legte der König den Grundstein zum Ausbau. Friedrich Wilhelm IV.

Ahlerts Nachfolger Zwirner († 1861) widmete sich mit großer Begeisterung dem Werke, ging aber in der Vorliebe für das Gesetzmäßige und für die Gleichmacherei zu weit. Eine freiere Auffassung der Gotik, wie sie im Mittelalter geherrscht hatte, blieb ihm fremd; die etwas süßlichen Formen seiner „weiblich-graziösen" Kunst bringt am deutlichsten die Fassade des südlichen Querschiffes mit ihrem überreichen Portalbau zur Anschauung. Die Kölner Domgotik ward und blieb lange der außerordentlich bevorzugte Stil auch für Profanbauten; von der Kölner Domhütte ging Friedrich von Schmidt (1825–1891) aus, seit 1862 der Erneuerer des Wiener Stefansdomes und seit 1869 der Schöpfer des Wiener Rathauses, der einen reicheren und pittoreskeren Stil als Zwirner durchführte. Um die Bedeutung der Kölner Domgotik nach allen Seiten hin zu würdigen (was über den Rahmen dieser Darstellung hinausgeht), muß man die religiösen, politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse der Rheinlande und Kölns insbesondere in ihrem engen Zusammenhange eingehend betrachten. Zwirners Nachfolger und Schüler Voigtel vollendete den Dombau zu einer Zeit, als die Begeisterung für die Gotik bereits nachgelassen hatte und nur durch viele Lotterien in ganz Deutschland die nötigen Mittel beschafft werden konnten (24 Millionen kostete der Ausbau). 1867 wurde die Westfassade der Türme bis zum Oktogon vollendet, 1880 endlich der äußere Bau fast völlig abgeschlossen. Die Türme sind bis zu den sie krönenden Kreuzblumen 160 m hoch (der Turm des Ulmer Münsters ist etwas höher); alle anderen Kirchen Deutschlands übertrifft der Kölner Dom an der Breite des Langhauses (61 m) und an der Gesamtlänge (135 m). Das Innere (Tafel XII, 33) wirkt durch die wohlüberlegte Planmäßigkeit, durch die Höhe und die Schlankheit der Pfeiler, durch das herrliche Licht der Glasgemälde. Die überreiche Fassade hat in der Auflösung der Massen vom Boden ab nicht ihresgleichen in der Welt, macht aber durch die strenge Gleichheit und Wiederholung aller Glieder einen etwas

Bedeutung der Kölner Dombaugotik

Vollendung des Domes

kalten Eindruck. Wie ein nationales Ereignis feierten weite Kreise des deutschen Volkes die Vollendung des Kölner Domes, er bildet eins der früheſten Denkmäler und zugleich das am einheitlichſten durchgeführte des gotiſchen Stils, dann aber auch das Denkmal unſerer Selbſtbefreiung und unſerer nationalen Einigung, das Spiegelbild eines halben Jahrtauſends deutſcher Geſchichte, die Verkörperung deutſcher Himmelsſehnſucht und deutſcher Erdenkraft.

Oberbürgermeiſter H. Becker (der „rote")

Zum Oberbürgermeiſter im heiligen Köln, im „Deutſchen Rom", ward 1875 in der Zeit des Kulturkampfes Hermann Becker gewählt, ſeit 1848 bekannt als der „rote" Becker, ein freiſinniger Proteſtant, Oberhaupt Dortmunds, bald erlangte er außergewöhnliche Volkstümlichkeit und wurde gern gegrüßt, wenn er durch die Straßen ſchritt, eine mächtige, breite Geſtalt, mit weißem, wallendem Haar und großem Schlapphut. Einſt, in Deutſchlands trüber Zeit, geächtet und verfolgt, konnte er 1875 dem Fürſten Bismarck den Ehrenbürgerbrief überreichen, durfte 1878 bei der Enthüllung des von der Rheinprovinz geſtifteten Denkmals Friedrich Wilhelms III. auf dem Heumarkt den Kaiſer Wilhelm I. begrüßen, übernahm 1879 das vom Freiherrn von Diergardt der Stadt geſtiftete erſte Denkmal des erſten Reichskanzlers und hieß 1880 den Kronprinzen als Vertreter des Kaiſers bei dem glänzendſten Feſt, das Köln je gefeiert hat, beim Dombaufeſt, willkommen.

Stadterweiterung

Die Hauptaufgabe für den „roten" Becker als das Stadtoberhaupt Kölns war die Löſung der Frage, wie nach Schleifung der Feſtungswerke die Stadterweiterung durchzuführen ſei. Denn Köln lief Gefahr, von anderen Großſtädten überflügelt zu werden. „In allmählicher Entwicklung über die ſeit mehr denn ſechshundert Jahre beſtehenden Grenzen hinauszuwachſen, hinderte die Stadt in alter Zeit der Erzbiſchof als eiferſüchtiger Nachbar, dann während der zwanzigjährigen Fremdherrſchaft der innere Verfall und ſeit dem Jahre 1815 die Feſtungseigenſchaft. In einer fruchtbaren Ebene, am ſchiffbarſten Strome und im Knotenpunkt uralter Völkerſtraßen gelegen, würde Köln ſchon in dem erſten halben Jahrhundert preußiſcher Herrſchaft für die rheiniſch-weſtfäliſche Gewerbetätigkeit nicht bloß ein neuer großer Arbeitsplatz, ſondern auch die jetzt noch immer fehlende ſelbſtändige Vermittlerin mit dem Weltmarkt geworden ſein, wenn es eben nicht Feſtung geweſen wäre", heißt es in einer von Becker 1881 an Bismarck gerichteten Denkſchrift. Becker machte ſich die Durchführung der Stadterweiterung zur Lebensaufgabe und widmete ihr ſeine ganze Kraft. Die Verhandlungen mit dem Kriegsminiſterium waren ſehr ſchwierig und führten ſchließlich zu dem Ergebnis, daß die Stadt 11¼ Millionen für das Feſtungsgelände in beſtimmten Einzelbeträgen zahlen mußte, die durch Bismarcks Entgegenkommen bewilligte Durchſchnittsverfalls-

zeit von 7½ Jahren bedeutete für Köln eine Ersparnis von 2600000 Mark an Zinsen und Zinseszinsen. Die viel erörterte Frage der Erhaltung der Mauer mit ihren Torburgen ward dahin entschieden, daß nur ein Teil der Mauer mit dem Severins-, Eigelstein- und Hahnentor stehenblieb. Am 9. Juni 1881 fand die förmliche Übergabe der Festungswerke statt, am 11. begann man mit der Niederlegung. Die Stadt vergrößerte sich um mehr als das Doppelte, von 405 auf 812 ha, und während sie 25 Jahre gebraucht hatte, 1855–80, um die Einwohnerzahl von 105- auf 140000 zu erhöhen, vermehrte es sie von 1880–86 um 16000. Nach allen Eingemeindungen auf dem rechten Rheinufer wird Köln mit rund 20000 ha die räumlich größte Stadt Deutschlands, deren Bevölkerung in den letzten anderthalb Jahrzehnten um 60 v. H. gestiegen ist, und deren Reinvermögen von 17088996 Mark im Jahre 1877 auf 306026347 im Jahre 1911 sich gehoben hat. Den Bebauungsplan entwarf der von Aachen nach Köln berufene Stadtbaurat Stübben mit besonderer Rücksicht darauf, daß gerade Köln, des landschaftlichen Reizes in seiner unmittelbaren Umgebung gänzlich bar, auf einen anziehenden, der Örtlichkeit entsprechenden Wechsel in der Anlage und Ausschmückung seiner neuen Straßen das größte Gewicht legen mußte.

Erhaltung dreier Torburgen

Das neue Köln

Bis 1881 hatte die Stadt ihren geschlossenen Charakter bewahrt, als Colonia Agrippinensis wie als mittelalterliche Großstadt, als Mittelpunkt der Gegenreformation wie zur Zeit der absterbenden alten Reichsherrlichkeit. In den zwei Jahrtausenden kölnischer Geschichte ist keine Umwälzung so gründlich gewesen wie die in den letzten drei bis vier Jahrzehnten, die das Stadtbild völlig verändert haben. Eine Neustadt ist entstanden, und der Wettbewerb zwischen ihr und der Altstadt sowie die gewaltige Steigerung der Bodenrente hat viele Zerstörungen in den alten malerischen Straßen zur Folge gehabt. Um das alte Köln wurde eine neue, 500–600 m weiter außen gelegene, 6 km lange, im letzten Teil 100 m breite Ringstraße so außerordentlich schnell gebaut, daß in ihr im Gegensatz zu Wien eine mit der wahren Kunst unvereinbare Einförmigkeit und Geschmacklosigkeit auffällt, abgesehen von den zuletzt angelegten Straßenteilen, einen eigenartigen Schmuck bilden jene drei alten Torburgen: Severins-, Hahnen- und Eigelsteintor. Über den erst vor einem Menschenalter gezogenen Festungsgürtel setzt sich jetzt die Stadt hinweg: er wird beträchtlich weiter hinausgeschoben, und Köln gewinnt weiteres großes Gebiet, dessen Bebauung nach hygienischen und künstlerischen Gesichtspunkten eine der wichtigsten neuen Aufgaben bildet. Ihre Kanalisation hat sich die Stadt etwa 23 Millionen Mark kosten lassen, auch für Parkanlagen geschieht jetzt viel, es gibt außer einem Stadt- und Volksgarten sogar einen Stadt-

Veränderung des Stadtbildes

Ringstraße

wald. Nachdem der einstige Hochwasserdamm zu einer prächtigen Rheinpromenade umgestaltet ist, bietet Köln, vom rechten Rheinufer aus betrachtet, das großartigste Rheinpanorama Panorama unter allen deutschen Großstädten. Der Gegensatz zwischen dem Dom und dem die Einheitlichkeit und Geschlossenheit des Stadtplans etwas störenden Hauptbahnhof mit der Rheinbrücke beherrscht das Stadtbild (Tafel XII, 34).

Wie zur Zeit der römischen und der mittelalterlichen Kaiser, so verdankte auch im neuen Deutschen Reiche Kölns Handel seinen Aufschwung der günstigen Lage der Stadt dort, wo der Strom einen breiten Weg zum Meere bietet, und wo zwei Weltverkehrslinien sich kreuzen, ferner dem fruchtbaren Hinterlande, vor allem aber der zähen Arbeitsamkeit und der kaufmännischen Begabung der Entwicklung der Industrie Bewohner. Diese machten Köln in neuerer Zeit auch zu einem wichtigen Industrieplatze, namentlich nachdem es auf dem rechten Rheinufer, dem Wurzelboden rheinischer Industrie, Fuß gefaßt hatte. Zu der seit 1709 durch den Italiener Johann Maria Farina aufgekommenen Herstellung des weltbekannten Kölnischen Wassers – schon 1819 gab es 60 Firmen Farina –, zur Schokoladen- und Zuckerwarenfabrikation, zur Textil-, Glas- und Farbenindustrie trat daher im 20. Jahrhundert die Metallverarbeitung und der Bau von Maschinen, Motoren und Kabeln. Hand in Hand mit dem Aufblühen des Handels und der Industrie Verkehrseinrichtungen gehen die Verbesserungen der Verkehrseinrichtungen. Langgestreckte Lagerhäuser befinden sich in riesigen neuen Hafenanlagen. Dem 1898 eröffneten neuen linksrheinischen Handelshafen folgte 1907 der Industriehafen am Deutzer Ufer; beide Häfen haben der Stadt etwa 25 Millionen gekostet; ein Teil einer Insel mußte abgetragen und das Strombett erweitert werden. Man beschloß 1912, eine Gürtelbahn um das linksrheinische Köln und einen neuen Handelshafen zu bauen; die Kosten für diesen sind auf 12, die für jene auf 4½ Millionen veranschlagt. Durch die Gürtelbahn soll die Straßenbahn entlastet werden, die 1901 etwa 30, 1914 fast 112 Millionen beförderte, während die Bevölkerung in diesem Zeitraume sich nur verdoppelte. Köln, einer der bedeutendsten Handelsplätze des Deutschen Reiches, der wichtigste Eisenbahnknotenpunkt Westdeutschlands, steht zwar unter den deutschen Häfen erst an siebenter Stelle, ist aber eine durchaus moderne Hafenstadt, in der etwa 12000 Schiffe jedes Jahr anlegen. Wieder ist Köln, wie im Mittelalter, Endpunkt der Seeschiffahrt; direkte Frachtdampferlinien stellen die Verbindung mit den wichtigeren Seehandelsplätzen Norddeutschlands her. Damit der Verkehr auf dem Rhein – insgesamt kommen jährlich ungefähr 70000 Fahrzeuge durch – und von einem Ufer zum andern sich ohne Stockung vollzieht, soll an Stelle der alten Schiffbrücke eine feste Brücke für 8 Millionen gebaut

werden. Die vor wenig mehr als einem halben Jahrhundert errichtete, damals vielbewunderte erste feste Eisenbahnbrücke über den Rhein hat einem neuen stattlichen Brückenbau Platz gemacht, der den Mittelpunkt umfassender Neugestaltung der Köln-Deutzer Eisenbahnanlagen bildet. Am 22. Mai 1911 ist der von Schwechten errichtete, durch drei gewaltige Bogen und hohe, starke Türme auffallende Bau (Tafel XII, 34) als Hohenzollernbrücke mit dem Denkmal Kaiser Friedrichs III. und mit dem Reiterstandbild Wilhelms II. von Tuaillon feierlich in Gegenwart des Kaiserpaares eingeweiht worden; in voller Stärke flutet über diese Brücke der zum Glanz und zur Blüte der Stadt beitragende Verkehr. Hohenzollernbrücke

Mit dem bedeutenden Aufschwunge von Handel und Industrie hält die Sorge für öffentliche Wohlfahrt gleichen Schritt (bewunderungswürdig viele Wohltätigkeitsanstalten gibt es, unter acht Hospitälern auch eins für Kinder), ebenso die Pflege der Kunst. Mittelpunkt der rheinischen Baukunst, wie im 13. Jahrhundert, oder Vorort auf dem Gebiete der Malerei, wie in der Mitte des 15. Jahrhunderts, ist Köln zwar nicht mehr, doch im musikalischen Leben nimmt es unter den Städten des Rheinlandes den ersten Rang ein, was sehr viel besagt; Weltruf haben die Gürzenichkonzerte im allgemeinen und die Leistungen des Männergesangvereins im besonderen. Das 1899–1902 in vornehmem Barockstil errichtete Opernhaus, der größte deutsche Theaterbau, erhebt sich am Habsburgerringe, während das Theater im Innern der Stadt den Schauspielaufführungen dient; außer einem Konservatorium der Musik gibt es auch eine Schauspielerschule. – Ein unermeßlicher Reichtum an Kunstschätzen aller Art ist in Kölns Kirchen und Museen aufbewahrt; unter diesen enthält das 1855–61 im Tudorstil gebaute Wallraf-Richartz-Museum die unvergleichlichen römischen Funde, die Gemälde der alten Kölner Schule sowie die 1911 für etwa 1¼ Million angekaufte Sammlung der Gemälde Leibls, eines der größten Söhne der Stadt. Neben dem Kunstgewerbemuseum besteht eine Fachschule für Kunst und Gewerbe, mit vielen Modellen ausländischer Maschinen, deren praktische Vorführung durch die Lage des Ausstellungssaals inmitten aller Klassen sehr erleichtert wird. – Auf wissenschaftlichem Gebiete ist die Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde hervorzuheben, gestiftet von dem bereits erwähnten feingebildeten v. Mevissen († 1899), der erkannt hatte, daß gerade in Zeiten wirtschaftlichen Fortschritts die idealen Interessen gehoben werden müssen. Er förderte die Geschichtsstudien in den Rheinlanden – Karl Lamprecht, der in Köln seine Lehrtätigkeit begann, verdankte ihm viel – und erwarb sich die größten Verdienste auch dadurch, daß er hochherzig und weitsichtig durch Stiftungen – die erste 1879 bei der goldenen Hochzeit des Kaiserpaars – Musikalische Bedeutung Kunstschätze Rheinische Geschichtsstudien

Städtische Hochschulen

den Grund legte für die 1901 in einem stattlichen Bau am Hansaringe eröffnete Handelshochschule, die erste selbständige in Deutschland. Daneben besteht eine Hochschule für kommunale und soziale Verwaltung, an der ein besonderes Frauen-Hochschulstudium für soziale Berufe eingerichtet (als erste Veranstaltung dieser Art in Deutschland) und im Sommerhalbjahr 1916 auch eine Vorlesung über Probleme der Großstadtpädagogik gehalten worden ist. An beiden Hochschulen soll nach dem Kriege ein Lehrstuhl für Zeitungswesen errichtet werden. Auch eine Akademie für praktische Medizin besteht in Köln.

Eigenart Kölns

Fassen wir zum Schluß die Ergebnisse der Schilderung kurz zusammen, so zeigt Köln unter allen deutschen Großstädten wohl am eigenartigsten und am harmonischsten vereint — das führte die 1913 veranstaltete Ausstellung „Alt- und Neuköln" ebenso übersichtlich wie lehrreich vor Augen — uralte Geschichte und moderne Entwicklung, große Vergangenheit und größere Gegenwart.

5. Dresden

Anfänge der Alt- und der Neustadt

Der sächsische Elbtalkessel, in den die Bergabhänge sich sanft senken, scheint von Natur für die Entwicklung einer Großstadt bestimmt zu sein. Aber er war einst von häufigen Überschwemmungen heimgesucht und zu einer größeren Ansiedlung nur an der Stelle durchaus geeignet, wo an beiden Ufern ein Seitental einen bequemen Übergang ermöglicht, und wo zugleich der westliche Nebenfluß, die Weißeritz, einen so mächtigen Schuttkegel vorschob, daß fester Grund und Boden sich bildete. Hier hat sich Dresden — dieser slawische Name bedeutet Sumpfwald — aus einem kleinen Fischer- und Fährort allmählich zu einer der reizvollsten deutschen Großstädte entwickelt. Sein rechtselbischer Teil, erst seit 1732 Neustadt genannt, ist der älteste und war ursprünglich von Slawen besiedelt; ihr Fischerdorf dehnte sich auch auf das linke Ufer aus, weil dieses wegen mancher Teiche und kleiner Seen (noch heute gibt es mitten in der Altstadt eine Seestraße), vielleicht Resten eines alten Flußarmes, für Fischfang günstiger war als das rechte, wo die Heidesandböschungen sanft abfallen. Später ließen sich hier auch Deutsche nieder und erbauten als erste Kirche die Frauenkirche. Neben beiden Ansiedlungen, teilweise wohl auf ihren Fluren, ward eine völlig neue, zuerst 1216 in einer landesherrlichen Urkunde erwähnte deutsche Stadt nach dem damals gebräuchlichen Plane gegründet, entlehnte ihren Namen von dem slawischen Nachbarorte, gewann das Übergewicht auch über das rechtselbische Dorf und nahm schließlich die Ansiedlungen auf beiden Ufern in sich auf. Die zuerst 1299 erwähnte Befestigungsmauer zog sich am inneren Rande der Teiche hin; die ganze Anlage bildete eine fast kreisrunde Fläche; vom Markte, in dessen Nähe die Nikolaikirche (später Kreuzkirche) errichtet ward, gingen nach Norden und Süden je zwei, nach Osten und Westen je drei Straßen aus. Da weder die Gehänge der Lößnitz noch der Steilabfall der Lausitzer Hochfläche dem Übergange über die Elbe erhebliche Schwierigkeiten bereiteten, so belebte sich der Verkehr bald, und zwar ging er mehr über die Elbe als die Elbe entlang. Als Brückenkopf war die markgräfliche Burg das wichtigste Gebäude Dresdens im Mittelalter; nachdem schon 1270 die Residenz hierher verlegt worden war, wurde 1485 Dresden die ständige Hauptstadt der

Lande, aus denen das jetzige Königreich Sachsen hervorgegangen ist, und kam seitdem schnell empor. Wie überall in Deutschland, so machte auch hier die Renaissance der Künste im 16. Jahrhundert aus der düsteren Burg ein glänzendes Schloß. Unter den Fürsten, die in ihrer Prachtliebe Dresden so verschönerten, daß es bis zum Aufblühen Berlins unter Friedrich dem Großen als die kunstsinnigste deutsche Stadt galt, ist zuerst der Herzog Georg († 1539) zu nennen, von dem das eine Tor des Schlosses seinen Namen hat. Die Ansiedlung am rechten Elbufer, an deren Markte noch jetzt ziemlich deutlich die Form des slawischen Rundlings zu erkennen ist, erhielt 1403 das Stadtrecht; um 1550 wurde sie mit der linkselbischen Niederlassung zu einer Stadt vereinigt. Der Neumarkt war damals bereits in die wesentlich stärkere und weitere Umwallung einbezogen. Ende des 17. Jahrhunderts waren die Häuser zumeist noch aus Holz gebaut und mit Schindeln gedeckt; ein furchtbarer Brand am 6. August 1685 äscherte daher fast alle, 336 an der Zahl, im rechtselbischen Stadtteile völlig ein. Ihr nötiger Wiederaufbau wurde sofort begonnen, doch zu Ende geführt erst durch August den Starken (1694 bis 1733), unter dessen Regierung auch der linkselbische sich neu entwickelte.

August der Starke und seine Bedeutung für Dresden

Dieser Fürst, der bei manchen abstoßenden Charaktereigenschaften einen gewissen künstlerischen Ernst und Schönheitssinn besaß, lernte auf seiner großen Kavalierreise durch halb Europa die herrlichsten Kunstschätze Italiens und Frankreichs kennen und beschloß dann, prachtliebend wie er war, seine Hauptstadt den übrigen europäischen möglichst gleichwertig zu machen. In der Tat hat er den französischen Einfluß auf die höfische Kultur so ausschließlich zur Geltung gebracht, wie es in keiner anderen Residenz der Fall war, und Dresden namentlich durch glänzende Bauten und großartige Kunstsammlungen schon zu seinen Lebzeiten nicht nur zum deutschen Versailles, sondern zugleich zum „deutschen Florenz" (wie Herder sagte) gemacht, das eine starke Anziehungskraft auf Ausländer, sogar auf Italiener und Franzosen, ausübte und zu den schönsten Städten der Welt gerechnet wurde. Als seinen ersten Hofmaler berief er den Franzosen Sylvestre, der bis 1749 in Dresden blieb und den Reigen der fremden Künstler eröffnete, die sich der Gunst des sächsischen Hofes lange erfreuten. Während man bei der Anlage und den ersten Erweiterungen Dresdens nur Zweckmäßigkeit, vor allem Sicherheit erstrebte, suchte August der Starke durch seine Bauordnung von 1720 wenigstens für den rechtselbischen Stadtteil Schönheit hauptsächlich durch Regelmäßigkeit und Symmetrie zu erzielen und legte das Stadtbild auf mehr als ein Jahrhundert in einem Maße fest, wie es wohl bei keiner anderen deutschen Großstadt nachweisbar ist. Noch heutigestags bewährt sich seine Stadtanlage, in dem völlig neuen Stadtteile,

der seit 1732 Neustadt heißt, ist er daher durch ein Reiterdenkmal verewigt worden. Mit großen Bauplänen, die allerdings nur teilweise zur Ausführung gelangten, trug er sich; am bekanntesten unter ihnen und am meisten erörtert ist der Zwinger (Tafel XIII, 35).

Zwinger

Man versteht unter Zwinger ursprünglich Vorbauten mittelalterlicher Burgen, Festungsgräben und ähnliche durch Mauern eingeengte Räume. Weil wegen der Hussiteneinfälle die Befestigungen Dresdens 1427 verstärkt wurden, so entstand ein Zwinger am Taschenberge (Tasche bedeutet den Abhang zur Elbe). Da man die Zwinger vielfach für Rennen und andere ritterliche Spiele benutzte, so übertrug man den Namen auf einen Festplatz. Als solcher, als ein für zeitweilige Benutzung bestimmter Festsaalbau, nicht aber als Vorhof zu einem nach dem Brande von 1701 geplanten Riesenschloß ist der Dresdener Zwinger zu betrachten. August hatte nämlich auf seinen Reisen im Süden Bauten kennengelernt, die nur auf kurze Zeit für höfische Veranstaltungen unter freiem Himmel aufgeführt und dann wieder abgebrochen wurden. Daher ließ er 1709 bei einem Feste zu Ehren des Dänenkönigs einen von Schranken umgebenen hölzernen Bau für ritterliche Quadrillen und sonstige Spiele errichten und auch andere Hoffeste darin abhalten. Da sie großen Beifall fanden, erhielt der geniale Baukünstler Pöppelmann (1662 bis 1736) den Auftrag, den Zwinger in Stein auszuführen. Bei seinem nach der Elbseite hin unvollendeten Bau hat er das Festliche durch einen eigenen, dem Rokoko vorgreifenden, in ganz Europa beispiellosen Stil ausgedrückt, hat den Zwinger mit solcher Fülle berückenden plastischen Schmuckes namentlich vom Bildhauer Permoser ausgestattet, daß er noch jetzt, wie 1731, „seinesgleichen in Europa nicht hat". Man muß ihn sich nur vorstellen im Glanze „aller Arten öffentlicher Ritterspiele und anderer Lustbarkeiten des Hofes", wie Pöppelmann sich ausdrückt, die Pavillons dicht besetzt mit festlich geschmückten Zuschauern. In der Neustadt baute der Künstler unter Mitwirkung des Franzosen Longuelune das sogenannte Japanische Palais um, das die kostbare Sammlung von japanischem Porzellan aufnehmen sollte, und errichtete das Rathaus und die Kirche (die heutige Dreikönigskirche).

Andere Bauten Pöppelmanns

In der Altstadt, wie seit 1732 der linkselbische Stadtteil hieß, begann zur Zeit Augusts des Starken der Neubau der Frauenkirche, an der am meisten bewundert wird die leicht und frei von der Erdenschwere emporstrebende Kuppel, ein Werk des Ratszimmermeisters Georg Bähr (1666–1738), eines der hervorragendsten damaligen Künstler, den der Rat 1722 beauftragte, einen „der Residenz konvenablen" Bau für 3600 Menschen zu errichten. 1726 wurde der

Neubau der Frauenkirche durch Bähr

Grundstein gelegt, erst 1745 war die Kirche vollendet, 7 Jahre nach dem durch einen Unglücksfall herbeigeführten Tode Bährs, den die Sage sich in das Innere der Kirche hinabstürzen läßt, weil er an der richtigen Anlage des kolossalen Kuppelbaues gezweifelt hatte. Der geniale Meister hat aber den gewaltigen Druck der steinernen Kuppel dadurch unschädlich gemacht, daß er ihn durch einen geschwungenen Kuppelhals nach allen Seiten hin verteilte. In großem Gegensatz zu diesem schwerwuchtigen Bauwerk steht die 1739–1756 von Italienern[1] nach Plänen Chiaveris aus pirnaischem Sandstein in graziösem römischem Barockstil ausgeführte
Hofkirche zweigeschossige, mit 78 Statuen geschmückte katholische Hofkirche, der einzige große Monumentalbau, den der Sohn Augusts des Starken ausführen ließ. Eigenartig ist die Überhöhung des Mittelschiffs über den Seitenschiffen und der frei und sicher sich aufbauende Turm, die Statuen sind perspektivische Meisterstücke, weil sie stets in klaren Umrissen erscheinen. Zu den sieben Wunderwerken Dresdens rechnete
Elbbrücke man im 18. Jahrhundert „die in ganz Europa berühmteste" Elbbrücke, seit 1222 läßt sie sich nachweisen, wurde wiederholt durch die Fluten schwer beschädigt und deshalb ausgebaut, zuletzt 1727–1731 unter Leitung und wohl auch nach dem Entwurfe Pöppelmanns auf kurfürstliche Kosten, die 57000 Taler betrugen. Nun lagerte sie sich mit ihren 14 dicht aneinandergedrängten Pfeilern und den sich überschneidenden engen Bogen in breiter Ruhe über dem Strome und bot ein unvergleichliches Bild fester Kraft. Wie oft ist der auch bei trübem Himmel und bei winterlicher Abendbeleuchtung reizvolle Bau von Malern wiedergegeben! Solange diese Brücke die einzige war, sprang an ihr die Eigenart Dresdens als Stadt unmittelbar ins Auge, denn von ihr aus führte die Hauptstraße in die Stadt mitten durchs Schloß, eine seltene und sehr bezeichnende Anlage, aus der sofort ersichtlich wird, daß der Herr des Schlosses auch über Brücke und Stadt herrscht.
Stadtbild bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts Von dieser Brücke aus erblickte man bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts als hervorragende Baudenkmäler nur die edelgeformten, die Dresden zu einer ausgesprochenen Stadt des Barocks von wunderbarem Reize machten: am linken Ufer die evangelische Frauenkirche mit ihrer echt deutschen ernsten Stärke, unweit davon in heiterer Anmut die katholische Hofkirche, im Hintergrunde den Zwinger, das „Gedicht von Stein", am rechten Ufer die lichtgrünen Dächer des japanischen Palais. Wohl nirgends sonst sah man ein so harmonisches Ganzes nach den Grundsätzen der Barockzeit vereinigt wie in Dresdens großartigem Stadtbilde. Vielen Gebäuden, z. B. dem Palais des Grafen Brühl, des Todfeindes Friedrichs des

[1] Sie durften sich in der Nähe der Baustelle am Elbufer kleine Wohnhäuser errichten. Daher der Name „Italienisches Dörfchen".

Großen, gab der durch vornehme Schlichtheit ausgezeichnete Barockstil das äußere Gepräge, während in den Innenräumen der von Frankreich übernommene Rokokostil die heitere Lebensluft in anmutigem Glanze widerspiegelte.

Für die Entwicklung Dresdens als Kunststadt wurde es sehr wichtig, daß August des Starken Sohn Friedrich August II. (1733–63), kunstsinnig wie sein Vater, ohne dessen sinnliche Begierden, aber auch ohne Tätigkeitstrieb, seinen Hofhalt nach italienischer Art geschmackvoll einrichtete. Die vom Vater begonnene Gemäldesammlung vermehrte er 1743 durch die damals noch als das ursprüngliche Werk Hans Holbeins des Jüngeren geltende Madonna, 1746 durch die Gemäldesammlung des Herzogs von Modena mit etwa 100 Bildern erster Meister, darunter Tizians Zinsgroschen, vor allem aber 1753 durch die weltberühmte Sixtinische Madonna Raffaels. Solche Schätze waren diesseits der Alpen noch niemals erschaut worden und eröffneten vielen eine völlig neue Welt. Aus dem Nachlaß des Prinzen Eugen kamen die Herkulanesischen Frauengestalten in die Dresdener Antikensammlung, durch die Winckelmann, damals in Diensten des Grafen Bünau, die Einsicht in den wahren Wert der griechischen Malerei und Bildhauerkunst gewann, seine bereits (s. S. 134) erwähnten „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke", die auf Lessing, Herder und Goethe bedeutend einwirkten, widmete er dem Kurfürsten, erhielt dafür 200 Taler und konnte sich dann nach Rom begeben. So wurde von Dresden aus das Kunstleben weithin befruchtet.

Gemäldesammlung

Empfindliche Störungen brachte der Siebenjährige Krieg, namentlich 1760, als die Stadt sechs Tage hindurch von den Preußen beschossen wurde. Die Kuppel der Frauenkirche zwar widerstand den Bomben, die Kreuzkirche aber brannte nieder, das Palais und den Garten Brühls am linken Elbufer ließ Friedrich der Große zerstören. Die mit dem Ende dieses Krieges beginnende lange Regierung Friedrich Augusts III. 1763–1827 war für Kunst und Wissenschaft schon der dürftigen Mittel wegen nicht sonderlich günstig. Die kurfürstliche Kunstakademie[1] wurde zwar 1764 durch den Hamburger Hagedorn neu eingerichtet, kam jedoch bald mit dem Rat in Streitigkeiten wegen des Neubaues der Kreuzkirche, deren Turm 1765 zusammenstürzte, erst 1792 ward sie vollendet. Hagedorns Verdienst war die Berufung des Schweizers Anton Graff 1766 an die Kunstakademie, wohl des frucht-

Folgen des Siebenjährigen Krieges

Kunstakademie

Graff

[1] Näheres über ihre Anfänge ist nicht bekannt, August der Starke übertrug ihre Leitung seinem ersten Hofmaler. Wahrscheinlich handelte es sich nur um eine ziemlich unbedeutende Zeichenschule. Der tüchtige Maler Raffael Mengs war namentlich 1749–51 an ihr tätig. 1764 wurden sieben Deutsche neben fünf Italienern und zwei Franzosen angestellt.

barsten Vertreters der schlichten Porträtkunst im 18. Jahrhundert, als im übrigen die deutsche Malerei gänzlich daniederlag; Graff hat nach seiner Angabe 1240 Bildnisse gemalt (gegen 300 sind nachweisbar) bis zu seinem Tode 1813, also zuletzt in einer Zeit, in der Sachsen aus den Kriegsnöten nicht herauskam. Auf Napoleons Befehl begann 1809 die Schleifung der Festungswerke, doch der russische Feldzug und seine Folgen unterbrachen die Arbeiten. Der nach der Leipziger Schlacht und der Gefangennahme des Königs 1813 an die Spitze der Verwaltung Sachsens gestellte russische Fürst Repnin baute die während der Kämpfe gesprengte Elbbrücke wieder auf, erweiterte die Kunstakademie und eröffnete den „Balkon Europas" dadurch, daß er den Besuch des wiederhergestellten Brühlschen Gartens allen gestattete. Die Abtragung der Festungswerke wurde erst 1817 wieder aufgenommen und war 1829 in beiden Stadtteilen vollendet. Im Zuge der früheren Wälle entstanden dann manche neue Straßen und Alleen, doch konnte wegen der Nachwirkungen der Kriegszeit zunächst nicht viel für die Verschönerung der Stadt geschehen. Sie hatte 1815 nur 50321 Einwohner, rund 12600 weniger als 1755; den Stand dieses Jahres erreichte sie erst 1832 wieder; im Jahre 1834, über das die erste zuverlässige Angabe vorliegt, betrug die Einwohnerzahl 73614.

Folgen der napoleonischen Zeit

Die Erschöpfung des geistigen Lebens, die durch den Siebenjährigen Krieg eingesetzt hatte, nahm in der Zeit der Reaktion zunächst zu. Erst durch die Verfassung von 1831 gewann das sächsische Volk Anteil an der Regierung, und dadurch erwuchsen ihm Aufgaben auch auf dem Gebiete der Kunst, auf dem im 18. Jahrhundert außer dem Fürsten und seinem Hofe nur gelegentlich die Kirche und die Stadtverwaltung tätig gewesen waren. Fortan hatten im Kunstleben auch der Staat, dann die Kunstvereine, bald auch die Presse und der Kunsthandel mitzureden. Nachdem in Dresden 1828 die Gemäldegalerie dem allgemeinen Besuche zugänglich geworden war, versuchten im folgenden Jahre die gebildeten Kreise durch Gründung des Sächsischen Kunstvereins zu der Kunst oder zu den Künstlern (über dieses „oder" waren die Ansichten geteilt) in nähere Beziehungen zu treten. Bald entfaltete sich eine neue Blüte der Kunst in der sächsischen Residenz, an deren Kunstakademie auf Betreiben des späteren Königs Friedrich August IV. Gottfried Semper 1834 berufen ward. Er hat die Dresdener Baukunst, die 70 Jahre lang nichts Bedeutendes mehr hervorgebracht hatte, dadurch neu gestaltet, daß er die italienische Renaissance selbständig weiterbildete. 1838 erhielt er den Auftrag zum Neubau des Hoftheaters, den er in ganz eigenartiger Weise ausführte, weil er zum erstenmal das Zuschauerhalbrund im Außenbau selbständig zum Ausdruck brachte (Tafel XIII, 36). Wie nach außen einheitliche Geschlossenheit und klare

Erschöpfung des geistigen Lebens

Kunstverein

Sempers Bedeutung

Hoftheater

Gliederung, so wußte Semper im Innern „Poesie des Raumes" durch Zierat und Farbe in solchem Maße zu erreichen, daß ganz Deutschland den Bau bewunderte und dessen Schöpfer trotz mancher Anfeindungen als einen der ersten deutschen Architekten anerkannte. 1869 brannte das Theater ab, nach den Plänen des Vaters erbaute dann Manfred Semper das heutige Opernhaus in reicheren und volleren Formen. — Weil der unersetzbare Gemäldeschatz in den damaligen Räumen langsamem Verderben preisgegeben war, erwies sich der Neubau eines Museums als unbedingt nötig, und die Stände bewilligten 1846 die Summe von 350000 Museum Talern, sprachen aber den Wunsch aus, daß es an der offenen Seite des Zwingers (Tafel XIII, 35) als dessen Abschluß errichtet würde, obwohl Semper eine unvergleichlich großartigere architektonische Anlage vorgeschlagen hatte. Weil er 1849 wegen Beteiligung am Aufstande Dresden verlassen mußte (er starb 1879), wurde der Bau ohne die von ihm geplante höhere Mittelkuppel bis 1854 zu Ende geführt und galt jahrzehntelang als musterhaft.

Dresden wurde auch Sitz einer monumentalen Plastik und reich entwickelten Plastik Malerei. Ernst Rietschel (1804—61), ein genialer Schüler Rauchs, verpflanzte die Kunst seines Meisters nach der Elbstadt und schmückte mit dem ebenso genialen Ernst Hähnel (1811—91) das Hoftheater[1] wie das Museum mit vielen plastischen Werken, beide Bildhauer erhielten aber zu einer umfassenden Tätigkeit für Dresden selbst ebenso wenig Gelegenheit wie ihr Schüler Johannes Schilling (1828—1910), der eine Zeitlang als der erste plastische Künstler Deutschlands galt. Das Beste, was die sächsische Residenz von ihm aufzuweisen hat, sind die vier Tageszeiten auf der Brühlschen Terrasse, wo sich seit 1909 statt der verwitterten Originale in Sandstein Nachbildungen in Bronzeguß befinden. Unter Hähnels Denkmälern wirkt das Theodor Körners am frischesten, das Lutherdenkmal vor der Frauenkirche hat den echten Kopf von Rietschel selbst (der Kopf des Wormser Denkmals rührt von Donndorf her). Durch die nach 1849 einsetzende Reaktion kam in das bauliche Schaffen, das sich noch ein halbes Jahrhundert in Sempers Spuren weiterbewegte, ein äußerlich zwar nicht sehr bemerkbarer Stillstand, der dann auch in der Plastik und der Monumentalmalerei eintrat. Unter den Dresdener Malern ist Ludwig Richter (1803—84) deshalb beim deutschen Volke außerordentlich Ludwig Richter beliebt geworden, weil seine fest im Boden der Heimat wurzelnden Gemälde und Holzschnitte die Freude an der Natur, das Leben und Treiben der Kinder, die klein-

[1] Beim Brande 1869 wurden Rietschels Giebelfelder, in denen sich seine Kräfte voll entfaltet hatten, ebenso zerstört wie Hähnels feuriger, durch Formenfülle ausgezeichneter Bacchuszug.

bürgerliche Behaglichkeit unübertrefflich wiedergeben. In Holzschnittillustrationen leisteten damals auch andere Künstler in Dresden Vorzügliches. Auf dem Gebiete der Malerei standen sich hier zwei Richtungen lange gegenüber: die Münchener „Komponisten", an ihrer Spitze Schnorr von Karolsfeld, der 1846–72 die Gemäldegalerie leitete, im Gegensatz zu den Düsseldorfer „Koloristen", vertreten durch Bendemann, der zur Ausschmückung des Schlosses berufen ward, und Hübner, der 1872–82 Direktor der Gemäldegalerie war.

Zwei Richtungen in der Malerei

Um 1880 war die Zeit, in der Dresden eine führende Stellung im deutschen Kunstleben einnahm, im ganzen vorüber. Bis etwa zum Beginn des 20. Jahrhunderts blieb dort der wiedererweckte Renaissancestil im allgemeinen vorherrschend, und die in ihm errichteten monumentalen gediegenen Sandsteinbauten haben das berühmte Stadtbild (Tafel XIII, 37) unmittelbar an der Elbe mannigfach verändert. Das Finanzministerium am rechten Ufer wirkt wegen seiner schweren Masse nicht günstig, wohl aber das am linken Ufer aus dem alten Zeughause 1884–87 entstandene Albertinum, dessen Treppenhaus Prell in allen drei Künsten, Bildnerei, Baukunst und Malerei, ausgeschmückt hat. Daneben erhebt sich die neue Kunstakademie, an deren reichem plastischen Schmucke die ganze Bildhauerschaft Dresdens tätig war, mit dem sich anschließenden akademischen Ausstellungspalast; seine Stirn ist prächtig als offene Säulenhalle gestaltet, seine Kuppel aber macht neben der mächtigen Frauenkirche keinen Eindruck. Der charaktervollste Bau in dieser Reihe ist das ziemlich schwierigen Verhältnissen geschickt angepaßte, streng gegliederte, schon dem Barock sich nähernde Wallotsche Ständehaus mit seinem wirksamen Gegensatz zwischen scharfer Linienführung und reichem Zierat. Neben diesem vornehmen und ernsthaften Monumentalgebäude kommt trefflich zur Geltung der feingegliederte neue Georgenbau des Schlosses, zu dessen Umgestaltung 1889 nach der Jubelfeier des Hauses Wettin die Stände dem Könige Albert die nötigen Mittel darboten. Dadurch hat das nach dem Brande 1701 recht unansehnlich gewordene Schloß ein einheitliches, bedeutendes Gepräge in reichem Renaissancestil mit prächtigem Giebel, kraftvollem Eckturm, verziertem Erker erhalten, zugleich ist der neue Georgenbau, der Glanzpunkt des Schlosses, so angelegt, daß er den Verkehr wesentlich erleichtert. Der strenggeschlossene Turmumriß dieses Baues bildet einen wirksamen Gegensatz zum durchbrochenen schlanken Turm der Hofkirche, die früher neben der Frauenkirche das Stadtbild besonders vom rechten Ufer her beherrschte, und dem massig-schweren Turm des Ständehauses. Wohl in keiner anderen deutschen Großstadt finden sich so viel prächtige kirchliche und staatliche Gebäude auf so kleinem Raume vereinigt, ohne daß der freie Umblick

Veränderung des Stadtbildes seit 1880

Albertinum

Kunstakademie

Ständehaus

Schloßumbau

nach irgendeiner Seite hin beschränkt wird. Diese Bauten verleihen dem Elbpanorama den eigenartigen Reiz. — Auch das übrige Dresden mit Einschluß der Vororte erfuhr eine wesentliche Umwandlung und Verschönerung[1] durch den Bau vieler Kirchen (21 in den letzten vier Jahrzehnten) und zahlreicher Brunnen, unter denen der Gänsediebbrunnen von Robert Diez (1880) Weltruhm erlangt hat, durch drei neue Brücken (Albertbrücke 1875, Karolabrücke 1895, neue Eisenbahnbrücke 1901), durch Anlage neuer Plätze und Straßen, in denen der mit Zierat überladene unruhige „Zippelzappelstil", wie man spöttisch sagte, nur vorübergehend zur Herrschaft kam. Auch der Dresdener Barockstil wurde zu neuem Leben erweckt namentlich bei der alten Kunstakademie auf der Brühlschen Terrasse, beim Gesamtministerialgebäude am gegenüberliegenden Ufer und beim Kunstgewerbemuseum. Vor allem aber haben drei im Jahre 1910 vollendete hervorragende Monumentalbauten Dresdens Stadtbild verändert: das neue Rathaus, der Schlachthof, die Friedrich-August-Brücke.

Kirchen, Brunnen und Brücken

Der Stil des von Roth und Bräter an einer der Ecken des alten Stadtkerns erbauten neuen Rathauses lehnt sich in den Steildächern aus roten Ziegeln frei an das bürgerliche Barock des 18. Jahrhunderts an, während die beiden großzügigen und kraftvoll gegliederten Fassaden aus zartem graugelbem Sandstein mit reichem Statuenschmuck im italienischen Renaissancestile gehalten sind. Die farbige Gesamtwirkung wird dann einwandfrei sein, wenn das Braun des kupfernen Aufbaues sich in lichtgrüne Patina verwandelt hat. Der vornehmen Gestaltung des Äußeren entspricht die innere Einrichtung: der in hellem Marmor strahlende Festsaal ist mit einem riesigen Deckengemälde in Barock von Prell geziert, mit den vielen von Körperschaften und einzelnen Persönlichkeiten gestifteten Gaben, namentlich mit den Goldschmiedearbeiten, legt das Dresdener Kunsthandwerk hohe Ehre ein. Weithin beherrscht das Stadtbild der stolze, im Grundriß achteckige, etwa 100 m hohe Turm, der in manche Straßenzüge eine wohltuende Geschlossenheit bringt. Die den Bau bekrönende vergoldete Gestalt eines Schutzgeistes ist zum beliebten Wahrzeichen der Stadt geworden, während der vor dem Rathause stehende Dionys, ein humorvolles Werk des realistischen Bildhauers Wrba, sich nicht allgemeinen Beifalls erfreut. — Der neue, idyllisch im Ostragehege liegende Schlachthof ist der größte unter allen bis jetzt in Deutschland erbauten und wohl die modernste Anlage in Europa, er besteht aus 45 größeren und 22 kleineren

Neues Rathaus

Schlachthof

[1] Aus der Dr. Güntzschen Stiftung vom Jahre 1856 sind für die Verschönerung der Stadt durch Kunstwerke rund 3½ Millionen Mark von 1860—1915 verwendet worden.

Gebäuden, die sich mit ihren weißen Mauern, grünen Fensterläden und roten Ziegeldächern der ländlichen Umgebung trefflich anpassen. — Die alte Elbbrücke, vielleicht die schönste der Welt, das älteste erhaltene Baudenkmal der Stadt, bereitete dem steigenden Verkehr auf dem Strome solche Schwierigkeiten, daß sie 1907 abgebrochen werden mußte — ein unersetzlicher Verlust. Zwar ist die Neue Elbbrücke Grundform der neuen, 328 m langen, 18 m breiten, auf 8 Pfeilern ruhenden Brücke dieselbe geblieben, doch den Eindruck der monumentalen Größe, wie ihn die alte erweckte, kann sie nicht machen: mit der vergrößerten Spannweite der neun Bogen scheint sie in leichtem Schwunge den Strom zu überspringen.

Was das Kunstleben als Ganzes betrifft, so kam es in Dresden später als in anderen deutschen Großstädten zu lebhaften Kämpfen zwischen den Anhängern des Alten und den Vorkämpfern des Neuen. Nur die jüngeren Künstler traten seit 1890 entschieden für Freilichtmalerei, überhaupt für Naturstudien ein und Verein bildender Künstler schlossen sich zu dem neuen Verein bildender Künstler Dresdens zusammen. Wie in München, so sind auch in Dresden die ursprünglichen Gegner für die Anerkennung der freien Entwicklung gewonnen, und Dresdens Stillstand oder Verödung ging schnell vorüber, denn das junge Geschlecht wirkt und wirbt für seine Ideale. In der Gemäldegalerie, die im 18. Jahrhundert stets eine Stätte für alle damals gefeierten Arten der Malerei gewesen war, wurde seit 1873 durch einmalige Bewilligung des Landtags die neuere Malerei in ausgedehnter Weise berücksichtigt. Auch dadurch bekundete sich wieder eine freiere Auffassung, daß man Ausstellungen Klingers Pietà, Uhdes Heilige Nacht u. a. Gemälde erwarb und eine Ausstellung der Werke Klingers veranstaltete, die eine lebhafte, mit allen Mitteln geführt Fehde zwischen der alten und der modernen Richtung zur Folge hatte. 1910, als die erste Ausstellung der neuen Künstlervereinigung stattfand, wurde in der Galerie ein Rembrandtsaal neu eingerichtet. Viele neue Kunstwerke wurden durch Sonderausstellungen der Arnoldschen Kunsthandlung bekannt und fanden ernste Beachtung. — Ausstellungen sind im allgemeinen für Dresden sehr wichtig geworden, besonders seitdem der städtische Ausstellungspalast, der 1890—94 errichtet und während des Weltkrieges wesentlich erweitert worden ist, alljährlich benutzt wird — eignet sich doch kaum eine andere Großstadt außer München so für Ausstellungen wie Dresden, vor allem wegen seiner Lage, seiner Kunstschätze und seiner näheren wie weiteren Umgebung. Durch die Tatkraft und Umsicht des Oberbürgermeisters Beutler (nach fast 22jähriger Tätigkeit ist er 1. Oktober 1915 aus dem Amte geschieden) nahm das Ausstellungswesen in Dresden einen großartigen Aufschwung, wie sich zuerst 1903 bei der Städteausstellung zeigte, dann ganz besonders 1906 und 1911. In

jenem Jahre fand in Dresden, das für die seit 1875 bestehende Kunstgewerbe- Kunstgewerbe
schule nebst Kunstgewerbemuseum einen prächtigen Neubau erhielt, die dritte deutsche Kunstgewerbeausstellung statt, daneben eine Ausstellung für Volkskunst und ein Tag für protestantischen Kirchenbau; dadurch, daß der 1908 gegründete Deutsche Werkbund seine Geschäftsstelle in die Elbstadt verlegte, trat diese an die Spitze des deutschen Kunstgewerbes und wurde der Sitz des größten kunstgewerblichen Betriebes in Deutschland. — Mehr als fünf Millionen Menschen besuchten 1911 die Hygiene-Ausstellung, die alles bisher in deutschen Großstädten Gebotene über- Hygiene-Ausstellung
traf, in vielen Beziehungen, z. B. in der völligen Trennung des Wissenschaftlichen vom Geschäftlichen, vorbildlich war und außerordentlich lehrreich wirkte. Die in modernem Stil errichteten Bauten gruppierten sich um den „Palast des Menschen"; ein bis dahin in Deutschland kaum erreichtes Wunder der Beleuchtungskunst bot die „Straße der Nationen" in der Herkules-Allee des Großen Gartens mit den alten Baumriesen. Zu den vielen segensreichen Folgen dieser unvergleichlichen Ausstellung gehört die Gründung der Dresdener Volksborngesellschaft für medizinisch-hygienische Aufklärung, der sich durch die Folgen des Weltkriegs ein überaus weites Feld der wichtigsten Tätigkeit eröffnet hat.

Seinen Ruf als hervorragende Musikstadt hat Dresden sich stets bewahrt. Der Brennpunkt des Interesses, sei es für einzelne Tonschöpfungen, sei es für einzelne Persönlichkeiten, lag von jeher in der Hofoper. Nach der Mitte des Hofoper
17. Jahrhunderts machte der Kapellmeister Heinrich Schütz († 1672) die sächsische Residenz zum Hauptsitz der deutschen Oper, bis sie der Hof im 18. Jahrhundert durch die in ganz Deutschland zur Herrschaft kommende italienische Kunst verdrängte. Diese hielt sich in Dresden am längsten, weil sie der König begünstigte; doch der feinsinnige Graf Vitztum begründete wieder eine deutsche Oper und berief 1817 an ihre Spitze Karl Maria von Weber, dessen Freischütz drei Monate nach der Erstaufführung in Berlin auch in Dresden über die Bretter ging. Weber brachte bis 1826 die deutsche Kunst so nachdrücklich zur Geltung, daß seit 1832 nur deutsche Kapellmeister in Dresden gewirkt haben. Hier begann der genialste unter ihnen, Richard Wagner, seine an Wechselfällen so überaus reiche, unver- Richard Wagner
gleichliche Laufbahn, unterstützt von ausgezeichneten Sängerinnen, wie Wilhelmine Schröder-Devrient, und Sängern, wie Tichatschek, dem Tenoristen; gleich Semper mußte Wager 1849 wegen seiner Beteiligung am Aufstande flüchten. Seine Werke erfahren noch jetzt in Dresden mustergültige Aufführungen, die auf derselben Höhe stehen wie die Münchener. Der Spielplan der Dresdener Hofoper ist vielleicht einer der abwechslungsvollsten, den ein Theater überhaupt bieten kann:

auch die schwierigsten Aufgaben werden von den dortigen Künstlern bewältigt, wie namentlich die sensations- und reklamereichen Uraufführungen der Tonschöpfungen von Richard Strauß bewiesen haben. — Auf die einst von der kurfürstlich sächsischen Kapelle fast ausschließlich gepflegte Kirchenmusik, und zwar besonders auf den Gesang, wird auch in der Gegenwart sowohl in der katholischen Hofkirche wie bei den „Vespern" in der Kreuz- und in der Frauenkirche großer Wert gelegt. Das Konzertleben im allgemeinen steht in Blüte, zumal seitdem endlich neben die königliche Kapelle ein zweites gediegenes Orchester, das Philharmonische, getreten ist; der 1854 gegründete Tonkünstlerverein spielt eine große Rolle im Musikleben Dresdens, wo der Chorgesang trotz der vielen Männergesangvereine sich nicht solcher Vorliebe erfreut wie die Instrumentalmusik und namentlich die Oper. — Das Königliche Schauspiel, das zuzeiten auf bedeutender Höhe stand, gehörte zu den ersten großen Bühnen, die der 1889 von Berlin ausgegangenen neuen Richtung Raum gaben; es ist seit einigen Jahren in einen Neubau unweit der Hofoper übergesiedelt, und auch in dieser sind alle modernen technischen Einrichtungen kürzlich getroffen worden.

Kirchenmusik

Die bisherige Schilderung hatte hauptsächlich die Entwicklung der Kunst zum Gegenstande, auf der Dresdens eigenartige Bedeutung beruht. Das nationale Kunstleben im allgemeinen ist von hier aus seit 1887 mannigfach befruchtet durch den „Kunstwart" von Avenarius und den Dürerbund unter Paul Schumann, der besonders für die Kunstpflege im Volke sehr viel leistet. Eine literarische Rolle hat Dresden im übrigen nur vorübergehend gespielt in der „galanten" Zeit, als der Hofpoet König hier dichtete, und dann wieder, als es durch Tiedge und Tieck Hauptsitz der ausgehenden Romantik wurde. Geistige Größen haben die Stadt trotz ihrer vielen Vorzüge selten zu dauerndem Wohnsitz gewählt. Eine Technische Hochschule besteht seit 1828; sie hat zuerst in Deutschland mit Rücksicht auf den Weltkrieg die Friedhofs- und Grabmalskunst in ihren Lehrplan aufgenommen. Die Gründung einer Universität, die in Frankfurt a. M. 1914 gelang, konnte in Dresden nicht erreicht werden: über die ersten vorbereitenden Schritte kam die Angelegenheit nicht hinaus. Eigenartig ist die Stiftung des Großkaufmanns Gehe, die durch eine reichhaltige Bibliothek und durch Vorträge die volkswirtschaftliche und politische Bildung zu fördern sucht.

Literarische Bedeutung

Dresden ist aber nicht nur Kunst-, Fremden- und Ausstellungsstadt, sondern als Hauptstadt des Industrielandes Sachsen längst auch durch Handel und Industrie wichtig geworden, worauf das Vorkommen von Steinkohlen im Plauenschen Grunde und die bequeme Zufuhr billiger böhmischer Braunkohle wesentlich ein-

Handel und Industrie

35. Zwinger

Mit Erlaubnis der Kunstanstalt Stengel & Co. in Dresden

36. Hofoper

Mit Erlaubnis der Kunstanstalt Stengel & Co. in Dresden

Aufn. Dr. Stoedtner, Berlin

37. Elbansicht

(Aus „Die Schöne Heimat. Bilder aus Deutschland". Verlag von Karl Robert Langewiesche, Königstein i. Taunus)

gewirkt haben. Sachsens Gewerbefleiß spiegelt sich auch in der Bevölkerung der Residenz wider, deren Bewohner fast zur Hälfte industriell tätig sind, namentlich in Zigaretten (59 Fabriken gibt es), Schokolade, Drogen, künstlichen Blumen, photographischen Apparaten, Lichtdrucken und Gummiwaren. Der im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts mächtig steigende Verkehr machte außer den bereits erwähnten neuen Brücken den kostspieligen Umbau der Bahnhöfe notwendig; 1898 ward der neue Hauptbahnhof eröffnet, eine Verbindung von hochliegendem Inselbahnhof mit Kopfstation zu ebener Erde; alle von Norden nach Süden und von Westen nach Osten laufenden Eisenbahnlinien münden hier ein. Auch für den Personen- und Frachtverkehr auf der Elbe ist Dresden sehr wichtig. Etwa verzehnfacht hat sich die Einwohnerzahl im 19. Jahrhundert; um dessen Mitte betrug sie rund 100000, stieg dann von 190000 im Jahre 1873 auf 245000 im Jahre 1885 und auf fast 400000 im Jahre 1900; jetzt beträgt sie etwa 578000 auf einem Gebiete von 7196 ha. Durch Einverleibung von 17 Vororten in den beiden letzten Jahrzehnten ist verhütet, daß es der Großindustrie und den Verkehrseinrichtungen an dem nötigen Raume fehlt. Auch das Wesen der Bevölkerung hat sich im Laufe des 19. Jahrhunderts geändert. Schiller kennzeichnet in einem Briefe an seine Schwägerin vom 4. Dezember 1788 die Dresdener als „ein seichtes, unleidliches Volk, bei dem es einem nie wohl wird. Sie schleppen sich in eigennützigen Verhältnissen herum, und der freie, edle Mensch geht unter den hungrigen Staatsbürgern ganz verloren". Sondergeist, kleinlicher Sinn, Mangel an Unternehmungslust traten im ersten Menschenalter des 19. Jahrhunderts in hohem Grade hervor, dem Leben fehlten im Gegensatz zu Leipzig die kräftigen Wellenschläge, es plätscherte in behaglicher Breite dahin, so daß Saphir spottete, Dresden würde dreißig Jahre nachhinken, wenn die Welt einmal unterginge. In der halb sehr konservativ, halb sehr demokratisch gesinnten Residenz waren nach 1849 Gewerbe und Handel nur im Kleinbetrieb für den Bedarf der Stadtbevölkerung tätig, zu der damals schon viele Pensionäre und reiche Fremde gehörten. Das Interesse für alle Vorgänge am Hofe, wo die von Wien übernommene spanische Etikette herrschte, daneben die Vorliebe für das Theater mit seinen Nebenbuhlereien und Klatschereien blieb in den weitesten Kreisen der Bürgerschaft sehr rege, für alle ernsten Fragen dagegen fehlte vielfach Sinn und Verständnis, so daß Treitschke, ein Sohn Sachsens, 1866 ausrief: Gesegnet sei der Tag, wenn Dresden endlich in die volle Strömung staatlichen Lebens hineingerissen wird! Die gewaltigen Ereignisse dieses und der darauf folgenden fünf Jahre ließen dann jede Engherzigkeit schwinden, und mit der alten Anhänglichkeit

Einwohnerzahl

Wesen der Bevölkerung

an die Wettiner vereinte sich eine treue deutsche Gesinnung, wie sich z. B. am 18. Juni 1892 zeigte, als die Dresdener mit stürmischem Jubel den Begründer des Deutschen Reiches auf seiner Fahrt nach Wien begrüßten.

Charakter der Stadt im allgemeinen

Im Unterschied von der österreichischen und der deutschen Kaiserstadt macht sich in Sachsens Residenz die großstädtische Hast und Unruhe im allgemeinen nicht sehr bemerkbar, obschon auch hier alle an moderne Großstadtverwaltungen gestellte Anforderungen erfüllt werden, ein neuer Gesamtbebauungsplan ist entworfen, Schwemmkanalisation durchgeführt, Wohnungs- und Arbeiterordnung erlassen, Wasserwerke und Schlachthof neu erbaut, Grundrenten- und Hypothekenanstalt eingerichtet u. a. m. Da Dresden im Gegensatz zu Leipzig sein Emporblühen ausschließlich dem Hofe und dem Adel verdankte, so nahm die sächsische Residenz einen gewissen aristokratischen Zug an, zu dem Ruhe, Gelassenheit und verfeinerte Lebenshaltung gehören. Dazu paßt die Verbindung von Schönheit und Annehmlichkeit, durch die sich Dresdens Straßen vor denen vieler anderer Großstädte auszeichnen; mäßig lang sind sie zumeist und mäßig breit und enden nach kurzer Zeit in räumlich begrenzte, aber mannigfaltig gestaltete Plätze, unter denen es nur drei sogenannte Sternplätze gibt mit vielen einmündenden Straßen. Innerhalb der alten Stadt ist Dresden sowohl mit prächtigen Bauten als auch mit ausgedehnten Parkanlagen versehen geblieben. Einst und jetzt finden sich dicht beieinander in wohltuendem Wechsel: man geht an ganz modernen Gebäuden vorüber, biegt um eine Ecke und sieht vor sich einen alten Erker oder Giebel in schönstem Barock.

Dresden als Fremdenstadt

Schon diese Eigenart der Stadt übte auf viele Nichtsachsen eine große Anziehungskraft aus, und außer Russen, Amerikanern und Engländern ließen sich auch aus den benachbarten deutschen Provinzen viele hier nieder; die „Dräsner" Mundart fällt längst nicht mehr so auf wie früher,[1] und die sächsische Gemütlichkeit und Heeflichkeit ist nicht immer leerer Schall oder gar Falschheit — „ein Meißner, ein Gleisner" hieß es einst —, jedenfalls zeigt sie sich überall. Von großem Reize ist auch die nähere und weitere Umgebung der Gartenstadt Dresden — so konnte die Wettiner Residenz schon um die Wende des 17. und 18. Jahrhunderts genannt werden, weil über 100 „Lust- und Küchengärten" vor ihren Mauern lagen. Der Große Garten, 1676 im Versailler Stil, also mit schnurgeraden

Dresden als Gartenstadt

[1] Ein selbstzufriedener Berliner sagt zu einem Dresdener: „Wir haben allens, wat eenen Menschen dat Leben jemütlich machen kann; nich, Männeken? Wat fehlt uns?" — Stolzbewußt erwidert dieser: „Ei, mei Kutester, Sie fählt nischt, nu äben, als e bißchen deitsche Sprachlehre."

Alleen, angelegt, erhielt um 1720 das Aussehen, das er mehr als 100 Jahre behalten hat; die Ausschmückung mit 150 mythologischen Gruppen entsprach dem höfischen Geschmack, aber nicht dem Empfinden des Volkes, dem der Garten seit etwa 1815 zugänglich wurde; das in der Mitte befindliche Palais wirkt namentlich in sommerlicher Sonnenpracht durch das tiefe Gelb des Sandsteins und das Grün des kupfernen Daches. Die Stadt hat in der Nähe des Gartens in jüngster Zeit prächtige Spielwiesen angelegt und in der Dresdener Heide den König-Albert-Park angekauft; in dieser Heide liegt nicht weit von der Großstadt und doch fern genug, um die ländliche Unberührtheit sich zu bewahren, die moderne Gartenstadt Hellerau.

So wird in Dresden der Übergang zu neuen Lebensverhältnissen durchgeführt und dabei die alte Eigenart, auf der die Wurzeln seiner Kraft beruhen, treu gewahrt.

6. Leipzig

Überblick über die Entwicklung bis zur Reformation

Am Zusammenfluß von Pleiße und Elster, wo ein slawisches Fischerdorf Lipzk (d. h. Lindenort) lag, wurde eine deutsche Ansiedlung mit der Nikolaikirche wohl vom Merseburger Bischof gegründet (1015 findet sie sich zuerst erwähnt) und erlangte als Verkehrsplatz Bedeutung. Westlich davon legte der Markgraf von Meißen zwischen 1156 und 1170 die eigentliche Stadt planmäßig an und ließ sie mit der älteren Niederlassung sogleich durch eine Mauer verbinden. Geradlinig liefen die vier Hauptverkehrsadern der Stadt an den Seiten des Marktes entlang in die Ecken, die Nebenstraßen dahinter schnitten sich nicht in rechtem Winkel: dieser wohlberechnete Stadtplan hat sich bis auf den heutigen Tag bewährt. Weil Leipzig mühsam gegen die Ungunst der Lage in sumpfiger Niederung ankämpfte, so wurde für die dorthinreisenden Kaufleute ein besonderer markgräflicher Schutzbrief ausgestellt. Anfang des 13. Jahrhunderts errichtete der Markgraf drei feste Burgen, von denen zwei später in Klöster verwandelt wurden, die dritte, die Pleißenburg, landesherrliche Feste blieb. Durch die Tüchtigkeit seiner Bewohner, die Umsicht des Rats und die tatkräftige Unterstützung der Wettiner kam Leipzig als Handelsmittelpunkt für das industrielle gebirgige Hinterland an der Kreuzung der beiden wichtigsten alten Straßen inmitten der tief in das Herz Deutschlands vorspringenden sächsisch-thüringischen Bucht langsam empor und lief nicht nur Erfurt, sondern auch Halle den Rang ab, das, am Westsaum der Bucht gelegen, den Vorzug eines schiffbaren Flusses und der nahen Kohlenlager besaß. Das industrielle Erzgebirge aber, an dessen Silbergruben die betriebsamen Leipziger Kaufherren beteiligt waren, sicherte dem Handel Leipzigs einen solchen Vorsprung, daß er auch nicht durch künstliche Verlegung von Verkehrslinien geschädigt werden konnte. Der Wettbewerb Halles, das schon im 15. Jahrhundert seine Kräfte im Kampfe mit den Magdeburger Erzbischöfen schwächte, wurde schließlich überwunden, denn Kaiser Maximilian I. bestätigte Leipzig 1497 und 1507 drei Messen sowie das außerordentliche Vorrecht, daß im Umkreis von 15 Meilen um die Stadt kein Jahrmarkt, kein Stapel und keine Niederlage errichtet werden dürfe. Durch den Zwischenhandel aufgeblüht, brach Leipzig allmäh-

lich das Übergewicht der süddeutschen Handelsplätze und nahm den Großhandel selbst in die Hand. Diesen suchten Breslau und Frankfurt a. O. dadurch zu hemmen, daß sie die Waren nach den Niederlanden nicht über Leipzig, ihre gefährlichste Nebenbuhlerin im Innern Deutschlands, sondern über Stettin und Lübeck beförderten. Doch Leipzigs Handel gedieh seit der Mitte des 16. Jahrhunderts weiter auch durch die Einwanderung von Niederländern, die außer bedeutendem Vermögen ihre Geschäftsverbindungen mitbrachten. Den wissenschaftlichen Ruhm der Stadt begründete die 1409 gestiftete Universität. 1519 fand die berühmte Disputation zwischen Luther, Karlstadt und Eck in der Pleißenburg statt, 1539 wurde die Reformation eingeführt, und seitdem blieb das alte echte Luthertum in Leipzig mächtig.

Entwicklung im 17. u. 18. Jahrhundert

Schwere Zeiten hatte die Stadt, die 1619 den Mansfelder Bergbau größtenteils in eigenen Betrieb nahm und infolgedessen zahlungsunfähig wurde, während des Dreißigjährigen und während des Nordischen Krieges durchzumachen und mußte den Schweden hohe Kriegssteuern entrichten; auch die furchtbare Pest 1680 schadete dem Handel sehr. Empfindlich wurde dann der Aufschwung Leipzigs durch die Kämpfe Sachsens gegen Preußen gehemmt; 1755 zählte die Stadt 29593 Einwohner, 1772 aber nur 27382. Über die fast unerschwinglichen Kontributionen, die Friedrich der Große auferlegte, tröstete Seydlitz die Ratsherren: „Wenn der König das Pflaster von Leipzig aufreißen und sein Berlin damit pflastern ließe, er würde doch den Segen von Leipzig nicht nehmen können." Des letzten Restes seiner Stapelrechte beraubt, erkannte Leipzig bald, daß es bei seiner günstigen Lage aus der Verkehrsfreiheit nur Vorteil zog, und söhnte sich auch mit dem so lange bekämpften Handel auf der Saale und der mittleren Elbe aus. Der gegen Ende des 18. Jahrhunderts bedeutendste Bevölkerungsstatistiker Deutschlands, Süßmilch, urteilt, Leipzig müsse wegen seines Reichtums, seiner „Handlung" und seiner ansehnlichen Universität anderen viel größeren Städten gleichgestellt werden. Damals zeichnete sich Leipzig durch eine eigentümliche Verbindung von Handel, Gelehrsamkeit und weltmännischem Wesen aus und bildete eine Zeitlang sogar den Mittelpunkt des alten Reichs im wirtschaftlichen Leben wegen seiner drei vielbesuchten Messen, auf literarischem Gebiet als Stadt Gottscheds und Gellerts. Zu jener Zeit hob sich die Lebenshaltung, der noch junge Patrizierstand erstarrte nicht, wie in vielen anderen Großstädten, durch Inzucht, sondern nahm stets frisches Blut in sich auf. Nach Zuschüttung der Festungsgräben Ende des 18. Jahrhunderts dehnte sich die Stadt aus, ihre Umgebung ward entsumpft, das Rosental, das der Rat 1663 dem in Geldnot befindlichen Kurfürsten hatte abkaufen müssen, wurde öffent-

licher Park, von großartigen weltbekannten Ziergärten, die Goethe mit den elysischen Feldern verglich, war die Stadt umgeben, der kunstsinnige Bürgermeister K. v. Müller († 1801) ließ die Gräben an allen Seiten in prächtige Promenaden von ungewöhnlicher Breite umwandeln, wodurch für die Gesundheit, Verschönerung und Ausbreitung der Stadt trefflich gesorgt wurde.

Entwicklung im 19. Jahrhundert

Von den schweren Wunden, die Leipzig in der napoleonischen Zeit empfing — den Absatz französischer Waren steigerte allerdings die Kontinentalsperre —, erholte es sich nur langsam, 1800 zählte es 32146 Bewohner, 1832 erst 43189. Der Beitritt zum Zollverein 1834 hatte dann einen schnellen Aufschwung zur Folge, so daß 1850 die erste große Industrieausstellung stattfinden konnte. Bei dem allgemeinen deutschen Turnfest und der Jubelfeier der Völkerschlacht 1863 lenkte sich der Blick ganz Deutschlands auf Leipzig. Im folgenden Jahre gab die Stadt durch die Gründung des ersten Schrebervereins — nach dem Arzt und Orthopäden Schreber benannt — ein rühmliches Vorbild für Vereinigung der Freude an der Natur mit körperlicher Ertüchtigung und Pflege des Schönheitssinns in den Schrebergärten. Im neuen Deutschen Reiche wurde die moderne Großstadt Leipzig eine der bedeutendsten Handels- und Industriestädte und als Sitz des Reichsgerichts gewissermaßen die zweite Hauptstadt Deutschlands, nach allen Seiten dehnte sie sich rasch aus und hatte einen so starken Bevölkerungszuwachs in so kurzer Zeit aufzuweisen wie keine andere deutsche Großstadt: sie zählte im Beginn des 20. Jahrhunderts 439200 Bewohner, die seit 1. Januar 1915 durch Einverleibung von Vororten auf rund 650000 gestiegen sind, so daß nach Berlin und Hamburg Leipzig die bevölkertste Stadt des Reiches ist, zugleich die wichtigste Handelsstadt, namentlich für Rauchwaren, räumlich gehört es mit seinen 8300 ha zu den ausgedehntesten deutschen Städten und zu den grünanlagenreichsten vielleicht der Welt. Denn mehr als der sechste Teil des Stadtgebiets ist Wald- und Gartenfläche, die sich wegen der Flußarme und Auen nahe an der Altstadt befindet und den Verkehr erschwert, anderseits Leipzig als Wohnplatz nicht nur hohe Reize verleiht, sondern auch gesundheitliche Vorzüge, weil vom Wohnviertel der Arbeitsplatz in der Altstadt oft nur wenig entfernt ist. Die schon jetzt wesentlich eingeschränkte Überschwemmungsgefahr wird durch die begonnene Hochwasserregulierung ganz beseitigt. 1896 führte Leipzig mit zuerst unter den deutschen Großstädten den elektrischen Betrieb aller Straßenbahnen ein. Am umfassendsten erweitert haben sich die westlichen Vororte Plagwitz und Lindenau, die jetzt, durch die ausgedehnten Anlagen zwischen Pleiße und Elster von der Altstadt getrennt, einen eigenen Industriebezirk mit etwa 150000 Einwohnern bilden,

während der mit der Altstadt zusammenhängende, an Umfang bedeutendste östliche Teil Leipzigs langsamer gewachsen ist. Als Handelsstadt steht Leipzig jetzt hinter Berlin und Hamburg an dritter Stelle in Deutschland; Kunst und Wissenschaft sind im allgemeinen nicht zurückgeblieben hinter dem großartigen materiellen Aufschwunge.

Geschichte der Messen

Als Platz der Messen ist Leipzig emporgekommen, und diese haben der Stadt in allen Wechselfällen ihrer Geschichte eine außerordentliche Bedeutung im Handel gesichert. Schon zu Ende des 12. Jahrhunderts besaß Leipzig das Vorrecht, zwei Jahrmärkte, und zwar zu Jubilate und zu Michaelis, abzuhalten; 1458 kam als dritter der Neujahrsmarkt hinzu. Diese anfangs bescheidenen drei Jahrmärkte (erst im 18. Jahrhundert bürgerte sich die Bezeichnung „Messe" von Frankfurt her ein) bestätigte 1497 Kaiser Maximilian I. und fügte 1507 das bereits erwähnte sehr wichtige Vorrecht hinzu. Um 1600 hatte Leipzig die Handelsverbindungen vor allem mit dem slawischen Osten vollkommen in seiner Hand, und seit etwa 1700 traten die Messen der Stadt mit denen Frankfurts, den wichtigsten ihrer Zeit, in lebhaftesten Wettbewerb. In Leipzig bildete der Rat zur Abhaltung der Messen gewissermaßen eine große Aktiengesellschaft, deren Teilhaber die Leipziger Handelsgeschlechter waren. Auch der sächsische Hof hielt sich zur Meßzeit gern in Leipzig auf, namentlich August der Starke kaufte viel und ermunterte die ihn begleitenden Edelleute, dasselbe zu tun. Um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts erreichte der Wert der Einfuhr, namentlich der billigen englischen Massenerzeugnisse, mehrfach über 50 Millionen Taler; die Waren gingen von Leipzig hauptsächlich nach den ost- und nordeuropäischen Ländern. Bis etwa 1830 waren die Messen der Sammelpunkt von Gütern jeder Gattung und Herkunft, dienten dem Austausch der Waren wie den Speditions-, Kommissions-, Geld- und Kreditgeschäften; jährlich wurden etwa 180 Millionen Taler umgesetzt. Als sich seit den mittleren Jahrzehnten Speditions- und Kreditwesen vom Warengeschäft lösten, die Großindustrie und der Großhandel mit neuen Bezugs- und Absatzformen sich entwickelten, paßten sich ihnen die Messen durch eine Neuorganisation, die 1894 vollendet war, an: nur Muster, namentlich von zerbrechlichen, sperrigen und schweren Waren, werden ausgestellt, und danach kauft man auf den Musterlagermessen, die Ware selbst erscheint auf ihnen gar nicht, sondern wird erst nach der Bestellung angefertigt, abgesehen von den Rauchwaren und in gewissem Umfange auch vom Lederhandel; die Beschaffenheit der einzelnen Stücke macht dabei deren Besichtigung an Ort und Stelle nötig. Die Vorteile der neuen Einrichtung liegen auf der Hand: der ganze Wettbewerb ist sehr übersichtlich, die Einkäufer finden in

Neuorganisation der Messen

wenigen dicht nebeneinanderliegenden Gebäuden alle Neuheiten bestimmter Industriezweige und können persönliche Fühlung mit den Ausstellern nehmen; diese treten in unmittelbare Berührung mit sehr vielen Einkäufern. Dieser Meß-Musterlagerverkehr ist seit Anfang der 90er Jahre durch verschiedene Maßnahmen wesentlich gefördert worden, nicht nur durch Früherlegung der Termine,[1] sondern vor allem durch große Geschäfts- oder Meßpaläste, die zu den gediegensten in ihrer Art gehören, alle aus Eisenbeton, das größere Wölbungen ermöglicht als jeder andere Baustoff und auch bei der Anlage der zur Vereinigung des gesamten Verkehrs nötigen vielen kleinen Räume, Gänge und Treppenhäuser sich bewährt. Unter diesen Leipziger Bauten, in denen meistens die beliebten Durchgänge angebracht sind, fällt der sogenannte Königsbau (Tafel XIV, 39) von Schmidt & Johlige am Augustusplatz auf, weil trotz eigenartiger Mischung moderner Architektonik mit deutscher Renaissance und mit einer pompösen Reihe jonischer Säulen dennoch über dem Ganzen eine wohltuende Harmonie liegt, die sich aus der Umbildung des Einzelgedankens durch das persönliche Empfinden der Künstler erklärt. Andere hervorragende Gebäude solcher Art sind das städtische Kaufhaus, der städtische Handelshof und der Meßpalast Stentzler, der während des Weltkrieges mit einem Kostenaufwand von 5 Millionen fertiggestellt wurde. Etwa 5000 Aussteller beschicken die Musterlagermessen, über 15000 (genau läßt es sich nicht feststellen) Einkäufer finden sich ein. Daß der Weltkrieg nur anfangs den Messen etwas Abbruch getan hat, ist ein glänzender Beweis für die gesunde Lebenskraft und den Unternehmungsgeist der Leipziger und überhaupt der deutschen Kaufmannschaft.

Leipzigs Entwicklung zur Hauptstadt des deutschen Buchhandels

Die Leipziger Messen bezogen fremde Buchhändler schon Ende des 15. Jahrhunderts; urkundlich ist der Bücherverkehr 1475 nachzuweisen; ihre erste Buchdruckerei um 1480 verdankt die Stadt wohl der Universität. Bald begann ein langer Kampf um die Vorherrschaft im Buchhandel zwischen Frankfurt a. M., wo die kaiserliche Zensur manche Schwierigkeiten bereitete, und Leipzig, wo dem Buchhandel solche Hindernisse nicht in den Weg gelegt wurden. Frankfurts Meßkatalog für Buchhändler mußte 1749, im Geburtsjahre Goethes, aus Mangel an Stoff

[1] Die Ostervormesse für den Musterlagerverkehr beginnt am ersten Montag im März, die Ostermesse für Rauchwaren, Leder u. dgl. am ersten Sonntag nach Ostern, die Michaelismesse für alle Geschäftszweige am letzten Sonntag im August, die Neujahrsmesse für Rauchwaren u. dgl. am 3. Januar. Der „Brühl" (d. h. Sumpfwiese), die Straße, wo Richard Wagner geboren ist, und wo sich die durch Goethe berühmt gewordene Schönkopfsche Weinstube befand, bildet noch immer den Mittelpunkt für den Rauchwarenhandel — bei der letzten Zählung 1907 gab es 209 Betriebe mit 1045 darin tätigen Personen, in Berlin 125 mit 408 Personen — und hat sich unter allen Straßen sein altertümliches Gepräge am schönsten bewahrt.

eingehen, 1764 war Leipzigs Sieg entschieden und konnte auch durch Stuttgarts Nebenbuhlerschaft nicht in Frage gestellt werden. Es gibt jetzt in Leipzig, und zwar hauptsächlich im östlichen Stadtteile, etwa 1800 Betriebe, in denen ungefähr 30000 Personen tätig sind. Zu den rund 950 Firmen gehören etwa 200 Kommissionsbuchhandlungen, die ungefähr 11000 auswärtige Firmen vertreten. Obschon durch Zahl und Größe der Betriebe Berlin einen Vorsprung erreicht hat (vgl. S. 131), ist Leipzig dennoch noch immer die Hauptstadt des deutschen Buchhandels, weil hier der Börsenverein der deutschen Buchhändler seinen Sitz hat (1825 mit etwa 100 Mitgliedern gegründet, zählt er jetzt ungefähr 3800). Diese Tatsache bringen zwei in architektonischer Beziehung schön übereinstimmende Gebäude zum Ausdruck: das 1886 in deutscher Renaissance als führender Bau dieses Mischstils errichtete Deutsche Buchhändlerhaus, dessen prachtvoller Festsaal mit einem großen dreiteiligen Deckengemälde geschmückt ist, und das Deutsche Buchgewerbehaus mit seiner herrlichen Gutenberghalle. Leipzig war daher diejenige Großstadt, die naturgemäß die erste Weltausstellung für Buchgewerbe und Graphik zu schaffen den Beruf fühlte. Sie wurde anläßlich der 150jährigen Jubelfeier der Königlichen Akademie für graphische Künste und Buchgewerbe April 1914 eröffnet, doch ihre weiten, reichbeschickten Hallen verödeten nach Ausbruch des Weltkrieges; die Häuser unserer Feinde aber sind sofort in sorgsamen Schutz genommen. Den Ausstellern verdankt Leipzig eine große Zahl von Schenkungen und Stiftungen; wertvolle Bestände der Ausstellung wurden zu einem Mai 1915 eröffneten Deutschen Buchgewerbe- und Schriftmuseum vereinigt, andere zu dem Deutschen Schul- und dem Deutschen Handelsmuseum, während wieder andere im Deutschen Buchgewerbehause ihren Platz fanden. Trotz des Weltkrieges ist durch die Tatkraft des Börsenvereins deutscher Buchhändler der am 25. Mai 1914 begonnene gewaltige Mittelbau der Deutschen Bücherei (Tafel XIV, 38) am Deutschen Platz, einer Ausbuchtung der zum Völkerschlachtdenkmal führenden „Straße des 18. Oktober", am 2. September 1916 eingeweiht worden, die alle seit 1913 im deutschen Sprachgebiet erschienenen Druckwerke mit Ausnahme der für den Tag bestimmten aufnehmen soll. Jener Bau, an dessen Stirnseite in goldenen Lettern steht:

Buchhändlerhaus

Buchgewerbehaus

Deutsche Bücherei

Freie Statt für freies Wort,
Freier Forschung sichrer Port,
Reiner Wahrheit Schutz und Hort,

steigt acht Stockwerk hoch empor; sein wuchtiger Sockel ist aus Granit, die Obergeschosse sind aus Kalkstein, die Stirnseite mit ihrer eigenartigen Krümmung und

dem Rundturme an jeder Seite wirkt schön, obschon sie frei ist von jeder unnötigen Verzierung. Ermöglicht wurde die Deutsche Bücherei, zu der auch der preußische Ministerialdirektor Althoff manche Anregungen gab, durch die weitgehende Unterstützung des sächsischen Staates und der Stadt Leipzig. Der Bau enthält außer den Bücherspeichern drei Lesesäle und bietet Raum für 1230000 Bände, die Kriegssammlung dürfte in ihrer Vollständigkeit einzig dastehen (schon jetzt enthält sie etwa 20000 Flugblätter und 6000 Maueranschläge). Die weiteren Teile des für 10 Millionen Bücher berechneten, 9064 Quadratmeter einnehmenden Riesenbaues auf einem 16741 Quadratmeter großen Bauplatze sollen in fünf weiteren Bauzeiten erstehen. Unzweifelhaft wird die Deutsche Bücherei nicht nur ein lückenloses buchhändlerisches Archiv, sondern eine bedeutsame Stätte deutschen Geisteslebens bilden; schon jetzt beweist sie, daß Leipzigs Verlagsbuchhandel und Buchgewerbe die sehr starke Belastungsprobe durch den Krieg gut überstanden hat (die Neuerscheinungen im deutschen Buchhandel betrugen 1915: 23585, im Vergleich zu 1913: 11493 weniger).

Entwicklung der Industrie

In erster Linie ist Leipzig Stadt des Handels, und an ihn lehnt sich mehr oder weniger die Industrie an, die sich auch hier in den letzten Menschenaltern kräftig entwickelt hat; 1897 wurde in Leipzig eine große sächsisch-thüringische Industrie- und Gewerbeausstellung veranstaltet, und seitdem gibt es kaum ein Gebiet gewerblicher Betätigung, das hier nicht vertreten wäre. 1907 stand Leipzig in der Zahl der industriellen Betriebspersonen (150000 in 22000 Betrieben) nur hinter Berlin und Hamburg zurück, übertraf beide Städte aber und nahm den ersten Rang in Deutschland ein in bezug auf den Anteil der Bewohner am Gewerbebetriebe: auf 10000 Einwohner kamen 2902 Betriebspersonen, in Berlin 2721, in Hamburg 1813. Neun große Druckereien, jede mit mehr als 500 Arbeitern, eine mit über 1000, gab es 1912. Der riesige Umfang des Geschäftsverkehrs namentlich in den Meßzeiten machte im 20. Jahrhundert eine

Eisenbahn

völlige Umgestaltung des Leipziger Eisenbahnwesens nötig. In gewissem Sinne ist Leipzig die Geburtsstätte der deutschen Eisenbahn überhaupt. Weil nämlich die Stadt keine schiffbaren Wasserläufe besaß, so fielen hier bei der Unternehmungslust der Bürger die kühnen Gedanken Fr. Lists auf fruchtbaren Boden, der 1833 seine kleine Schrift über ein sächsisches Eisenbahnsystem als Grundlage eines allgemeinen deutschen herausgab. 1836 wurde die Bahn von Leipzig nach Dresden, die erste größere in Deutschland, begonnen, 1837 der erste Zug abgelassen und zwei Jahre darauf die ganze Strecke eröffnet. Nach und nach erhielt nun Leipzig sechs Bahnhöfe, von denen zwei unmittelbar nebeneinanderlagen, der

dritte dicht dabei, einer (der bayrische) aber weit im Süden. Die daraus sich ergebenden Mißstände ließen Leipzig nicht die seiner Lage entsprechende Bedeutung erlangen und wurden schließlich deshalb unhaltbar, weil die Nachbarstadt Halle mit nur einem Bahnhof einen großen Teil des Verkehrs an sich zog, der sonst über Leipzig gegangen wäre. Nach langen Verhandlungen kamen endlich 1902 zwischen den vier in Betracht kommenden Verwaltungen die Verträge zustande, die den Bau eines einzigen Hauptpersonenbahnhofs ermöglichten, doch noch dreizehn Jahre dauerte es, bis er, der größte europäische Bahnhof, völlig vollendet war, ein Markstein in der Geschichte des ganzen Eisenbahnwesens. Denn trotz des Weltkrieges ward der riesige Bau (Tafel XIV, 40) nach den ursprünglichen Plänen — der Entwurf des Empfangsgebäudes stammt von den Architekten Lossow und Kühne in Dresden — ohne jede Stockung genau und glücklich zu Ende geführt, auch die schwierige Überleitung des Zugverkehrs auf 26 Bahnsteiggleise mit 920 Weichen erfolgte ohne jede Störung! Die Gesamtkosten betrugen 135 Millionen Mark, von denen 60 auf Sachsen, 53 auf Preußen, 17 auf Leipzig und 5 auf die Reichspostverwaltung entfielen. Der in einfachem, sich der Renaissance näherndem Barockstil aus hellgelbem Sandstein von angenehmer, warmer Tönung ausgeführte Bau macht durch die Harmonie des Ganzen einen überaus großartigen Eindruck und vereinigt mit einfacher Schönheit vollkommene Zweckmäßigkeit. Die zur sachgemäßen Bewältigung großstädtischen Verkehrs zuerst im Frankfurter Bahnhof getroffene Anordnung ist hier so vorzüglich durchgeführt, daß allen Anforderungen in weitestem Maße Genüge geleistet wird. Zehn zweigleisige Strecken, fünf preußische und fünf sächsische, münden in den 267 Meter langen, fast ganz überdachten Querbahnsteig, über dem sich ein 30 Meter aufragendes Hallendach aus Eisenbeton erhebt, während die etwa 20 Meter hohe Überdachung der Längsbahnsteighallen in Eisenkonstruktion ausgeführt ist — eine bisher unerreichte Leistung. Die Gesamtfront mißt 298 Meter, die der beiden etwa 270 Meter langen Seitenflügel je 90 Meter. Die Küchenräume befinden sich im Dachgeschoß (was in einem Bahnhof etwas ganz Eigenartiges ist) und sind durch Fahrstühle mit den Speisesälen verbunden. Die Grundfläche des Empfangsgebäudes beträgt 161000, die der Bahnsteighallen und Nebengebäude 82000 Quadratmeter, ein Raum, der die zur Völkerschlacht 1813 verbündeten Truppen bequem hätte aufnehmen können. Solch großartige Anlage findet sich in keiner anderen Großstadt Europas. Trotz des Weltkrieges wurde bereits Frühjahr 1915 eine etwa 700 Meter lange Tunnelstrecke der Untergrundbahn vollendet, die zunächst den Hauptbahnhof mit dem bayrischen Bahnhof, später die

Hauptpersonenbahnhof

östlichen und südlichen Stadtteile mit der inneren Stadt verbinden soll. Weil ein Kranz ehemaliger Vororte mit dem alten Stadtkern eng verschmolzen ist, hat man Leipzigs Wunsch erfüllt und den neuen Bahnhof im Herzen der Stadt, also mit Kopfstation, angelegt, wodurch der ganze nördliche Stadtteil nach neuem, großzügigem Plane umgestaltet worden ist.

Neben diesem gewaltigsten Denkmal modernster Baukunst weist Leipzig aus alter Zeit nicht viele besonders wertvolle auf, weil die wenigen sehr reichen Handelsherren damals nicht gerade auf Verschönerung der Stadt bedacht waren. Der bedeutendste Leipziger Bürgermeister im 16. Jahrhundert, Hieronymus Lotter, bewährte sich im wuchtigen Bau der Pleißenburg (1549–69) und in dem des

Altes Rathaus

Rathauses[1] im deutschen Renaissancestil mit einem originellen, unsymmetrisch stehenden Turm und einem Sechsgiebeldach. 1906 erneuert, gibt es durch seine starken, von Säulen getragene Lauben dem großen rechteckigen, ganz geschlossenen Marktplatz mit dem Siegesdenkmal ein altehrwürdiges Gepräge. Mit der Erbauung der Börse (1678–87) zog die Barockkunst in Leipzig ein und ward für das Stadtbild bedeutungsvoll. Gegenüber dem schlichten, aber kernigen Hause Lotters von 1549 ließ sich auf Betreiben Augusts des Starken dessen Günstling, der Bürgermeister Romanus, 1701–4 einen Prachtbau errichten, der sein ganzes Vermögen verschlang. In den Hauptstraßen der inneren Stadt entstanden manche

Kaufhäuser des 17. u. 18. Jahrhunderts

palastähnliche Geschäftshäuser mit Durchgängen, die den Anlaß bildeten, die vielfach noch erhaltenen, architektonisch oft sehr reizvollen Höfe anzulegen mit umlaufenden Galerien, weiten Lagerräumen und starken Giebeln mit Aufzügen. Diese Privatbauten – das Adreßbuch von 1746 zählt ihrer 31 auf –, machten den Stolz der Kaufherren aus und erregten sogar Goethes Bewunderung. „Leipzig ruft dem Beschauer keine altertümliche Zeit zurück," schreibt er in ‚Wahrheit und Dichtung', „jedoch ganz nach meinem Sinn waren die mir ungeheuer scheinenden Gebäude, die, nach zwei Straßen ihr Gesicht wendend, in großen himmelhoch umbauten Hofräumen eine bürgerliche Welt umfassend, großen Burgen ähnlich sind." In

[1] Es hat eine vielbewegte Geschichte hinter sich: Wilhelm von Oranien feierte hier seine Hochzeit; fast alle bedeutenden Feldherren des Dreißigjährigen Krieges weilten hier, auf dem Platz davor ließ Friedrich der Große exerzieren, und die verbündeten Monarchen nahmen hier nach der Völkerschlacht die Parade ab; vom Altan des Rathauses sprach 1848 Robert Blum zu der erregten Volksmasse. – Um die Front des Rathauses nicht zu unterbrechen, hat man das Siegesdenkmal Siemerings mit den herausreitenden Gestalten Kaiser Friedrichs und König Alberts, Bismarcks und Moltkes, eins der schönsten derartigen Denkmäler in Deutschland, an die eine Schmalseite des Marktes gesetzt. Das vor fünf Jahren im Alten Rathaus eröffnete Stadtgeschichtliche Museum, dessen Grundstock die Sammlung des Vereins für die Geschichte der Stadt Leipzig bildet, gewährt schon jetzt einen lehrreichen Überblick über die Geschichte der Stadt.

diesen Räumen konnten die Frachtwagen auf der einen Seite herein-, auf der anderen ohne Umlenken wieder hinausfahren; weil sich hier die reichen Handelsherren mit den Meßfremden viel aufhielten, so wurden die Fassaden ausgeschmückt. Diesen prächtigen Kaufhäusern aus der Barockzeit hatte das 19. Jahrhundert bis in die 70er Jahre hinein nichts Gleichwertiges an die Seite zu setzen. Dann aber wurde Leipzigs Stadtbild in größerem Maße umgestaltet als in den vorhergehenden zwei Jahrhunderten. Die Veränderung hub an mit dem von Ludwig Hoffmann (s. S. 140) 1888–95 erbauten Reichsgericht, das sich fein abgewogen im ganzen Aufriß wie in den Einzelheiten mit einem von sechs hohen Säulen gebildeten Portal in würdiger, vornehmer Ruhe erhebt; das Treppenhaus ist durch zwei Marmorbildwerke geziert: Freigesprochen und Verurteilt; eine mächtige Kuppel, auf der das Standbild der Wahrheit thront, krönt den Bau. Ihm gegenüber steht an der Stelle der alten Pleißenburg, deren Turm wirkungsvoll zum Unterbau des neuen 100 m hohen Turmes dient, das neue Rathaus, 1898–1904 erbaut von dem Stadtbaurat Hugo Licht, durch dessen 27jährige Tätigkeit das Stadtbild des modernen Leipzig wesentlich bestimmt worden ist; den Mischstil der deutschen Renaissance hat er in neuer, malerischer Auffassung selbständig durchgebildet, so daß sein Rathausbau (Tafel XIV, 41) zu den künstlerisch wertvollsten in den deutschen Großstädten gehört. An der anderen Seite des Reichsgerichts befindet sich das Musikviertel der Stadt, wo bis August 1914 viel Englisch gesprochen wurde, mit dem neuen Gewandhaus, vor dem Mendelssohns Denkmal steht, und dem Konservatorium der Musik; auch die Universitätsbibliothek mit großem Lesesaal und viele vornehme Wohnhäuser liegen hier. Der größte und vielleicht der schönste Platz in den deutschen Großstädten ist der Augustusplatz, in dessen Mitte sich der herrliche Mendebrunnen, nach der Stifterin so benannt, erhebt. Großartige Bauten umsäumen den Platz, darunter das 1864–67 errichtete Neue Stadttheater, an dessen 50 Meter breiten Mittelbau sich zwei Flügel anschließen, das städtische Museum, dessen Anbau (1886) von Licht herrührt, und die Hauptseite des 1894–95 mit großem Kostenaufwande umgebauten Universitätsgebäudes, dessen herrliche Wandelhalle mit zwei sehr wirkungsvollen Wandgemälden Prellers geschmückt ist: Prometheus, der Feuerbringer, und die Burg Wettin.

Reichsgericht

Neues Rathaus

Musikviertel

Augustusplatz

Die Leipziger Universität wurde mit 46 Lehrern und 369 Studenten, die aus Prag vertrieben waren, im Refektorium des Augustinerchorherrenstifts zu St. Thomas 2. Dezember 1409 in Gegenwart Friedrichs des Streitbaren, Markgrafen von Meißen, eröffnet und ganz nach mittelalterlicher Weise eingerichtet. Während die Professoren im Banne der Scholastik befangen blieben und sich ablehnend gegen

Geschichte der Universität

den Humanismus verhielten, traten unter den Studenten bald freiere Anschauungen auch äußerlich hervor: die dunkle Manteltracht wurde mit bunter Kleidung vertauscht und Hut nebst Degen angelegt. Größeren Aufschwung nahm die Universität erst nach Einführung der Reformation 1539. Um die nötige wissenschaftliche Vorbildung der künftigen Staats- und Kirchendiener zu fördern, stattete Herzog Moritz die Hochschule 1543 reichlich aus durch das Dominikanerkloster zu St. Pauli, dessen Gebäude bis in den Beginn des 19. Jahrhunderts unverändert blieben, sowie durch die Anweisung auf 2000 Goldgulden jährlich, für die damalige Zeit eine recht beträchtliche Summe. Die Universität wurde allmählich die größte Grundbesitzerin der Stadt, schwang sich nach Überflügelung Wittenbergs zur besuchtesten evangelischen Hochschule Deutschlands empor, litt unter dem Dreißigjährigen Kriege weniger als andere Universitäten, nahm dann aber sowohl an wissenschaftlicher Bedeutung wie an Besucherzahl eine Zeitlang sehr ab. Im engen Kreise verengerte sich der Sinn. Im Gegensatz zur Pedanterie der Leipziger Gelehrten, deren starke Seite mutige Kritik niemals war, suchte Thomasius, der 1687 zuerst Vorlesungen in deutscher Sprache hielt, die weltmännische Bildung durch Nachahmung der Franzosen zu verbreiten und ward der eigentliche Bahnbrecher der Aufklärung in Deutschland. Als ihm darauf seine Vorträge untersagt wurden, wanderte er 1694

Gegensatz zu Halle

mit vielen Studenten nach Halle aus, das von vornherein eine moderne Universität werden sollte. Auch Leibniz, einer der größten Söhne Leipzigs, fand an der dortigen Universität keine Stätte für sein aufklärendes Wirken. Erst allmählich gewannen an der Pleiße die Aufklärungsgedanken Einfluß. Als sich dann in den ersten Gesellschaftskreisen französische Galanterie und deutsche Empfindsamkeit vereinten, nahm die Universität bald einen bedeutenden Aufschwung und war noch vor Mitte des 18. Jahrhunderts die angesehenste, namentlich von jüngeren Edelleuten mit ihren Hofmeistern besuchte Hochschule Deutschlands; daher verbrachte auf ihr auch der Frankfurter Patriziersohn Goethe drei Jahre (1765–68), empfing hier Eindrücke, die für sein Leben entscheidend waren, und entnahm den durch seinen „Faust" weltbekannt gewordenen Vergleich Leipzigs mit Paris einer 1768 erschienenen Schrift „Das galante Leipzig".

Bei der Schilderung, die er von den Leipziger Professoren entwirft, erscheint

Gottsched

Gottsched nicht in dem richtigen Lichte. Der hausbackene Ostpreuße, eine Verstandesnatur durch und durch, wußte sich von seinem geliebten „Pleiße-Athen" aus, das er „der Musen ersten Sitz" nennt, wo er seit 1725 Vorlesungen über deutsche Sprache und Literatur hielt und 1731 mit der Neuberin den Hanswurst von der Leipziger Bühne verbannte, die dann Lessing und Goethe als Studenten zu

eigenem Schaffen anregte, — Gottsched also wußte sich eine so allmächtige Stellung im literarischen Leben zu erringen, daß die Blicke sämtlicher Schriftsteller auf Leipzig gerichtet waren und die Stadt tonangebend wurde; sogar Friedrich der Große (vgl. S. 125) besang den „Diktator" der Sprachrichtigkeit und unterredete sich 1757 mit ihm. Später erwies der König dann Gellert Artigkeiten wohl nur Geller deshalb, weil er ihn für einen talentvollen Nachahmer Lafontaines hielt. Unzweifelhaft aber war der ganz im Sinne der Rokokozeit zierliche, behutsame und schalkhafte deutsche Fabeldichter eine Macht im Kulturleben um die Mitte des 18. Jahrhunderts: von jedem Leipziger Studenten, namentlich von den adligen, forderte es der gute Ton, Gellerts Vorlesung über Moral zu hören, und häufig wandte man sich an ihn um Rat oder um Empfehlung von Hofmeistern. Er wie Gottsched traten dann ganz in den Hintergrund vor Lessing (s. S. 126).

Literarische Bedeutung Leipzigs

Da Leipzig Hauptsitz des Buchhandels und zugleich Universitätsstadt war, so erschienen hier viele Zeitschriften; die erste kritisch-gelehrte Deutschlands (Acta Eruditorum) gab 1682 ein Vorfahr der Mutter Bismarcks, Otto Mencken, heraus, sein Sohn ließ sie 1712 auch in deutscher Sprache erscheinen. Auch manche literarische Gesellschaften bildeten sich, unter denen zwei besonders bemerkenswert sind: die Deutsche, weil sie einen weit über Sachsen hinausreichenden Einfluß erlangte, und die um Körner, weil durch sie Schiller nach Leipzig gezogen wurde. Das bunte Meßtreiben, das weltmännisch machte und zugleich die Einbildungskraft anregte, trug viel zum geistigen Aufschwung Leipzigs bei. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, wo sich zwischen dem literarischen Schaffen und der Verlegertätigkeit ein enger Zusammenhang bildete, stand wohl jeder namhafte Dichter und Schriftsteller in Beziehungen zu Leipzig, und noch heute kann man die Häuser sehen, in denen Gottsched, Gellert, Lessing, Goethe und Schiller gewohnt haben; auch Kleist, Körner, Jean Paul und Seume sind kürzere oder längere Zeit in Leipzig gewesen. Im 19. Jahrhundert wurde die Stadt neben Berlin Hochburg des „Jungen Deutschland". Gustav Freytag zog 1848 nach Leipzig und trat hier Gustav Freytag mit drei unserer größten Philologen, damals Zierden der sächsischen Universität, in näheren Verkehr: Theodor Mommsen, Moritz Haupt, Otto Jahn; seit 1851 wohnte Freytag nur den Winter hindurch in Leipzig, wo die Gestalten seiner „Verlorenen Handschrift", des bekanntesten der Leipziger Ortsromane, einer Frucht bürgerlich-gelehrten Wirklichkeitssinnes, zum größten Teil buchstäblich ihre Heimat haben. Doch den Ruf einer Dichterstadt hat sich Leipzig nicht erwerben können. Wie der größte Sohn Leipzigs, Richard Wagner, so haben auch andere bedeutende Dichter sich hier nicht dauernd niedergelassen, wohl aber thronte hier lange

Leipzig als Literaturstadt

als kleiner Literaturpapst der dem Neuen abholde Kritiker Gottschall. Im Gegensatz zu dessen Rückständigkeit wurde Mitte der 90er Jahre, als die „Literarische Gesellschaft" eine Anzahl der bedeutendsten jungen literarischen Talente in Leipzig versammelte, die Freie Bühne errichtet unter Führung Beyerleins, dessen Drama „Zapfenstreich" und dessen Roman „Jena oder Sedan?" sich großen Beifalls erfreuten; die beiden anderen Hauptvertreter der neueren Richtung, über deren Bedeutung erst eine spätere Zeit urteilen kann, sind Bierbaum und Hartleben. Obschon im Unterschied vom 18. Jahrhundert jetzt unter der Bürgerschaft kein besonders reges literarisches Interesse herrscht, und obschon es im Vergleich zu anderen Großstädten verhältnismäßig wenig literarische Vereine gibt, so gebührt doch Leipzig, wo die meisten Klassikerausgaben hergestellt werden, unzweifelhaft Name und Rang einer Literaturstadt. Im letzten Jahrzehnt überwog die wissenschaftliche Tätigkeit, und welche Verdienste um die angesehene Stellung der deutschen Wissenschaft in

Bedeutung der Universität

der Welt die Leipziger Universität sich erworben hat, das trat bei ihrer fünfhundertjährigen Jubelfeier 1909 machtvoll zutage. Über 220 Dozenten, darunter Leuchten der Wissenschaft, wirken hier, etwa 5000 Studenten und Studentinnen, auch viele aus dem Auslande, besuchen die Hochschule, deren Lehrinstitute — während der letzten Jahrzehnte sind 17 für 6½ Millionen Mark erbaut worden — zu den am trefflichsten eingerichteten in Deutschland gehören. Auch die 1898 eröffnete erste deutsche, teilweise an die Universität angelehnte Handelshochschule in Leipzig erfreut sich des besten Rufes, und dem Frauenstudium wird sorgsamste Pflege gewidmet. Kürzlich ist an die Leipziger Universität als neue Fakultät die Tierärztliche Hochschule aus Dresden verlegt.

Pflege der Tonkunst

Mit der durch die Fürsten geförderten Landeshauptstadt kann sich Leipzig auf dem Gebiete der Künste im allgemeinen nicht messen, abgesehen von der Tonkunst, die in der Pleißestadt, als sie noch eine bescheidene Stellung in Deutschland einnahm, kräftig Wurzel faßte, so daß Leipzig zu verschiedenen Zeiten eine wichtige Rolle im deutschen Musikleben spielte. Zuerst zeichneten sich die Kantoren der Thomaskirche aus, allen voran Johann Sebastian Bach († 1750). Seit 1908 erhebt sich sein stolzes Denkmal neben der Kirche, in der seine Schöpfungen immer wieder erklingen, regelmäßig Sonnabends durch den Thomanerchor; außerdem läßt sich eine 1850 gegründete Bach-Gesellschaft, seit 1875 ein Bach-Verein und seit 1900 die Neue Bach-Gesellschaft die Pflege seiner Tonwerke angelegen sein. Regelmäßig werden Bachfeste abgehalten (bis jetzt haben drei stattgefunden). Dem

Mendelssohn

Leipziger Musikleben gab seit 1835 Felix Mendelssohn (s. S. 147), der 1843 das Königliche Konservatorium der Musik ins Leben rief, ein feinsinnig-vornehmes Ge-

38. Stirnseite der Deutschen Bücherei

39. Königsbau

Leipzig

40. Hauptbahnhof: Haupteingang in der nördlichen Hälfte der Süd-Hauptfront

41. Neues Rathaus

(Photographieverlag der Neuen Photographischen Gesellschaft in Berlin-Steglitz)

präge namentlich in den 1743 von den kunstsinnigen „Herren Kaufleuten" begründeten großen Konzerten, den ältesten und berühmtesten Deutschlands, die seit 1781 Gewandhauskonzerte heißen. Neben Mendelssohn ließ Robert Schumann (1830–44) den musikalischen Glanz der Stadt weithin erstrahlen. Ein Opernhaus wurde 1693 eröffnet, doch die erste, von Gottsched in den Bann getane Leipziger Opernzeit[1] hat keine tiefere Nachwirkung gehabt. Aber das Singspiel – bürgerliche Oper kann man es in seinen Anfängen nennen – wurde im 18. Jahrhundert gerade in Leipzig außerordentlich gefördert durch J. A. Hiller, den Herausgeber der ersten deutschen Musikzeitung, der sich die größten Verdienste um das musikalische Leben in der Pleißestadt erwarb. Im 19. Jahrhundert wirkten hier von namhaften Opernkomponisten Lortzing und Marschner, den berühmtesten Sohn Leipzigs, Richard Wagner, dessen Lehrer der Thomaskantor Th. Weinlig war, hielt es nicht lange in seiner Vaterstadt. Einen besonderen Stolz der Leipziger Musikfreunde bilden noch immer die seit 1895 von Artur Nikisch auf der vornehmsten Höhe gehaltenen Gewandhauskonzerte, die seit 1884 in einem prächtigen Neubau stattfinden. Seit 1896 gibt es auch ein philharmonisches Orchester, und jetzt steht Leipzig in der Zahl der Orchesterkonzerte an erster Stelle in Deutschland. Sehr gepflegt wird auch der Gesang, besonders von Männergesangvereinen, unter denen auch zwei akademische, der zu St. Pauli und der Arion, sich befinden. – Als Mittelpunkt auch des außerdeutschen Musikalienverlags hat sich Leipzig schon seit langem einen Ruf in der ganzen Welt erworben namentlich durch die 1719 gegründete Firma Breitkopf & Härtel sowie durch die Klassiker-Ausgaben von Peters; auch die Leipziger Musikinstrumente, z. B. die Blüthnerschen Flügel, sind berühmt.

Schumann

Gewandhauskonzerte

Musikalienverlag

[1] Selbständig konnte sich die Oper erst in einem eigenen Gebäude entwickeln, dem 1817 eröffneten jetzigen „Alten" Theater, dessen künstlerischer Leiter zugleich Unternehmer war, mit einem städtischen Theaterausschuß zur Seite. An dieser Einrichtung hat man fast 100 Jahre festgehalten, bis 1912 eine Änderung eintrat, deren Folgen noch abzuwarten sind: die Stadt nahm ihre Theater in eigene Verwaltung und übergab die künstlerische Leitung einem Intendanten. Zu dem Alten Theater, dessen Räume schließlich weder den technischen Anforderungen noch dem Anwachsen der Bevölkerung entsprachen, trat 1868 das Neue, und in ihm konnte sich die Oper während der 70er und 80er Jahre bedeutender Erfolge rühmen (hier wurde bald nach den ersten Bayreuther Festspielen 1876 Richard Wagners Ring des Nibelungen aufgeführt). Das Schauspiel indes gedieh nicht recht wegen der Raumverhältnisse des Neuen Theaters und wegen der allgemein zunehmenden Vorliebe für die Operette. Um diese einzuschränken, pachtete die Stadt das Neue Operettentheater. Ein Neubau des für würdige Schauspielaufführungen nicht mehr ausreichenden Alten Theaters ist beschlossen auch mit Rücksicht auf den Wettbewerb des Leipziger Schauspielhauses, eines manche künstlerische Anregungen gebenden Privattheaters. Die Leipziger Theaterverhältnisse befinden sich also in einem Übergangszustande.

Eine einzigartige Einrichtung ist die 1893 eingerichtete Musikbibliothek, ohne die das musikwissenschaftliche Studium an der Universität kaum möglich wäre.

Baukunst

Auf dem Gebiete der Baukunst hat Leipzig jüngst bedeutende Fortschritte gemacht namentlich durch die an die frühere Bauweise anknüpfenden und doch ganz modern eingerichteten Geschäfts- und Meßpaläste (s. S. 264), die für die Handelsstadt außerordentlich wichtig sind. 1913 fand in Leipzig, wo Wustmann schon früh manche städtebau-künstlerische Anregungen gegeben hatte, ohne immer nach Gebühr gewürdigt zu werden, die erste Weltausstellung für Bau- und Wohnwesen statt, sowie die feierliche Einweihung des Völkerschlachtdenkmals, des größten in Deutschland (91,10 m hoch), innerhalb 13 Jahren von Clemens Thieme erbaut, der 1894 zur Beschaffung der Kosten den Deutschen Patriotenbund begründet hatte. Vor dem Denkmal soll, um seine Wirkung zu erhöhen, eine große, von mächtigen Baumwänden umgebene Kampfspiel- und Festwiese angelegt werden, die bei keiner Großstadt so am Platze ist wie bei Leipzig, der ersten Turnerstadt Deutschlands und der Welt.

Völkerschlachtdenkmal

Auch der bildenden Kunst wandten die Leipziger im letzten Menschenalter ihre Teilnahme in hohem Maße zu und bevorzugten nicht mehr so ausschließlich wie früher die Musik. 1900 ist ein Künstlerhaus für den Kunstverein erbaut, unter dessen Mitgliedern als der vielseitigste Max Klinger hervorragt, Leipziger von Geburt, und im Gegensatz zu Richard Wagner hat ihn die Vaterstadt festgehalten, hier befinden sich zwei seiner bedeutendsten Werke: der Beethoven in einem besonderen Anbau am städtischen Museum und ein großes Wandgemälde in der Universitätsaula. Dieses enthält etwa 40 Gestalten in mehr als doppelter Lebensgröße und verherrlicht auf der einen Hälfte die Wissenschaft, auf der anderen die Dichtung im Gewande des griechischen Altertums (Homer trägt seine Heldengesänge vor) mit wunderbar schönem landschaftlichen Hintergrunde. Klinger rief 1913 den Verein für Jahresausstellungen ins Leben und arbeitet an einem gigantischen Marmordenkmal für einen anderen, noch berühmteren Sohn Leipzigs, Richard Wagner.

Max Klinger

Von den Vergnügungen der Leipziger entwirft Goethe in „Wahrheit und Dichtung" ein anschauliches Bild, das zum Teil auf die Gegenwart noch zutrifft. Hübsch, eine ursprünglich sächsische Umbildung des Beiworts höfisch, ist die richtige Bezeichnung nicht nur für viele Bewohnerinnen, sondern auch für nicht wenige Volksunterhaltungen in Leipzig, bei denen Tanz und Gesang die Hauptrolle spielen; in den beiden Frühlings- und Herbstmeßwochen ähnelt das Leben und Treiben in mancher Beziehung dem rheinischen Karneval, doch seit 1914 trägt der

Volksunterhaltungen

ganze Meßbetrieb ein ernsteres Gepräge als vor dem Kriege. Aus früheren Zeiten wird sogar berichtet, daß wegen Verwilderung der Sitten durch die vielen Meßfremden die Bürger ihren Frauen und Töchtern des Betreten der Straße während der Meßwochen verboten. Zuerst in Leipzig, und zwar, wie es scheint, in Freimaurerkreisen, kam der sinnige Brauch auf, am Johannistage die Gräber mit Rosen zu schmücken, wovon schon Goethe in einem Briefe an Kätchen Schönkopf vom 30. Dezember 1768 spricht. Er hebt auch wiederholt den Gemeinsinn und die Opferfreudigkeit der Wohlhabenden hervor, die auch jetzt noch zu rühmen sind. Die Wohnungsaufsicht ward früher als anderswo geübt, die Säuglingsfürsorge ist sehr hoch entwickelt, das neue Krankenhaus zu St. Georg hat über 10 Millionen Mark gekostet; außerordentlich zahlreich sind die Stiftungen, z. B. für die Universität und das Museum, und Leipzig war unter den deutschen Großstädten eine der ersten, die zur Förderung der Fürsorgetätigkeit einen Blumentag veranstalteten (der Leipziger am 12. Februar 1911 ergab durch die Unermüdlichkeit von 7000 Damen und Herren etwa 156000 Mark Reingewinn). Bei Volksfeiern in größtem Maßstabe, z. B. bei denen im Jahre 1863 und 1913, bewahren die Massen fast stets musterhafte Ordnung und Zucht, obwohl oder vielleicht auch weil das Militärische sich im öffentlichen Leben Leipzigs wenig geltend macht, namentlich nachdem seit Abbruch der Pleißenburg die Garnison in einem entfernten Vorort sich befindet, so daß man Soldaten selten in den Straßen erblickt. Leipzig ist eine der bürgerlichsten Großstädte Deutschlands, und man bewegt sich dort zumeist in einer glücklichen Mitte zwischen Zuvorkommenheit und Zurückhaltung, Gemüt und Verstand, Weichheit und Festigkeit, Ruhe und Tätigkeitstrieb. Daher erinnert hier vieles an Berlin, anderes an München; an der Spree ist man aber schärfer und hitziger, an der Isar biederer und gröber. Der Leipziger als Kind einer alten Kultur vermeidet jede Härte und Einseitigkeit auch im sozialen Leben, in der Geselligkeit und in der Mundart, die aus Ober- und aus Niederdeutsch gemischt ist. Mit Recht kann also Leipzig die bürgerliche Großstadt des Ausgleichs zwischen Nord- und Süddeutschland genannt werden. Und ihr Verhältnis zur nahen Residenz? Die beiden Großstädte Dresden und Leipzig zeigen solche Verschiedenheit, wie sie zwischen keines anderen deutschen Staates Großstädten außer Preußen besteht, und sind von jeher etwas eifersüchtig aufeinander gewesen; der König muß in der größten Handelsstadt seines Landes alljährlich drei Tage sich aufhalten, an denen er stets Universität, Gewandhaus und Theater besucht. Vor 1870 herrschte in Dresden Sondertum und Hinneigung zu Österreich (vgl. S. 257), während unter allen sächsischen Städten zuerst in Leipzig, der Stätte

Gemeinsinn

Leipzig die bürgerliche Großstadt des Ausgleichs zwischen Nord- und Süddeutschland

Verhältnis zu Dresden

niemals erkaltender Verehrung Schillers, scharfblickende liberale Männer ihre feste Überzeugung vom deutschen Berufe Preußens vertraten. Dieser Gegensatz in bezug auf Pflege des nationalen Gedankens ist jetzt längst verschwunden, jetzt kann Sachsen und nicht minder das übrige Deutschland auf beide Großstädte stolz sein,

Bedeutung der beiden sächsischen Großstädte

denn beide beweisen in ihrer Eigenart aufs glänzendste die Mannigfaltigkeit deutscher Kultur, die von herrlichen Kunstschätzen angefüllte, durch Naturschönheiten ausgezeichnete Residenz mit ihrer vornehmen Ruhe ebensogut wie die von lebhaftestem Getriebe durchwogte Handels- und Industriestadt, in der bei allem jetzt wohl im Vordergrunde stehenden materiellen Schaffen doch auch Wissenschaft und Kunst, namentlich Musik, sorgsam gepflegt werden.

Personen- und Ortsverzeichnis

Aachen 52, 68[1], 237.
Adalbert, Erzbischof 156.
Adolf I. von Holstein 156.
Adolf III. von Holstein 156.
Adolf IV. von Holstein 156[1] f.
Aepinus 167.
Agrippa 216.
Agrippina 217.
Ahlert 239.
Aitzing 46.
Albert, König von Sachsen 252.
Albertus Magnus 28, 227, 233.
Albrecht V. von Bayern 190, 196.
Albrecht Achilles 21, 32.
d'Alembert 125[1].
Alexis 101.
Althoff 266.
Altona 68.
Amiens 227.
Amsterdam 48, 162 f.
Anno von Köln 15, 221.
Ansgar 155.
Antwerpen 47 f., 162, 174.
v. Arnim 129.
Asam 197.
Augsburg 9, 17, 20, 22 ff., 29, 34, 39, 43, 46 f, 49 f., 57, 68[1] f., 73, 88, 215.
August der Starke 246 f., 263, 268.
Augustus 216.
Avenarius 256.

Bach, Joh. Seb. 272.
Bähr 247.
Ballin 178.
Bardowik 156.
Barmen 68[1] f., 90.
Basel 25.
Bayreuth 207.
Becker, Hermann (Oberbürgermeister) 240.
Beethoven 147, 149.
Begas 143.
Bergen 220.
Berlin: Allgemeines 56 ff., 62, 71, 74 f., 79 f., 86 f., 93, 95, 149 ff., 181, 210, 214 f., 246, 258, 275.
– Abgeordnetenhaus 141.
– Akademie der Künste 133 ff.
– Akademie der Wissenschaften 124 ff., 141.
– Ausstellungen 117 ff., 200.
– Bahnen 120 f., 142.
– Bevölkerung 102, 107 f.
– Bibliothek, Kgl., Alte 135.
– Bibliothek, Kgl., Neue 141.
– Brandenburger Tor 137.
– Brücken 120.
– Brunnen 143.
– Buchhandel 131.
– Denkmäler:
  Allgemeines 142 f.
  Bismarck 143.
  Blücher 138.
  Bülow 138.
  Friedrich der Große 138.
  Friedrich Wilhelm III. 138.
  Großer Kurfürst 132.
  Königin Luise 137.
  Scharnhorst 138.
  Schiller 143.
  Wilhelm I. 143.
– Einwohnerzahl 106.
– Fabriken 116.
– Friedrichstadt 114, 141.
– Gewerbe 116 f.
– Gymnasien 123.
– Handel 119 f.
– Herrenhaus 141.
– Industrie 119 f.
– Kirchen:
  Allgemeines 124.
  Dom 135.
  Dorotheenstädtische K. 124.
  St.-Hedwigs-K. 135.
  St.-Nikolai-K. 124.
– Konditoreien 129.
– Krankenhäuser 141.
Berlin: Künste 131 ff.
– Luftgarten 135.
– Malerei 134, 139.
– Museum:
  Altes 138.
  Neues 139.
  Kaiser-Friedrich-M. 144.
  Kunstgewerbe-M. 143.
  National-Galerie 144.
  Olympia-M. 144.
– Rathaus 141.
– Räumliche Entwicklung 112 f.
– Reichstagsgebäude 140.
– Salons 126, 128.
– Schloß, Kgl. 132, 139, 141.
– Schulen 131, 141.
– Siegessäule 142.
– Stadthaus 141.
– Standbilder 128.
– Sterblichkeit 107.
– Straßenbild 114.
– Theater: 146 ff.
  Deutsches Opernhaus 148.
  Kgl. Opernhaus 134, 147 f.
  Kgl. Schauspielhaus 138, 146.
  Neue Freie Volksbühne 148.
  Schillertheater 148.
– Tiergarten 135, 137, 143, 151.
– Universität 127.
– Verkehr 117 ff.
– Volkscharakter 109 ff.
– Vororte 114 ff.
– Warenhaus Wertheim 114.
– Wasserstraßen 122 f.
– Wasserversorgung 146.
– Wissenschaft 123 ff., 130.
– Wohnungen 137, 139 ff.
– Zeughaus 132, 142.
– Zweckverband 115.
Bertold 27.
Besserer 28.
Beutler 254.

Beyerlein 272.
Bierbaum 272.
Bismarck 3, 108, 123, 129, 173 f., 178 f., 240, 258, 271.
Blum 268[1].
Blüthner 273.
Bochum 68[1] f.
Boeckh 127.
Bolsseré 238.
Bonn 235, 237.
Bornhöved 156[1].
Borsig 108.
Boumann 135.
Brahms 149.
Bräter 253.
Braunschweig 12, 20, 42, 68[1], 70, 78.
Breitkopf 273.
Bremen 25, 34, 57, 68[1], 70, 155, 158 f., 172, 174, 181, 184, 188.
Breslau 37, 41, 51, 57 f., 68[1], 70 f., 82, 84, 180, 261.
Brockes 168.
Brückner 149.
Brügge 48.
Brühl 147, 248, 250.
Bruno von Köln 219.
Bugenhagen 167, 185.
Büsch 168 f.

Camphausen 237.
Chamisso 108, 129.
Charlottenburg 68[1] f., 79.
Chemnitz 68[1], 73.
Chiese 132.
Chodowiecki 136.
Christian I. von Dänemark 157.
Christian IV. von Dänemark 157 f.
Christian V. von Dänemark 158.
Claudius 217.
von Cöln 104.
Conrad 209.
Cornelius 139, 206, 210.
Cranach 37.
Cuvilliés 193.

Dahlmann 57.
Danzig 36, 49 f., 68[1] f., 70, 73, 78, 91, 180.
Davout 172.
Defregger 206.
Deutz 218.
Devrient 129, 147.
Diez 253.
Dinkelsbühl 24.
Döbelin 146.
Dohm 108.
Döring 108.
Dortmund 25, 68[1], 72 f., 240.
Dresden: Allgemeines 70, 73, 84, 86 f., 153, 181, 266, 275.
– Ausstellungen 200, 254 ff.
– Baukunst 246 f., 250.
– Bevölkerung 22.
– Bibliothek 256.
– Brücken 84, 248, 250, 253 f.
– Brühlsche Terrasse 250 f.
– Brunnen 253.
– Einwohnerzahl 250.
– Festungswerke 250.
– Frauenkirche 245, 247 ff., 251 f., 256.
– Gemäldesammlung 249 ff.
– Georgenbau 252.
– Großer Garten 255.
– Handel 256 f.
– Hauptbahnhof 257.
– Hochschule 256.
– Hofkirche 248, 252, 256.
– Industrie 256 f.
– Italienisches Dörfchen 248[1].
– Japanisches Palais 247.
– Kirchen 253.
– Kreuzkirche 245, 249, 256.
– Kunst: Allgemeines 212, 246, 249, 256.
– Kunstakademie 249 f., 252 f.
– Kunstgewerbe 253.
– Kunsthandwerk 253.
– Kunstverein 250.
– Literatur 256.
– Musik 255 f.
– Opernhaus 250 f., 255.
– Plastik 251.
– Plätze 258.
– Rathaus 247, 253.
– Schauspielhaus 256.
– Schlachthof 253 f.
– Schloß 246, 252.
– Stadtbild 246, 248 f., 252 f.
– Ständehaus 252.
– Straßen 258.
– Volksbordgesellschaft 255.
Dresden: Vororte 257.
– Wissenschaft 249.
– Zwinger 247, 251.
Duisburg 68[1].
Dürer 29, 33, 45, 48[1], 192, 232 f.
Düsseldorf 68[1], 72 f., 82, 212, 237, 252.

Eck 261.
Eckardt 188.
Eduard VII. 67[1].
Effner 193.
Egells 116.
Eger 24.
Einbeck 213.
Eitner 183.
Elberfeld 68[1] f., 82, 90.
Elisabeth von England 162.
Engelbert der Heilige 225 f.
Enea Silvio 38, 50, 233.
Eosander 133, 139.
Erfurt 68[1] f., 70, 260.
Essen 68[1] f., 72 f., 82.
Euler 125[1].
Eyth 151 f.

Falk 130.
Farina 242.
Fetsner 116.
Ferdinand Maria von Bayern 192.
Feuerbach 206.
Fichte 127.
von Fischer, Karl 194.
Fischer von Erlach 135[1].
Fleck 146.
Florenz 33, 194, 228.
Fontane 101, 103, 108.
Frankfurt a. M. 22, 41, 43, 48 ff., 52, 57 f., 68[1], 70 f., 79, 167, 203, 238, 263 f., 267.
Franz I. von Frankreich 50.
Franz Josef von Österreich 111, 145.
Freund 116.
Freytag 9, 271.
Friedländer 108.
Friedrich I. Barbarossa (Kaiser) 13, 17, 26, 34, 156, 189, 221.

Friedrich I. König von Preußen 124, 132 f.
Friedrich II. (Kaiser) 15, 31, 50.
Friedrich II. König von Preußen 52, 104, 116, 125 ff., 132, 134, 146, 172, 225, 246, 248 f., 261, 268[1], 271.
Friedrich der Streitbare 269.
Friedrich August II. von Sachsen 249.
Friedrich August III. von Sachsen 249.
Friedrich August IV. von Sachsen 250.
Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst 103, 112, 127, 131, 158.
Friedrich Wilhelm I. von Preußen 103, 116, 124, 133, 136.
Friedrich Wilhelm II. von Preußen 146.
Friedrich Wilhelm III. von Preußen 126.
Friedrich Wilhelm IV. von Preußen 128, 130, 138 f., 147, 238 f.
Froissard 39.
Fugger 29, 46, 48.

Ganghofer 195 f.
Gehe 256.
Gelbel 35, 209, 213.
Gellert 271.
Georg, Herzog von Sachsen 246.
Gelsenkirchen 68[1] f., 72.
Genua 28.
Gerhard von Rile 217[1], 226 f.
Gerhardt 124.
Geßner 140.
Glaßbrenner 129.
Gluck 169.
Glückstadt 158.
Godeffroy 172.
Goethe 2 f., 30, 33, 101, 109, 116, 126, 137, 149, 167[1], 232, 235, 239, 249, 262, 264, 268, 270 f., 274 f.
Gontard 136.
Görlitz 71.
Görres 238.
Gottfried von Straßburg 224.
Gottschall 272.
Gottsched 270 f.
Graff 249.
Gräffel 204.
Gregor IV. 155.
Greif 211.
Grimm, Jakob 128.
Grimm, W. 237.
Grützner 206.
Gundling 125.
Günz 253[1].
Gustav Adolf 191.
Gutenberg 31.
Gutzkow 149.

Hagedorn 249.
Hagen, Gottfried 228[1].
Hähnel 251.
Halle 68[1], 70. 260, 267, 270.
Hamborn 68[1] f.
Hamburg: Allgemeines 9, 24 f., 48 f., 56 f, 59, 70, 78, 83 f., 93, 95, 185 ff.
– Akademisches Gymnasium 167, 184.
– Alsterbecken 157, 179.
– Bank 163.
– Bauten 165 f., 203.
– Befestigungen 164.
– Bevölkerung 162 f., 186.
– Bibliothek 167.
– Bierbrauerei 160, 163, 165.
– Bismarckdenkmal 153, 182.
– Börse 163[1], 187.
– Einwohnerzahl 174 f.
– Elbtunnel 177.
– Fleete 163, 175, 179.
– Geistiges Leben 167 ff.
– Häfen 153, 162, 172 ff.
– Hagenbeck 186.
– Handel 159 ff., 168 ff.
– „Hapag" 171 ff., 178.
– Hauptbahnhof 165.
– Johanneum 167.
– Jungfernstieg 157, 164[1].
– Kirchen 179 f.
– Kolonialinstitut 184 f.
– Kunst 168 f.
– Kunstgewerbe 163, 166, 184.
– Kunsthalle 183.
– Landsitze 167.
– Malerei 169, 183.
Hamburg: Museum für Kunst und Gewerbe 184.
– Musik 169.
– Navigationsschule 184.
– Opernhaus 169.
– Rathaus 154, 181.
– St.-Pauli-Landungsbrücke 177.
– Schauspielhaus 184.
– Schiffsverkehr 176.
– Seewarte 153, 184.
– Stadtbild 180 f.
– Theater 169.
– Töpferei 163.
– Verfassung 158, 182.
– Vorlesungswesen 184.
– Waldfriedhof 181.
– Wissenschaftliche Stiftung 184.
– Zollanschluß 173.
– Zuckersiederei 163, 172.
Händel 169.
Hannover 68[1], 70.
Harburg 172.
Harnack 108.
Hart, Heinrich und Julius 149.
Härtel 273.
Hartleben 272.
Haupt, M. 271.
Hauptmann, Gerhart 148.
Haydn 149.
Hebbel 209.
Hecker 123.
Hegel 128.
Heidelberg 54.
Heine, Heinrich 129[1], 196[1], 238[1].
Heinitz 136.
Heinrich I. König 7 f., 57.
Heinrich IV. Kaiser 15, 27, 223.
Heinrich V. Kaiser 15.
Heinrich II. von England 220.
Heinrich der Löwe 17, 35, 189.
Hellerau 259.
Helmholtz 130.
Herrmann 220.
Hertzog 75, 117.
Herz 126, 128.
Heyse 209, 211, 214.
Hildebald 219.
Hildebrand, Adolf 205.
Hildesheim 42.
Hiller, J. A. 273.

Hocheder 204.
Hoff 75.
Hoffmann, E. Th. A. 108, 129, 138.
Hoffmann, Ludwig 140 f., 269.
Holbein 30.
Holl 49.
Hübner 252.
Hufeland 127.
v. Humboldt, Alexander 128, 168.
v. Humboldt, Wilhelm 127.
Hume 51.
Huret 85.
Hutten 30.

Iffland 146 f.
Ihne 141, 144.
Isabella von England 225.

Jabach 234 f.
Jahn, O. 271.
Janſen 115.
Jean Paul 271.
Jena 2.
Joſef II. 111.
Joſty 129.
Jungius 167[1].

Kaliſch 108.
Kalkreuth 183.
Karl der Große 9, 34, 50, 52, 154 f., 220.
Karl IV. 31, 34 f.
Karl V. 28 f., 31, 48.
Karl Albert von Bayern 193.
Karl Phillipp v. d. Pfalz 54.
Karl Theodor von Bayern 193.
Karlsruhe 54, 68[1] f., 70, 90.
Karlſtadt 261.
Kaſſel 58, 68[1], 70.
Kattowitz 73.
Kaulbach 139, 206.
Keller, Gottfried 212.
Kerner 149.
Kiel 68[1].
Kiew 27.
Kirchenpauer 182.
Kleiſt 147, 271.
Klemens Auguſt von Köln 235.
Klenze 194, 198, 202.
Klinger, M. 254, 274.
Klopſtock 126, 168 f.
Knobelsdorff 134 ff.
Koblenz 10, 237.
Köln: Allgemeines 14 f., 19, 21—25, 46 f., 49 f., 70, 79, 84, 181.
– Ausdehnung 241.
– Ausſtellung 244.
– Bauten 230 ff., 234.
– Befeſtigung 218, 221 ff.
– Brücken 218, 242 f.
– Einwohnerzahl 235, 241.
– Finanzen 230.
– „Funken" 238.
– Gürzenich 225, 230 f.
– Handelshochſchule 244.
– Hauptbahnhof 242.
– Induſtrie 242.
– Kanaliſation 241.
– Karneval 212, 237.
– Kirchen:
Allgemeines 222, 237.
St. Apoſteln 226.
Dom 217, 219, 221, 226 ff., 232, 235, 238 ff., 242.
St. Gereon 226.
St. Maria im Kapitol 226.
St. Martin 226.
St. Pantaleon 226.
St. Peter 234.
– Malerei 232 f., 243.
– Mauer 218, 221 f.
– Muſeen:
Kunſtgewerbe-M. 243.
Wallraf-Richartz-M. 243.
– Muſik 230.
– Opernhaus 243.
– Patrizier 224.
– Rat 224, 229.
– Rathaus 230, 234.
– Ring 216, 241.
– Römerturm 218.
– Schauſpielhaus 243.
– Severinſtift 219.
– Stadtbild 241 f.
– Stadtgarten 241.
– Stadtwald 241 f.
– Stifter 222.
– Straßenbahn 242.
– Straßenleben 231, 236, 238.
– Tore 218.
– Torburgen 241.
Köln: Univerſität 233 ff.
– Volksgarten 241.
– Volksſitte 238.
– Weinſtuben 231.
– Wiſſenſchaft 243 f.
– Zünfte 225, 228 ff.
König 256.
Königsberg 58, 68[1], 70.
Königshütte 71, 73.
Konrad von Hochſtaden 226 ff.
Konſtantin 218.
Konſtantinopel 28.
Körner 169, 271.
Kotzebue 147.
Krafft 33.
Krefeld 68[1].
Kühne 267.
Kunibert 219.

Laelſz 172.
Lambert von Hersfeld 27.
Lamprecht 243.
Langhans 137, 147.
Lanner 149.
Leibl 243.
Leibniz 124, 167[1], 270.
Leipzig: Allgemeines 22, 50 f., 56 f., 70, 74.
– Auguſtusplatz 269.
– Ausdehnung 262.
– Ausſtellungen 262, 266.
– Bauten 264 f., 269, 274.
– Brühl 264[1].
– Buchgewerbehaus 265.
– Buchhändlerhaus 265.
– Bücherei, Deutſche 265.
– Denkmäler:
Bach 272.
Siegesdenkmal 268[1].
Völkerſchlachtdenkmal 274.
– Einwohnerzahl 262.
– Feſtungsgraben 261.
– Gärten 262.
– Gewandhaus, Neues 269.
– Handel 260 f., 263 ff., 272.
– Hauptperſonenbahnhof 267.
– Induſtrie 262, 266.
– Kaufhäuſer 268 f.
– Kirchen:
Nikolaikirche 260.
Thomaskirche 272.
– Königsbau 264.

Leipzig: Konservatorium 269, 272.
– Mendebrunnen 269.
– Messen 263 f.
– Meßpaläste 264.
– Museum 268[1] f., 274.
– Musik 272 f.
– Patrizier 261.
– Pleißenburg 260, 268.
– Rathaus 268 f.
– Reichsgericht 262, 269.
– Rosental 261.
– Stadtbild 268.
– Straßenbahn 262.
– Theater, Altes 273[1].
– Theater, Neues 269, 273[1].
– Volksfeste 275.
– Vororte 262.
– Universität 269 ff., 274.
Leistikow 101, 183.
Lenbach 203, 206.
Leopold I., Kaiser 52.
Lessing 126, 146, 168 f., 215, 249, 270 f.
Liebermann 183.
Levin 126, 128.
Licht 269 f.
Lichtwark 183.
Liebig 209.
Liliencron 168.
Lissabon 48.
List 266.
Littmann 204, 208.
Liutfried 14.
Liverpool 50.
Lochner 232 f.
London 50, 55[1], 61, 64, 150, 171, 175, 220.
Longuelune 247.
Lortzing 273.
Lossow 267.
Lotter 268.
Löwe 119.
Lübeck 13, 21 f., 24 f., 34 f., 47, 50, 57, 91, 156, 159 ff., 164, 172, 180, 261.
Ludwig der Fromme, Kaiser 155.
Ludwig von Bayern, Kaiser 195.
Ludwig I. König von Bayern 194 f., 197 ff., 206, 211 ff.
Ludwig II. König von Bayern 199 ff., 207.
Luitpold, Prinzregent von Bayern 201 f.
Luther 3, 28, 30, 46, 261.
Lyon 190.

Machiavelli 39.
Magdeburg 9, 20, 34, 49 f., 68[1], 70, 79.
Mahler 149.
Mailand 221.
Mainz 13 ff., 18, 23, 25 ff., 55, 68[1] ff., 222, 237.
Mannheim 54, 68[1], 70, 90.
Marcks 184.
Maria Theresia 112.
Marschner 273.
Maternus 219.
Max Emanuel von Bayern 192.
Max III. Josef von Bayern 193.
Max IV. Josef von Bayern 194.
Maximilian I. (Kaiser) 27, 30, 48, 260, 263.
Maximilian I. von Bayern 191.
Maximilian II. von Bayern 199, 209.
Meiderich 69.
Meyerbeer 147.
Melanchthon 33, 46, 167.
Mencken 271.
Mendelssohn 108, 114, 129, 147 f., 272.
Mengs 249[1].
Menzel 139, 144.
Messel 80, 140, 144.
Metz 71.
Mevissen 237, 243.
Miller 200, 204.
Moltke 108.
Mommsen, Th. 108, 130, 271.
Mönckeberg 181.
Montaigne 39.
Moritz von Sachsen 270.
Mottl 208.
Mozart 149.
Mülheim-Ruhr 68[1] f.
v. Müller, Joh. 126.
v. Müller, Bürgermeister 262.
München: Allgemeines 49, 69, 74, 84, 86, 90, 93, 187, 234, 275.
– Akademie der Künste 202.
München: Akademie der Wissenschaften 210.
– Ausstellungen 200, 202, 208.
– Basilika 198.
– Baukunst 195 ff., 199, 202 f. 211.
– Bibliothek 198, 210.
– Bildhauerkunst 192, 208.
– Brücken 203.
– Brunnen 192, 205.
– Deutsches Museum 204.
– Einwohnerzahl 200.
– Englischer Garten 193.
– Feldherrnhalle 198.
– Feste 212.
– Gemäldesammlung 197.
– Getreidemarkt 205.
– Gewerbe 205.
– Glaspalast 200.
– Glyptothek 198.
– Handel 190.
– Handelshochschule 210.
– Hofbräuhaus 213 f.
– Hofgarten 192.
– Industrie 213.
– Justizpalast 203.
– Kirchen:
Frauenkirche 195 f.
St.-Michaelis-Hofkirche 194.
Nepomukkirche 197.
– Königsplatz 198.
– Krankenhaus 204.
– Kunstausstellungsgebäude 198, 200.
– Kunstgewerbe 192, 196, 199 ff.
– Kunstpflege 211.
– Künstlerhaus 403.
– Künstlerverein 197.
– Literatur 209.
– Ludwigstraße 198 f.
– Malerei 196 f., 201, 206 f.
– Marienplatz 205.
– Maximilianeum 199.
– Maximiliansstraße 199.
– Musik 201, 207 f.
– Nationalmuseum 199, 203, 210 f.
– Odeonsplatz 198.
– Pinakothek 198.
– Polytechnikum 202.
– Prinzregentenbrücke 203.

– Prinzregentenstraße 203.
– Propyläen 198.
– Rathaus 196, 205.
– Residenz 190 ff., 194.
– Ruhmeshalle 198.
– Schack-Galerie 199.
– Siegestor 198.
– Stadtbild 199, 201 f.
– Theater:
Hof- und Nationaltheater 194, 207, 215.
Künstlertheater 208.
Prinzregententheater 208.
Schauspielhaus 208.
– Tonhalle 208.
– Universität 198, 205.
– Volksleben 212 ff.
– Volksschulen 204.
– Vororte 205 f., 214 f.
– Waldfriedhof 204.
– Warenhäuser 204.
– Wissenschaft 209 f.
– Zeitschriften 200, 210.
Münster 70, 73.
Napoleon 137, 142, 170 f., 236.
Nero 217.
Neukölln 69.
Neureuther 202.
Neuyork 171, 174.
Nicolai 126, 135.
Niebuhr 127.
Nitzsch 273.
Nürnberg 17, 20—25, 31 ff., 39[1], 41 ff., 46 f., 49 f., 54, 57, 68[1], 70, 73, 78, 167 f., 192, 213, 229.

Otto I. der Große 14, 34, 155, 219.
Otto II. 226.
Otto von Freisingen 26, 222.
Otto von Wittelsbach 189.
Overstolz 228.

Palermo 194.
Paris 2, 53, 55[1], 56, 61, 150, 226.
Paumgarten 34.
Perfall 207.
Permoser 247.
Pesne 133.
Peters 273.
Pettenkofer 204.
Peutinger 30, 47.
Pietsch 108.
Piloty 206.
Pirckheimer 33.
Pius II. 38.
Plamann 123.
Plauen 68[1].
Porst 124.
Pöppelmann 247 ff.
Posen 68[1], 70, 79, 84, 90 f.
Possart 207.
Prag 34, 73.
Prell 252.
Preller 269.

Raabe 113.
Raffael 249.
Rainald von Dassel 221.
Ranke 128.
Raschdorf 142.
Rauch 108, 137 f.
Raupach 147.
Regensburg 23 ff., 27 f., 49, 53.
Reiferstuel 191.
Reimarus 168.
Reinhardt 148.
Rembrandt 254.
Repnin 250.
Reuchlin 233.
Richter, E. 108.
Richter, Ludwig 62, 251.
Rietschel 250.
Riga 220.
Ritter, Karl 1.
Rodenberg 108, 162.
Rom 65.
Romanus 268.
Roquette 62.
Rotenburg 24.
Roth 253.
Rotteck 61.
Rottmann 197.
Rubens 192, 234.
Rudolf von Ems 224.
Rudolf von Habsburg 25.
Rüdiger 10.
Ruhrort 69.

Saarbrücken 68[1] f.
Sabellius 131.
Sachs 33, 45.
Sack 126.
Saphir 257.
Savigny 127.
Schaaffhausen 236.
Schachner 204.
Schack 199, 206.
Schadow 120, 137, 149.
Schedel 39[1].
Schelling 130.
Schiller 2, 147, 257, 271, 276.
Schilling 250.
Schinkel 108, 116, 135, 239.
von Schlegel, A. W. 147.
von Schlegel, Fr. 238.
Schleiermacher 108, 126 f.
Schleswig 12.
Schlögl 111.
Schlüter 108.
von Schmidt, Fr. 239.
Schmoller 58.
Schnorr von Karolsfeld 194, 252.
Schöneberg 68[1] f.
Schönkopf 264, 275.
Schreber 262.
Schröder-Devrient 255.
Schubert 149.
Schulenburg 134.
Schumacher 182.
Schumann, Paul 256.
Schumann, Robert 273.
Schurz 236.
Schütz, H. 255.
Schwanthaler 194.
Schwechten 79.
Sebaldus 31.
Segest 216.
Segimund 216.
Seidel 142.
Seidl 203.
Semper 201.
Severinus 219.
Seydlitz 261.
Siegen 234.
Siemens 108, 118 f., 122.
Siemering 268[1].
Siemers 184.
Sieveking 185.
Sigl 210[1].
Simon von Utrecht 161.
Skarbina 183.

Sophie Charlotte 124.
Spalding 126.
Speier 10, 13, 15, 18, 25.
Spener 124.
Spielhagen 108.
Spontini 147.
von Staël 113, 126.
Stein 57.
Steinbach, Erwin 30.
Stenzler 264.
Stephan III. von Bayern 190.
Stettin 68[1], 70 f., 84, 163, 261.
Stöcker 108.
Störtebeker 161.
Stoß 33.
Straßburg 9, 22 f., 25, 30, 41 f., 47, 49 f., 68[1] ff., 73, 91, 167 f.
Strauß, Johann 111.
Strauß, Richard 256.
Stübben 241.
Stuck 206.
Stüler 139.
Stuttgart 54, 61, 68[1] ff., 73, 90, 265.
Sudermann 230.
Süßmilch 261.
Sylvestre 246.

Tacitus 217.
Terwesten 133.
Tettenborn 171.
Theophanu 226.
Thieme 274.
Thiersch 203.
Thomasius 270.
Tschatschek 255.
Tieck 256.
Tiedge 256.
Toland 133.
Trettschke 108, 130, 257.
Trier 217 f.
Trithemius 123.
Trojan 108.
Tuaillon 143, 243.

Uhde 254.
Ulfilas 8.
Ulm 17, 22 f., 24, 28 f., 47, 51, 82, 239.
Unger 135 f.

Valckenburg 164.
Varnhagen von Ense 126.
Venedey 238.
Venedig 3, 28, 38, 46, 190, 194, 220, 228, 238.
Verden 158.
Versmann 173 f.
Virchow 130.
Vischer 33.
Vitellius 217.
Vitztum 255.
Vogel, Hugo 154.
Voigtel 239.
Voltaire 126.

Wagner, R. 2 f., 33, 201, 255, 264, 271, 273 f.
Waldburg 234.
Waldemar IV. von Dänemark 160.
Wallot 140, 252.
Walter v. d. Vogelweide 225.
Warschau 58.
Weber, Karl Maria 147, 255.
Weimar 2.
Weinlig 273.
v. Weinsberg H. 234.
Weißenburg 24.
Welser 30, 48.
Wertheim 80, 114.
Whitman 86, 144.
Widukind 8.
v. Wied 234.
Wien 28, 34, 48, 55 f., 58, 86 f., 145 f., 151, 175, 234, 239, 241, 257.
Wiesbaden 68 f., 79.
Wilamowitz 130.
Wilbrandt 207.
Wilhelm I. (Kaiser) 130, 139, 240.
Wilhelm II. (Kaiser) 67[1], 80, 142 ff., 199, 218, 243.
Wilhelm V. von Bayern 191.
Wilhelm von Oranien 268[1].
Wilmersdorf 68[1] f., 79.
Winckelmann 134, 249.
Windsheim 24.
Wittenberg 50, 270.
Woermann 172.
Wohlgemut 39[1].
Wolf, F. A. 127.
Wolf, Hugo 149.
Wolff, Christian 126.
Wolff (Jesuit) 52.
Worms 15 f., 18, 25, 27.
Worringen 228.
Wrangel 108, 110.
Wrba 253.
Wullenweber 36.
Wustmann 274.

Ziegler, Klara 207[1].
Zuccali 193.
Zumpe 208.
Zwirner 239.

MAY 19 1921

Im Verlage von Georg Westermann in Braunschweig, Berlin und Hamburg erschienen ferner von

Theodor Storm

Sämtliche Werke

Neue Ausgabe in fünf Bänden. In Halbleinen gebunden . . . . . 15 Mark
Feine Ausgabe in vier Bänden. In Ganzleinen gebunden . . . . . 25 Mark
Feine Ausgabe in acht Bänden. In Ganzleinen gebunden . . . . . 28 Mark
Feine Ausgabe in vier Bänden. In Halbfranz gebunden . . . . . 36 Mark

Novellen in Einzelausgaben

Drei Bändchen, gebunden je eine Mark

1. Viola tricolor / Ein stiller Musikant. 2. Waldwinkel / Beim Vetter Christian. 3. Im Nachbarhause links / Psyche

Pole Poppenspäler

Eine Erzählung für jung und alt

Kartoniert 50 Pfennig, gebunden 1 Mark

Spukgeschichten

und andere Nachträge zu Theodor Storms Werken. (Gesamtausgabe 9. Bd.) Ganzleinenbd. M. 3,50

Theodor Storms Familienbriefe aus seinem Nachlaß

Briefe an seine Braut. In grünem Ganzleinenbande . . . . . M. 5,50
Briefe an seine Frau. In grünem Ganzleinenbande . . . . . M. 4,–
Briefe an seine Kinder. In grünem Ganzleinenbande . . . . . M. 5,50

Zur Wiederkehr des 100. Geburtstages des Dichters, 14. Sept. 1917,

erschien ferner:

Storm-Gedenkbuch

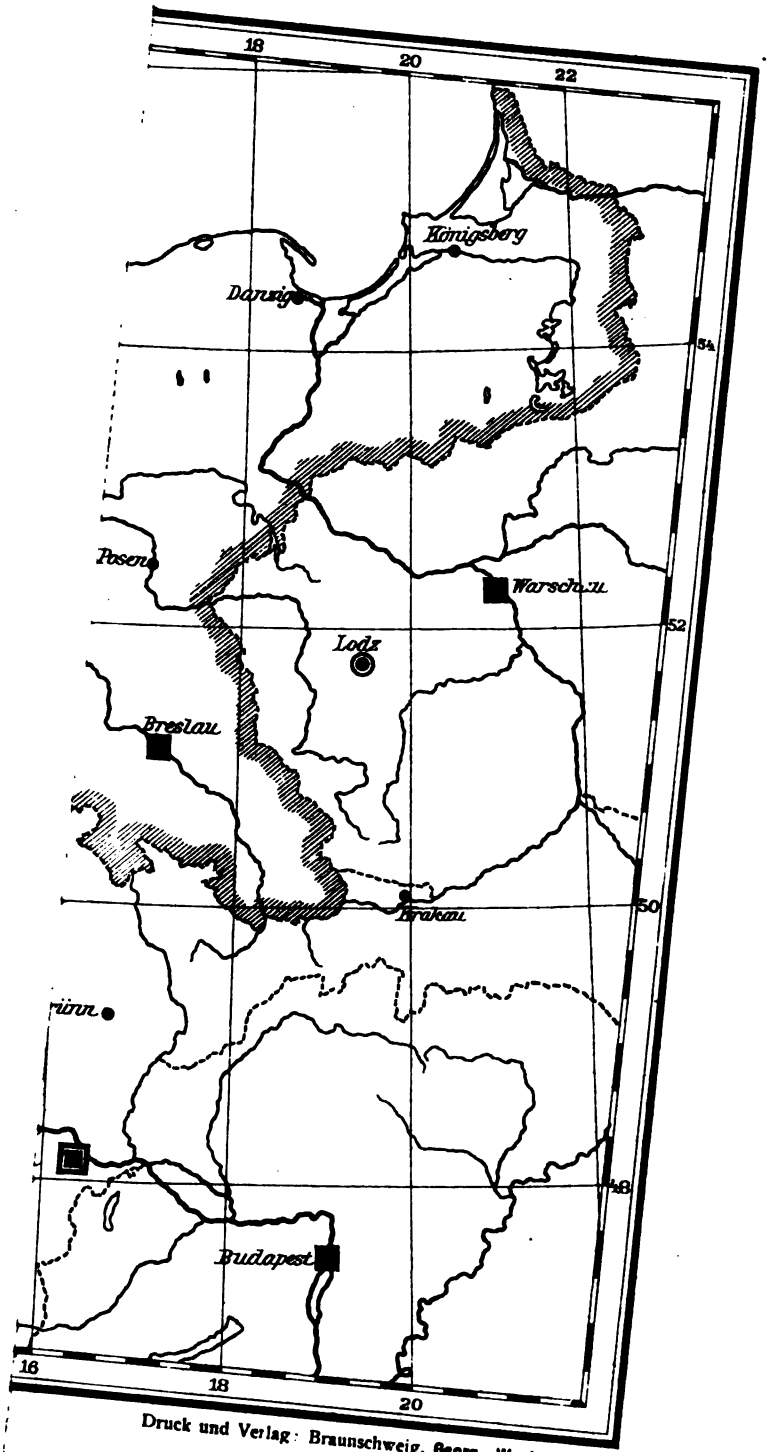
Mit einem neuen Bildnis Theodor Storms von Karl Bauer und weiteren Bildbeigaben von Heinrich Reifferscheid, Georg Greve-Lindau und Otto Soltau, sowie Widmungen bekannter Dichter und Schriftsteller

Herausgegeben von Friedrich Düsel

Gebunden 3 Mark

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Sonderankündigungen auf gef. Verlangen unmittelbar vom Verlag



Druck und Verlag: Braunschweig, Georg Westermann.

Im Verlage von Georg Westermann in Braunschweig, Berlin und Hamburg erschienen ferner von

Theodor Storm

Sämtliche Werke

Neue Ausgabe in fünf Bänden. In Halbleinen gebunden . . . . . 15 Mark
Feine Ausgabe in vier Bänden. In Ganzleinen gebunden . . . . . 25 Mark
Feine Ausgabe in acht Bänden. In Ganzleinen gebunden . . . . . 28 Mark
Feine Ausgabe in vier Bänden. In Halbfranz gebunden . . . . . 36 Mark

Novellen in Einzelausgaben

Drei Bändchen, gebunden je eine Mark

1. Viola tricolor / Ein stiller Musikant. 2. Waldwinkel / Beim Vetter Christian. 3. Im Nachbarhause links / Psyche

Pole Poppenspäler

Eine Erzählung für jung und alt

Kartoniert 50 Pfennig, gebunden 1 Mark

Spukgeschichten

und andere Nachträge zu Theodor Storms Werken. (Gesamtausgabe 9. Bd.) Ganzleinenbd. M. 3,50

Theodor Storms Familienbriefe aus seinem Nachlaß

Briefe an seine Braut. In grünem Ganzleinenbande . . . . . M. 5,50
Briefe an seine Frau. In grünem Ganzleinenbande . . . . . M. 4,–
Briefe an seine Kinder. In grünem Ganzleinenbande . . . . . M. 5,50

Zur Wiederkehr des 100. Geburtstages des Dichters, 14. Sept. 1917,

erschien ferner:

Storm-Gedenkbuch

Mit einem neuen Bildnis Theodor Storms von Karl Bauer und weiteren Bildbeigaben von Heinrich Reifferscheid, Georg Greve-Lindau und Otto Soltau, sowie Widmungen bekannter Dichter und Schriftsteller

Herausgegeben von Friedrich Düsel

Gebunden 3 Mark

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Sonderankündigungen auf gef. Verlangen unmittelbar vom Verlag